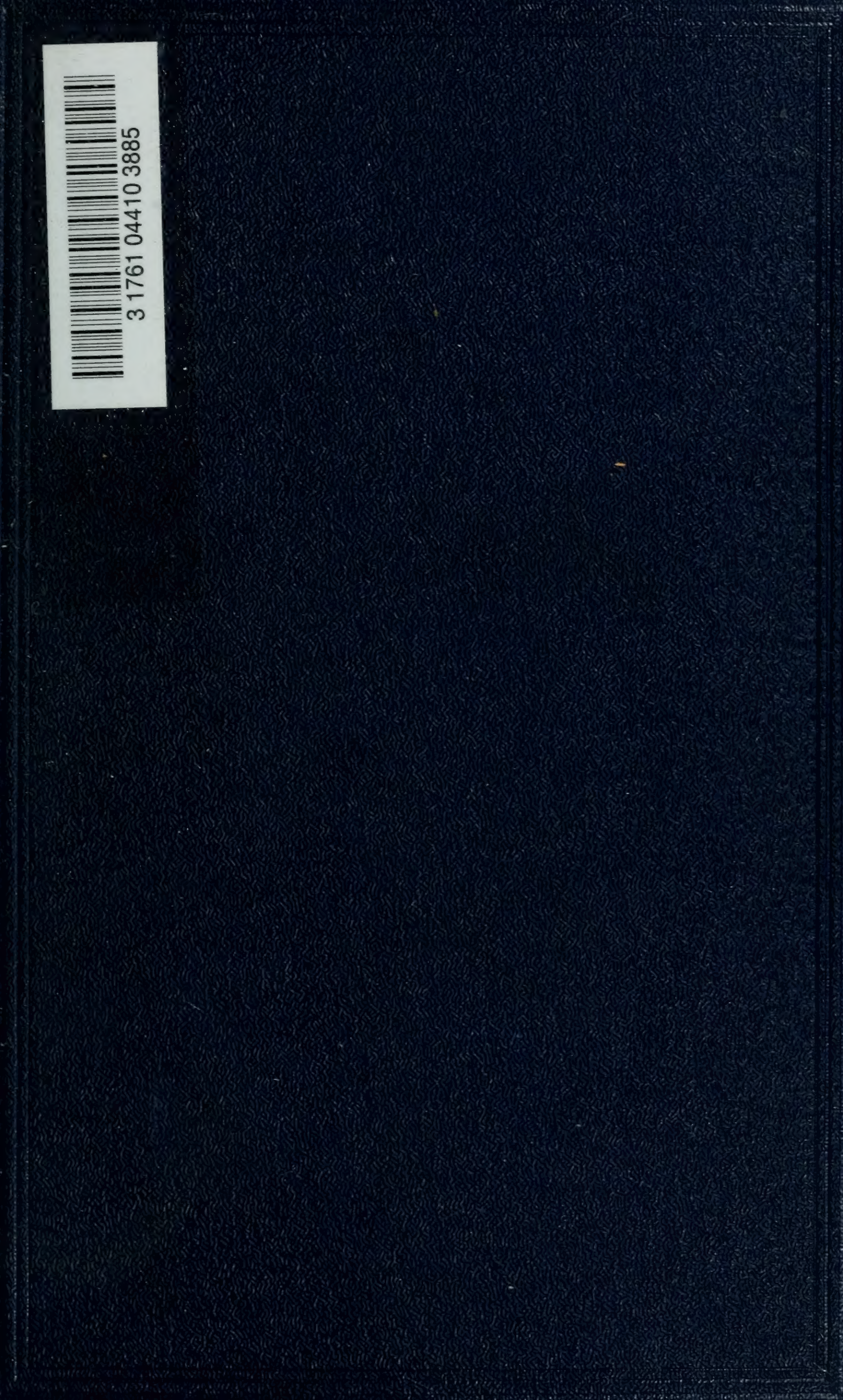
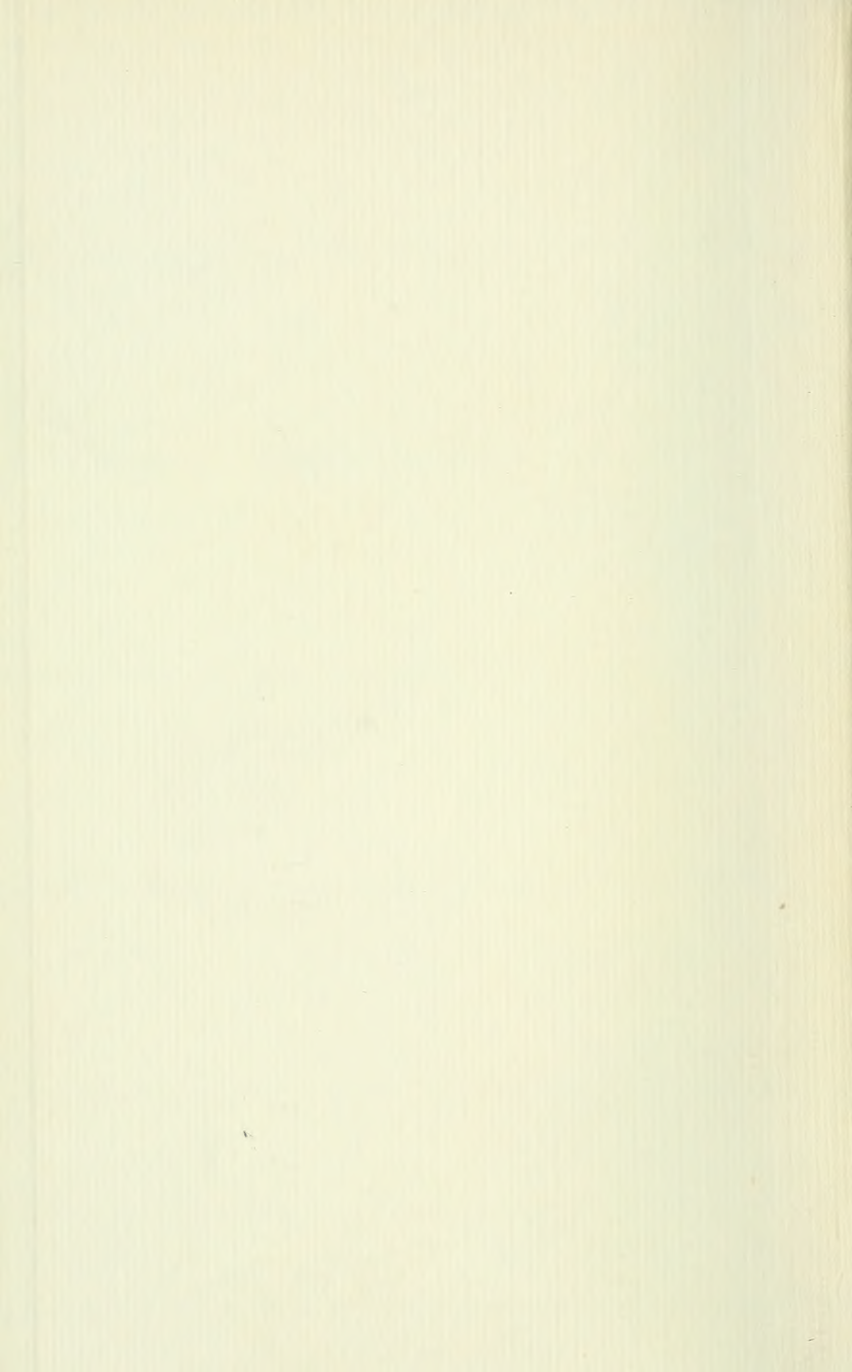
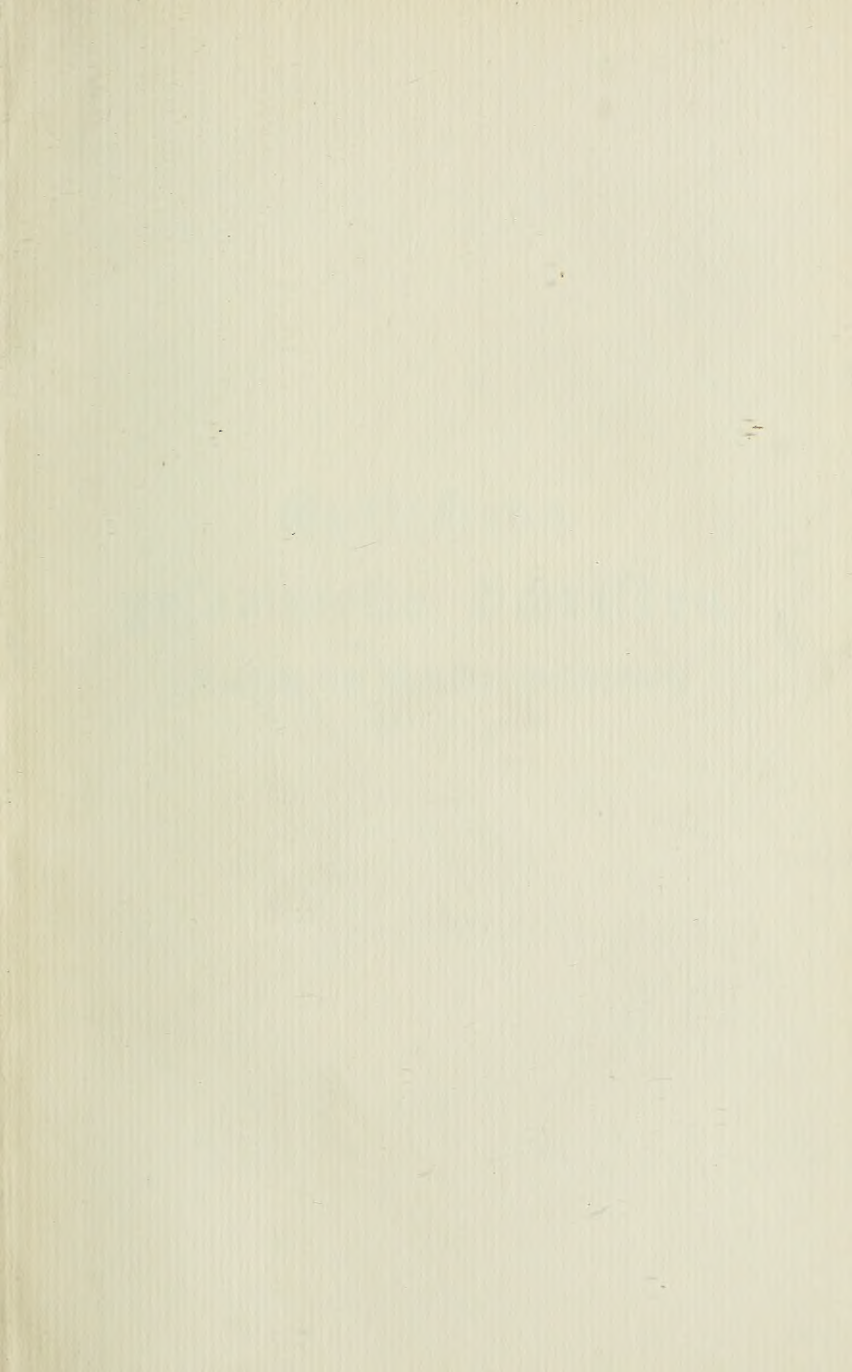








# Gottscheds gesammelte Schriften.

(Ausgabe der Gottsched-Gesellschaft)

# Gedichte

von

## Johann Christoph Gottsched.

Herausgegeben

von

Eugen Reichel.

---

Berlin
Gottsched-Verlag.

# Gesammelte Schriften

von

# Johann Christoph Gottsched.

(Ausgabe der Gottsched-Gesellschaft)

---



Fünfter Band.





Berlin
Gottsched-Verlag.

Printed in Germany

# Vorwort.

Als Johann Joachim Schwabe 1751 die zweyte Ausgabe der Gedichte ans Licht stellte, schrieb er am Schlusse der ‚Nachricht‘, welche er den zwey stattlichen Bänden vorausgehen ließ: „Sollte, wie man hoffet, diese neue Sammlung von Liebhabern der deutschen Dichtkunst wohl aufgenommen werden: so wird man ihnen in einiger Zeit, auch noch in einem dritten Bande, alle diejenigen, zum Theil sehr wichtigen Stücke liefern, die der Herr Verfasser theils itzo noch mit Bedacht zurücke gehalten; theils aber in den verschiedenen Bänden der hiesigen deutschen Gesellschaft zerstreuet hat; damit sie alle die kleineren Früchte der Gottschedischen Muse beysammen haben können.“ Dieser dritte Band ist niemals erschienen, vielmehr mit dem gesammten sehr großen litterarischen Nachlass Gottscheds spurlos verschwunden. Der Lyriker Gottsched steht also nicht mit dem ganzen Umfang seiner Dichtungen vor uns: das darf man nicht übersehen. Da die verloren gegangenen Stücke als „zum Teil sehr wichtige“ bezeichnet werden, die der Welt bis auf Weiteres „mit Bedacht“ verborgen gehalten werden sollen; so darf angenommen werden, dass sie das Beste und Bedeutendste vorstellten, was dem Lyriker Gottsched in den Mußestunden seines mit schwierigen und schwierigsten Arbeiten, mit Ämtern und Briefwechselpflichten wahrhaft überlasteten Lebens geglückt war.

Es lässt sich natürlich nicht feststellen, ob man diesen Verlust leicht nehmen, oder beklagen solle. Da Gottscheds große Bedeutung für die Geschichte unseres Volkes nicht eigentlich auf dem Gebiete der schöpferischen Dichtkunst zu suchen ist; da Gottsched selbst allezeit sehr bescheiden von seinen Gedichten dachte; sich in einer, im dritten Bande der

Oden der Deutschen Gesellschaft veröffentlichten Ode an Samuel Seidel, den späteren Laubaner Rektor, mit Ikarus, dem künstlich Beflügelten, verglich; erklärte:

> Doch die Muse kennt mich nicht,
> Phöbus gönnt mir keine Triebe . . .

— so möchte man geneigt seyn, lebhafte Klagen darüber, dass diese Gedichte verschollen sind, zu unterdrücken. Und doch: wenn Gottsched (in dessen Sinne Schwabe schrieb) diese Verse „sehr wichtig" nannte, so mussten sie ihre Bedeutung gehabt haben, die möglichenfalls größer war, als wir es uns heute vorstellen können. Ich vermute, dass es sich einenteils um Liebesgedichte, mit deren Veröffentlichung sich der Gelehrte, der „geistige Kaiser" des damaligen Deutschlands, eine „sittliche" Blöße zu geben fürchten mochte; anderenteils um philosophische Gedichte kühnen Inhaltes (vielleicht auch um Zeitbekenntnisse mit Beziehung auf das „grüne Deutschland") gehandelt hat; und dass diese Gedichte, gleich allen andern Handschriften des verschollenen Nachlasses, in die Werke andrer Herren, die nach Gottscheds Tode eine Rolle zu spielen wünschten und spielten, übergegangen sind. Leider lassen sich hier vor der Hand nur Vermutungen hegen; wir müssen uns also, in Beziehung auf den Lyriker Gottsched, mit dem von ihm oder von Schwabe Veröffentlichten begnügen; und die vorliegende Sammlung stützt sich denn auch nur auf die zwey Auflagen der Gedichte, auf die in den Schriften der Deutschen Gesellschaft mitgeteilten und auf die in der ‚Dichtkunst' in Schwabe's ‚Belustigungen' und an andern Stellen abgedruckten Stücke.

Meine Auswahl ist verhältnismäßig klein, wenn sie auch einen stattlichen Band füllt; sie hat sogar einen kleineren Umfang, als ich ihn unmittelbar nach der ersten Beschäftigung mit dem Lyriker Gottsched, für eine mögliche Veröffentlichung abgegränzt hatte. Manches Gedicht, das mir bey der ersten großzügigen Prüfung durch einzelne in ihm enthaltene schöne Stellen verklärt worden war, kam bey den entscheidenden Nachprüfungen doch nicht mehr zur Geltung; und wahllos die ganze Masse der Verse neu ans Licht stellen wollte ich um so weniger, als Gottscheds Lyrik nur einen Gelegenheitschmuck, nicht aber einen Hauptbestandteil der gewaltigen und

vielgestaltigen Lebensarbeit des Meisters bildet. Handelte sichs um einen Dichter, der nichts als Lyriker gewesen wäre; so hätte vielleicht ein andrer Maßstab an die Gesammtmasse des Vorhandenen gelegt werden dürfen: obwol ich der Meynung bin, daſs fast allen hervorragenden, ja selbst großen Lyrikern ein Gefallen geschähe, wenn man nur den allerkleinsten Teil ihrer Gedichte für die Nachwelt sammelte. Im vorliegenden Falle durfte ich mich auf ein Weniges, auf das für den Lyriker Gottsched Eigentümlichste, beschränken; und ich hoffe, daſs dieses vollauf genügen wird, auch dem Versdichter Gottsched seine geschichtliche Stellung zu sichern.

Dazu wird allerdings von Seiten der Nachwelt guter Wille gehören. Wenn man, wie das bisher üblich gewesen, wol Dichter wie Opitz, Flemming, Hoffmannswaldau, Neukirch, Kanitz, Besser, Günther u. A. in der Litteraturgeschichte sehr ernsthaft behandelt und auf Grund einiger weniger uns heute noch genießbaren Verse, zum Teil sogar für bedeutende Lyriker erklärt, an Gottscheds Gedichte aber die ungerechtfertigtsten Ansprüche stellt, sie deshalb für unzulänglich hält, Lessings boshaft-absprechendes „Urteil“ über sie nachplappert oder gar sie ohne Umstände tot schweigt: so kann der Lyriker Gottsched allerdings nicht zu seinem Rechte kommen. Wenn man aber die besten seiner höchst verschiedenartigen Gedichte mit den besten Gedichten seiner unmittelbaren Vorgänger (von den Gedichten älterer Zeiten zu schweigen; da ja doch selbst Walthers Gedichte nur zum allerkleinsten Teile nicht für gereimte Prosa gelten dürfen; obschon sie als Zeitgedichte kaum weniger bedeutsam sind als die besten Zeitgedichte Gottscheds) vergleicht: so wird man ohne weiteres erkennen, daſs auch die Lyrik Gottscheds (vorausgesetzt, daſs man unter Lyrik nicht nur das bißchen Liebes-, Stimmung- und Gefühlsdichtung versteht, das gelegentlich als das A und O der lyrischen Poesie bezeichnet zu werden pflegt) einen bedeutsamen Fortschritt über die Lyrik des 16. und 17. Jahrhunderts bis ins erste Viertel des 18. Jahrhunderts hinein, bedeutet.

Ich habe in einer großen Abhandlung ‚Gottscheds Lyrik‘ (Gottsched-Halle, I. Jahrg., Heft 1/2) umständlich nachgewiesen, worin der Unterschied dieser Lyrik von der aller seiner Vorgänger besteht: sie ist unbedingt weltlich; das demütig-religiöse Buß- und Reuelied fehlt ihr; sie knüpft fast ausschließlich an

große und kleine Begebenheiten des öffentlichen Lebens an; sie ist der Ausdruck eines großen Menschen, der Dichter, Philosoph, Natur- und Geschichtkundiger, und vor allem ein in jeder Beziehung freyer Mann, ein von Grund aus deutscher Mann, eine tief sittliche Persönlichkeit ist; sie baut sich auf dem Boden einer zu künstlerischer Freyheit emporgearbeiteten Sprache auf und gibt den Ton an, der sich bis über die Lyrik Goethes und Schillers hinaus in der deutschen Versdichtung verfolgen lässt.

Aus allen diesen Gründen gehören Gottscheds beste Gedichte in die Ruhmeshalle unserer National-Litteratur; sie sind in ihrer vorwiegend pathetischen, aber an Empfindung, ja selbst an Humor und behaglicher Laune keineswegs armen Art gerade so klassisch, d. h. vollendet, wie die besten Gedichte eines Walter, Dach, Goethe, Schiller, Uhland, Möricke und anderer deutscher Meister. Wie der Schriftsteller Gottsched als vollkommen moderner Mensch den Punkt bildet, wo alte und neue Zeit sich scheiden; wie seine große reformatorische Organisationsarbeit unserm gesammten Volke zu Gute gekommen ist; so hat auch seine viel nachgeahmte, von einem für die neue Dichtkunst begeisterten Geschlechte unseres Volkes buchstäblich auswendiggelernte Lyrik den jüngern Versdichtern (auch dem schwärmerischen Sänger des „Messias") erst die Möglichkeit geschafft, sich als lyrische Künstler auszuleben.

Die Nachwelt ist lange daran gewöhnt worden, den Lyriker Gottsched so zu sehen, wie ihn der zweyundzwanzigjährige, jeder lyrischen Ader baare Gotthold Ephraim Lessing „Allen nach Standesgebühr höchst- und hochzuehrenden Liebhabern, Gönnern und Beförderern einer ächten deutschen Poeterey" im Jahre 1751 vorzustellen beliebte; dass hierin eine große Ungerechtigkeit liegt, wird man wol allgemach einsehen lernen.

Wir brauchen noch lange nicht die Ansicht jener Zeitgenossen Gottscheds zu teilen, die in ihm wirklich einen ganz großen Dichter erblickten, weil er von etwa 1730 bis etwa 1750 tatsächlich auch der bedeutendste Lyriker seiner Zeit, ein bedeutenderer als alle Dichter der Opitz-Epoche, war und in allen damals geltenden Gattungen edel gearbeitete Musterstücke lieferte; denn das Urteil der Zeitgenossen darf für die Nachwelt weder im guten noch im üblen Sinne maßgebend bleiben. Aber wir sollen wenigstens versuchen, den Dichter

Gottsched aus seiner Zeit heraus und im Rahmen der Kulturstufe, auf die er sich und seine Zeit stellte, zu begreifen. Wie er wirklich gesehen werden muss, erkennen wir vielleicht am besten, wenn wir uns das Hauptsächlichste aus den Worten vergegenwärtigen, welche zwey der damals einflussreichsten Blätter im Jahre 1736 den Gedichten widmeten.

So schrieb der ‚Hamburgische Korrespondent' in seiner Nummer vom 16. November: „Des grossen Dichters unserer Zeiten, Herrn Johann Christoph Gottscheds, öffentlichen Lehrers der Weltweisheit und Dicht-Kunst zu Leipzig, Gedichte sind allhier von Herrn J. J. Schwabe M. A. gesammlet herausgegeben worden. Seine hier befindliche Gedichte sind fast alle Meister-Stücke. Hier hat der Reim nicht den Vers mit den Haaren, so zu reden, herzugezogen, sondern die Fruchtbarkeit der Gedanken und Erfindungen überall einen reichen Vers und an sich selbst fließenden Reim hervor gebracht. Das Hohe, Prächtige, Bewegende, Schmeichelnde, Reitzende, Stechende, Lehrende, Mahlende, nach ihren besondern Eigenschafften, in ihrem vollkommensten Glanze, mit gehöriger Maaße, an ihrem rechten Ort und Stelle anzubringen, nach Erforderung zu steigern und sich herab zu lassen, und nach der Natur zu schreiben, sind alle, ohne die geringste Schmeicheley zu reden, dem Herrn Verfasser von der gegen selbigen besonders gütig gewesenen Natur ertheilte eigene Eigenschafften. Der Leser findet hier die zwey wesentlichen Stücke rechtschaffener Schrifften, nemlich sich auf eine edle und unschuldige Art zu vergnügen und zu unterrichten."

Und die ‚Deutschen Acta eruditorum' leiteten ihre Besprechung (Teil CCXV, Stück 2) mit folgenden Worten ein: „Herr M. Schwabe verpflichtet sich die Liebhaber der deutschen Sprache und Redekunst nicht wenig, daß er ihnen Herrn Prof. Gottscheds Gedichte, welche gewiß unter die stärksten gehören so darinnen geschrieben worden, hier in einem Bande beysammen vorlegt. Man hat unsere Sprache, Dicht- und Redekunst bisher durch Grundsätze und Regeln zu verbessern gesucht: und das verdient allerdings seinen Ruhm. Allein die Regeln bleiben doch todt, und die Anfänger bey deren Anwendung ungewiß, wenn solche nicht durch gute Beyspiele ein Leben bekommen, an denen diejenigen, so sich üben wollen, die Art und Weise ersehen können, wie man

nach gedachten Grundsätzen zu verfahren habe, und wie bey einer solchen Übung etwas gutes und angenehmes herauskomme. Zu solchen Beyspielen hätte man freylich nicht leicht etwas besseres als Herrn Prof. Gottscheds Gedichte erwählen können, welcher nicht nur natürlich, lebhafft, anmuthig, sondern auch regelmäßig schreibet. Wie er sich diesen Ruhm längst erworben, so werden wir anitzo die Leser von der Einrichtung und dem Inhalte dieser seiner Gedichte näher benachrichtigen."

Hier stehen ruhige, sachliche Urteile vor uns, die wir auch heute noch bestätigen können; ja, die wir noch erweitern dürfen: da verschiedene der großen Gedichte (allen voran die gewaltige Jubelode) erst nach 1736 entstanden. Gottscheds Gedichte sind vor allem als Sprachdenkmäler bedeutsam: sie bilden den ersten entscheidenden Versuch, die flüssige Prosa Gottscheds bewußt kunstmäßig zur melodiösen Verssprache*, zur „Sprache der Götter" auszubilden. In einigen geistlichen Liedern Dachs und Paul Gerhards lebte zwar bereits eine große, vom religiösen Gefühl getragene, melodische Innigkeit; und auch ein paar weltliche Liedverse Dachs, Flemmings, Hoffmannswaldaus und Günthers flossen leicht, anmutigbeseelt und voll musikalischen Wohllautes dahin. Aber was sonst seit Opitzens Zeit in Deutschland gedichtet worden war, blieb in kalter didaktischer Ungelenkheit stecken oder verzettelte sich in sinnlos abgeschmacktem Gefasel, dem nur zu oft sich die schlüpfrige oder plumpe Zote gesellte, die das schwerfällig nachzuahmen trachtete, was drüben in Paris graziös gesündigt wurde. Eine gehobene, künstlerisch geadelte, frey schwebende Dichtersprache gab es vor Gottscheds Auftreten nicht: erst ihm gelang es, der deutschen Sprache den großen lyrischen, wenn auch vorwiegend pathetischen Schwung und jene neutönige Klangfülle zu geben, die fortan das unverlierbare Gut der deutschen Dichtersprache bleiben konnte.

Aber Gottsched ist nicht nur der lyrische Sprachkünstler, sondern auch in ganz hervorragendem Grade lyrischer Dichter. Trotz aller, gelegentlich noch zu Tage tretenden, aus der Opitz-

* Das eigentlichste Kennzeichen aller lyrischen Gedichte Gottscheds ist: Melodie, frey fließende, oftmals prachtvoll dahinrauschende Melodie, wie sie bey keinem deutschen Dichter vor ihm zu finden ist. Auch wenn seine Verssprache noch dort und hier hart klingt und nüchtern prosaisch bleibt, hat sie trotzdem ihren melodischen Fluß. Ihre Ausdrucksfähigkeit steht noch nicht immer auf erreichbarer Höhe; ihre Melodie stets.

schule übernommenen Prosaismen und Schwerfälligkeiten des Ausdrucks, trotz ihres vorwiegend pathetisch-rhetorischen Karakters, ist die Lyrik Gottscheds wirklich Poesie im guten Sinne des Wortes; nicht ausschließlich oder auch nur vorwiegend Stimmung- und Empfindungpoesie; aber desto entschiedener Anschauungpoesie, unmittelbare Gelegenheitpoesie, wahrhaftigste lyrische Kunst. Der Umstand, daſs auch in dieser Beziehung seine dichternden Nachfolger und Schüler weit über ihn hinauswuchsen, daſs sie die von Gottsched ihnen geschaffene Dichtersprache noch flüssiger und zu jedem zartesten Ausdruck befähigt machten (obwol auch die besten Lyriker der klassischen Zeit kaum eine Zeile geschrieben haben, die an melodiöser Leichtigkeit und Lieblichkeit über die dem Anakreon nachgedichteten und viele in den Oden und Gesängen enthaltenen Verse hinausreicht), kann die herrschende Stellung des Lyrikers Gottsched nicht beeinträchtigen.

Wie in seinen didaktischen Gedichten eine bis zu seinem Auftreten in Gedichten unerhörte geistige Überlegenheit; in seinen Oden und Gesängen ein bis zu seinem Auftreten unerhörtes, die Zeitgenossen mit sich fortreißendes lyrisch-pathetisches Feuer; in seinen Liebes- und Empfindungsgedichten eine bey seinen besten Vorgängern nur sehr selten zu Tage tretende Einfachheit und Innigkeit des Tones herrscht: so offenbart sich auch in fast allen seinen Gedichten eine, vor ihm noch nie dagewesene, Großzügigkeit in Behandlung der Sprache, die noch in der ganzen ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihres Gleichen sucht. Überall kommt eben die große, die weiten Gebiete des Wissens und der Kunst umfassende Persönlichkeit zum Ausdruck. Der deutsche Dichter ist hier plötzlich ein andrer, als er es in allen früheren Zeiten gewesen: nicht nur ein mehr oder weniger gewandter Reimer, ein steifleinener Didaktiker, ein Schnurrenerzähler, ein subjektiv befangener Buß- und Leidbekenner oder gar ein Zotenmacher; sondern ein singender Philosoph und Weltbetrachter, der das Leben seines Volkes mitlebt und „der Menschheit große Gegenstände", soweit es deren zu damaliger Zeit gab, in den Bann seiner Kunst zieht. In alle dem, und nicht zum wenigsten in der Kraft und Selbständigkeit seiner Sprache, offenbarte sich Gottsched als ein wahrer Nachfolger der griechischen und römischen Lyriker; und wenn wir diese alten

Sänger immer aufs neue preisen, den Lyriker Gottsched jedoch, überlegen tuend, verlachen: so beweisen wir dadurch nichts andres als unsre Urteilslosigkeit, die auf der einen Seite Lob und auf der andern Seite Tadel gedankenlos nachplappert.

Gottsched ist, ich wiederhole das immer aufs neue! kein großer Dichter; er hatte vom großen Dichter, auch vom großen Lyriker, selbst zu hohe Begriffe, als dass er sich für einen solchen hätte halten mögen. Aber seine beste Lyrik ist nicht nur als eine Nebenbetätigung des großen Meisters unserer Sprache von Bedeutung, sondern als „ein lebendiges Muster der mit Weltweisheit verknüpften Dichtkunst“, wie Lichtwer 1752 meynte, und zwar als das erste Muster dieser Art, in hohem Grade merkwürdig. Was ihm dann noch in der lyrischen Kunst im engeren Sinne seinen Wert gibt, das sind die ganz bewusst von ihm verwandten schmückenden Beywörter, durch die er der poetischen Sprache das für die spätere deutsche Lyrik so kennzeichnende Gepräge schafft. Bey den alten Lyrikern fehlt das schmückende Beywort, dieser an sich überflüssige aber die lyrische Kunst so hold verklärende Putz, fast eben so sehr, wie bei den romanischen, slavischen und den älteren deutschen Dichtern.* Opitz leitet aus den lateinischen Rednern manches Beywort in seine Verse hinüber; und namentlich in der zweyten schlesischen Schule beginnt das schmückende Beywort schon eine, allerdings vorwiegend abgeschmackte oder wol gar sinnlose Rolle zu spielen. Aber erst Gottsched bildet sich, dank seines überaus feinen Sprachgefühls und seiner anschauungreichen Phantasie, mit diesen Beywörtern ein wirkungvolles Kunstmittel; und in seinen glücklichsten Stunden bringt er es auf diese Weise zu Wirkungen, die von keinem späteren Dichter übertroffen worden sind. Man wird dieses Urteil nicht übertrieben finden, wenn man erfährt, dass der „hölzerne Pedant“, zu dem die Litteraturgeschichte Gottsched gestempelt hat, dass der trockene, nüchterne Reimschmied, den „breiten Rücken der Donau“ sieht und „der Meerestiefen müde Flut“ empfindet; dass er von „zärtlichen Narzissen“, von der „welken Pracht der Gärten“, von „spielenden und scherzenden Westwinden“, vom „rauschenden Ge-

---

* Auch bey Walter von der Vogelweide ist dieser Schmuck der poetischen Rede noch ganz dürftig: über einen „roten“ Mund, ein „kleines“ Vögelein, eine „schöne“ Frau u. dgl. kommt der schlichte Sänger nicht hinaus.

fieder“ der Zeit, von „pfeilgeschwinden Flügeln“, von „jauchzenden Gedanken“, von „stillen, sanften, klugen Händen“, von einer „sieggewohnten Hand“, von der „neuentwölkten Wahrheit“ u. dgl. m. singt.* Denn jedes dieser Beywörter ist ein Treffer, der die sichere Hand eines echten lyrischen Künstlers zur Voraussetzung hat. Leider finden sich viele derartige lyrische Schönheiten gerade in Gedichten vor, die aus verschiedenen Gründen meiner Auswahl entzogen bleiben mussten; um sie jedoch für die Nachwelt zu retten, teile ich aus einer Reihe von ganz veralteten, des Neudrucks nicht werten Gedichten einzelne Bruchstücke am Ende des Bandes mit, der dann tatsächlich Alles enthalten dürfte, was (wenigstens meiner Meynung nach) von dem Lyriker Gottsched für eine pietätvolle Nachwelt von Wert seyn kann.

Da meine Auswahl sich auf einen kleinen Kreis von Gedichten beschränkt, so habe ich natürlich von einer Zusammenstellung der einzelnen Stücke in verschiedene Gruppen abgesehen. Bey Schwabe ordnen sich die zwey Bände in: Oden (diese teilen sich noch besonders in Heldenlieder, Ehrenlieder und Freundschaftslieder), Singgedichte (Kantaten, Serenaten und Oratorien), Schreiben, Elegien, Gesänge, Lehrgedichte und Heroische Gedichte (Lobgedichte). Ich dagegen biete dem Leser die ausgesuchten Stücke zwar nach festen Gesichtspunkten geordnet, aber doch in freyer Folge. An einigen größeren Gedichten habe ich Kürzungen vorgenommen, so z. B. an den Oden auf Karl den Friedensstifter, auf den Prinzen Eugen und auf Leibnitz. In den Anmerkungen werde ich hierüber Näheres mitteilen.

Schließlich spreche ich noch mein Bedauern darüber aus, dass es auch in diesem Bande (namentlich auf den ersten Bogen) leider nicht an Druckfehlern mangelt. Hin und wieder ist noch ein „vieleicht“ (wie Gottsched in späteren Jahren ausschließlich schrieb, offenbar in dem Bestreben, die Häufung der Mitlaute zu vermeiden) stehen geblieben; auch das überflüssige „th“ hat sich noch dort und hier behauptet, ebenso wie „kömmt“ für „kommt“; und die für Gottscheds Vers-

---

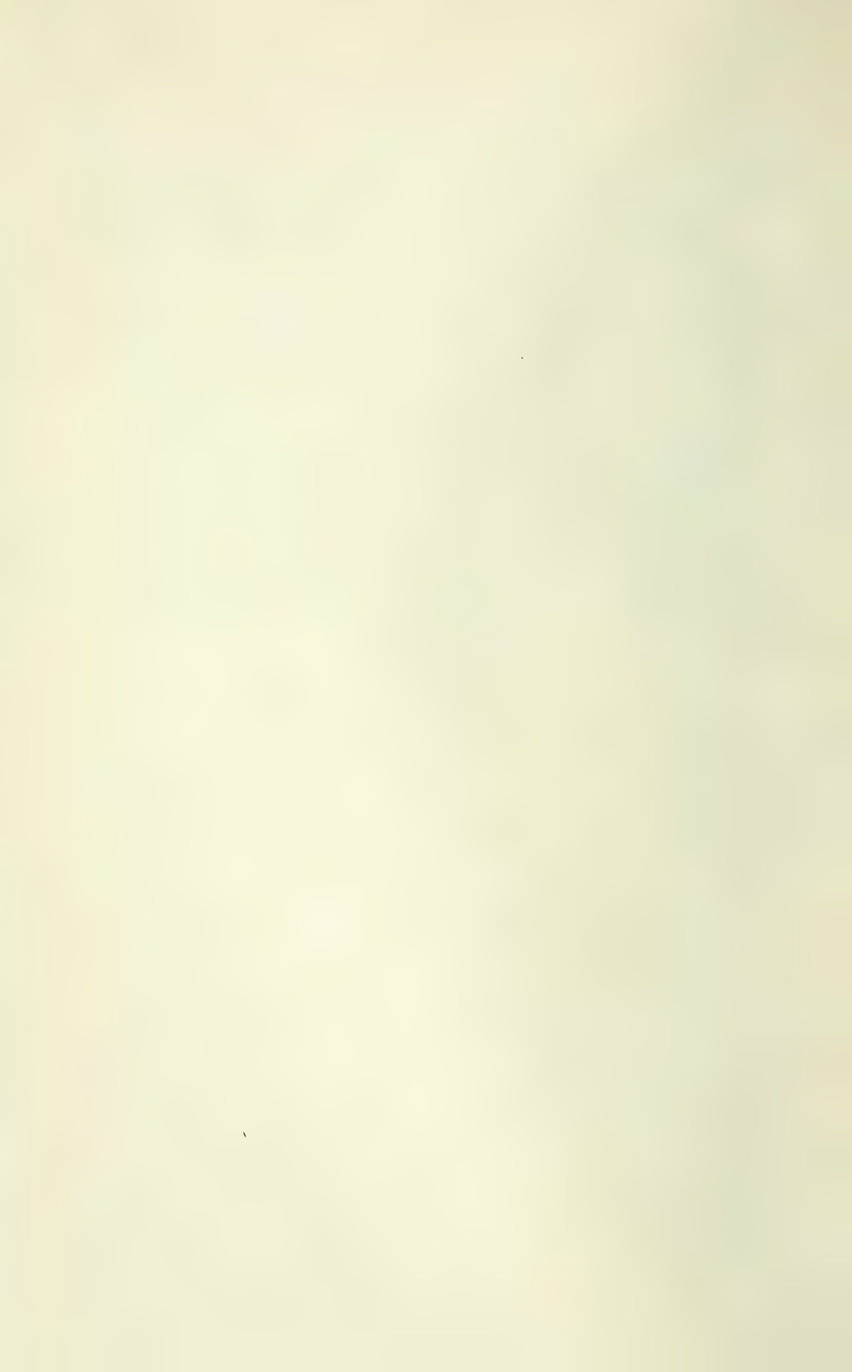
* Eine größere Auswahl findet man in dem Essay „Gottscheds Lyrik“: Gottsched-Halle I. Jahrg. 2, S. 38/40.

sprache karakteristische Ausmerzung der Apostrophen, die ich unter allen Umständen festgehalten wissen wollte, ist ebenfalls einigemal unberücksichtigt geblieben. Die Leser mögen diese Mängel entschuldigen und je nach Bedürfnis verbessern.

Druckfehler dieser Art werden sich, wie ich fürchte, nie vermeiden lassen, so lange ich in Allem und Jedem auf mich allein angewiesen bleibe. Die Arbeitslast, die ich mir auf= gelegt, wächst nicht nur von Jahr zu Jahr, sie wird auch mit zunehmenden Jahren immer drückender für mich; und da ein Augenleiden mich ohnehin an einer, jedem Buchstaben gleichmäßig zu widmenden Sorgfalt hindert, so ist es mir in der Tat unmöglich, druckfehlerfreye Satzbilder, wie ich sie erstrebe, zu liefern. Stände meinem Drucker ein geschulter Druckprüfer zur Seite oder stellte sich mir ein lesegewandter Student der Philologie opferfreudig zur Verfügung, so ließen sich vielleicht tadellose Drucke erzielen; unter den obwaltenden Verhältnissen werden meine Ausgaben leider in alle Zukunft an kleinen Mängeln der Drucklegung leiden — was niemand mehr bedauern kann als ich selbst.

R.

# Gedichte.



# Als ich aus meinem Vaterlande gieng.

Im Jenner des 1724sten Jahres.

---

Mein Auge will sich noch vor Wehmut überschwemmen,
Wenn der gestörte Sinn an jenen Tag gedenkt.
Ich kann nicht mehr den Strom verhaltner Klagen hemmen,
Weil ich den Fuß so schnell aus Königsberg gelenkt.
O Schrecken! welches mir die Geister eingenommen,
O Schrecken! das mir Mars durch seine Wut erweckt:
Von dir ist der Entschluſs von meiner Flucht gekommen,
Der andre fast noch mehr, als meine Brust, erschreckt.
Ich hörte hier und da ein warnend Wort erschallen;
Ein jeder war bemüht und sehr besorgt um mich.
Man sprach: Ich würde bald in schlaue Hände fallen,
Ja mancher stellte sich fast allzu jämmerlich.
Bald ist ein kleiner Brief aus guter Hand erschienen,
Der als ein Donnerschlag, mein blödes Herz zerschellt.
Bald kam ein lieber Freund mit angsterfüllten Mienen,
Und sprach: Es würde mir betrüglich nachgestellt.
Bald drang ein falscher Ruf in die bestürzten Ohren:
Ich wäre wirklich schon Bellonen untertan.
Bald hat ein banger Mund den leeren Eid geschworen:

Man führe mich bereits zur vollen Übungsbahn;
Man habe mich schon längst ins dicke Buch geschrieben,
Das Freygebohrne stracks zu Sklavenkindern macht.
So pflegte Freund und Feind mich stündlich zu betrüben;
So ward von jedermann an meinen Fall gedacht.
Zwar anfangs konnte mich kein Warnungsbote schrecken:
Man sagte dies und das: ich lachte nur dazu.
Kein Dräuwort konnte mir die mindste Furcht erwecken,
Ich dachte jederzeit: wer ist so frey, wie du?
Zuletzt besiegten mich die wohlgemeynten Worte,
Die mancher treue Mund mir in das Ohr gesetzt.
Ich traute mir nicht mehr an dem beliebten Orte,
Der meinen Geist bisher mit vieler Lust ergetzt.
Der unverhoffte Schluss ward plötzlich abgefasset,
Der Schluss, der eine Flucht aus Königsberg beschloss;
Der Schluss, bey welchem mir das Angesicht erblasset,
Als das betrübte Wort von meinen Lippen floss.
Ach! rief ich bey mir selbst, du grimmiges Geschicke!
Was treibt mich deine Hand so schleunig in die Flucht!
Verhängnis! ändre doch die zornerfüllten Blicke,
Dadurch dein Eifer nur mein größtes Unglück sucht.
Was drohet mir dein Arm mit den verwünschten Waffen?
Du weißt ja, dass ich mich dem Musenchor geweiht.
Was hab ich mit dem Mars, dem Kriegesgott, zu schaffen?
Der mir dennoch so oft mit seiner Knechtschaft dräut.
Doch bald erholten sich die zagenden Gedanken,
Und sagten: ach vielleicht befördert dies dein Glück!
Vielleicht führt dich der Herr in seiner Weisheit Schranken,

Durch den schon ostermals gespürten Vaterblick.
Also verkehrte sich die Furcht in ein Vertrauen:
Wiewol ein neuer Schmerz bekränkte meinen Sinn.
Ich sollte manchen Freund zum letzenmale schauen,
Dem ich verwandt, bekannt und lieb gewesen bin.
Ich sollte unverhofft der Gönner Haus verlieren,
Die meine Schwachheit oft durch ihre Huld gestützt.
Mein Schicksal wollte mich nach fremden Orten führen,
Wo mich, so viel ich weiß, kein gleicher Schild beschützt.
Ja, ja, ich fühle noch, wie dem beklemmten Herzen,
Bey manchem Letzungswort so schlecht zu Mute war:
Sonst pflegte hier und da mein freyer Mund zu scherzen;
Doch damals stellte sich ein trübes Wesen dar.
Zwar wurde mehrenteils der herbe Schmerz verborgen,
Indem ich meinen Gram nicht völlig merken ließ:
Allein mein Herz empfand um desto mehr die Sorgen,
Womit der Abschied mich fast gar zu Boden stieß.
Doch seht! auch dieses ist nicht überall geschehen;
Die kurze Zeit verbot die letzte Höflichkeit.
Ich kriegte manchen Freund und Gönner nicht zu sehen,
Der mir vieleicht itzund mit seiner Ungunst dräut.
Ach Wertste! zürnet nicht. Ich habe nichts verbrochen!
Die abgedrungne Flucht hat mir den Gruß verwehrt.
Und hat euch euer Knecht gleich nicht zuletzt gesprochen:
So soll es doch geschehn, wenn er zurücke kehrt.
Indeß lebt alle wohl! und bleibet dem gewogen,
Der eure Namen stets in treuer Seelen hält.
Voritzo bin ich zwar aus Königsberg gezogen:
Doch wer aus Preußen zieht, der zieht nicht aus der Welt.

## An meinen Vater, zu seinem Geburtstage.

1727, den 7 Sept.

---

Teurer Vater! Pflicht und Eifer feuren mich itzt doppelt an,
Daſs ich dein Geburtsfest heute schweigend nicht entehren kann;
Daſs sich meine Dankbarkeit mit gestärkten Trieben reget,
Und dir dies getreue Blatt freudenvoll vor Augen leget.
Unsre Trennung, treuster Vater! schwächet meine Liebe nicht;
Hat gleich mein entferntes Auge dein geehrtes Angesicht
Schon bis in das vierte Jahr sehnsuchtsvoll entbehren müssen:
So ist doch dein wertes Bild nicht aus meiner Brust entrissen.
Stündlich stellt sich in Gedanken dein Gesicht, dein graues Haar,
Und des wohlgewachsnen Körpers ehrenwertes Ansehn dar.
Stündlich siehet dich mein Geist in dem langen Priesterkleide,
Und ergetzet sich an dir mit der allerzärtsten Freude.

O wie wallte mir der Busen, wenn ich oft die Post empfieng,
Daſs es dir und deinem Hause glücklich und nach Wunsche gieng;
Daſs dein hochgeschätztes Haupt, bey des schweren Amtes Bürde,
In Gesundheit, Kraft und Heil mit Vergnügen grauer würde.
Und wie sehr war ich bekümmert, wann mir ein betrübtes Blatt,
Manchen Schmerz, der dich betroffen, wehmutvoll berichtet hat;
Wann dich bald ein Zufall traf, der des Leibes Kräfte schwächte,
Bald ein herber Todesfall, der entweder dein Geschlechte,
Oder gar dein Haus beraubte, dir bis in die Seele drang;
Und auch mir die heiſsen Zähren häufig in die Augen zwang.
Hier gebricht es mir an Kunst, hier gebricht es mir an Bildern,
Was mein Herz dabey gefühlt, klar und lebhaft abzuschildern.

Doch was war dies alles Wunder? Wäre gleich mein Herz ein Stein,
Könnt es doch bey deiner Freude nicht ohn alle Regung seyn;
Könnt es doch bey deiner Qual nicht ganz unempfindlich bleiben:
Denn, mein Vater! dir allein hab ich alles zuzuschreiben.
Zwar ich weiſs so gut als jemand, daſs der Herr der ganzen Welt,

Und kein Mensch, mir Leib und Seele selbst gebildet
und erhält.
Doch ich weiß auch, daß er selbst, da ich fast noch
nichts gewesen,
Dich, o wertgeschätzter Mann! mir zum Vater aus-
erlesen.
Tausend Dank sey deiner Güte, Schöpfer! der du
mich gemacht,
Daß du mir nach deiner Weisheit diesen Vater zu-
gedacht.
Hundert andre mögen sich murrend über dich beklagen,
Und sich voller Ungeduld oft mit den Gedanken schlagen:
Warum hat mich doch kein König, Herzog oder Graf
gezeugt?
Warum war mir doch das Schicksal nicht so wohl, als
dem, geneigt,
Dem ein Krösus dieser Zeit, nicht allein sein Leib
und Leben,
Sondern auch viel Geld und Gut, Adel und Geschlecht
gegeben?
Nein, ich wünsche keinen Vater, wie ihn mancher
Tor begehrt;
Denn ich fände keinen bessern, als den mir der Herr
beschert:
So, daß wenn ich hundertmal selber einen wählen
sollte,
Ich auch hundertmal nur ihn, keinen andern nehmen
wollte.
Kein Verstellen oder Häucheln dringt mir dies Be-
kenntnis ab,
Wie wol ehr ein Ungeratner fälschlich die Versichrung gab.
Nein, mein Vater! deine Gunst darf ich mir nicht
erst gewinnen,

Noch zu Dämpfung deines Zorns neue Schmeicheley
ersinnen:
Denn da du mich stets geliebet, o so schwör ich dir
getreu;
Daſs mein Wort ein reiner Ausdruck innerster Em-
findung sey.
Hättest du mich nur erzeugt, würd ich dir schon Dank
erweisen;
Hättest du mich nur versorgt, würd ich dich gedoppelt
preisen:
Aber dies war dir zu wenig; du hast mehr an mir getan,
Als auch von dem besten Vater je ein Sohn verlangen
kann.
Deiner Lehren Honigseim, dein getreues Unterrichten,
Kann mich wahrlich tausendfach zur Erkenntlichkeit
verpflichten.

Ach! ich denke noch der Stunden, als mir durch mein
andres Jahr
Kaum der zarte Fuß zum Gehen stark genug geworden
war;
Als der Mund kaum fähig schien, dir die Sylben
nachzulallen,
Wie dir meine Lehrbegier damals schon so wohl ge-
fallen.
Ich erinnre mich der Zeiten, da ich dir im Schooße saß,
Und, nach deiner Unterweisung, etwa deutsch und
römisch las.
O wie lieblich wuſstest du bald mit lockenden Geschenken,
Mit Versprechen, Scherz und Lust meine Neigungen
zu lenken.
Durch die väterliche Klugheit ward die Arbeit mir
ein Spiel:

Denn sie machte, dass mir alles, was mir nützte, wohlgefiel.
Mit den Jahren wuchs dein Fleiß; und so ist mein Schülerorden,
Der viel tausend Knaben quält, mir ein Paradies geworden.

O wie lieblich ward mir ferner aller freyen Künste Grund,
Durch die väterlichen Lippen, schon in früher Jugend kund!
War doch keine Wissenschaft, die sich nur für Knaben schicket,
Die mir deine Sorgfalt nicht mit Vergnügen eingedrücket.
Schon in meinem zwölften Jahre führtest du mich bey der Hand
In das Chor der deutschen Musen, welches du vorlängst gekannt.
Dein Exempel gieng mir vor; denn nach deiner Saiten Tönen
Ließ sich meines neuen Rohrs ungeübter Klang gewöhnen:
Bis mir endlich Albertine, wo der Musen Wohnplatz war,
Mehr Geduld und Lust zum Dichten, mehr Geschick und Stoff gebahr.

O wie wär ich hier geneigt, meine Lehrer zu erheben!
Doch dies Blatt erlaubt mir kaum ihre Namen anzugeben;
Rohde, Gehrke, Bläsing, Meyer, Sanden, Fischer, Gregorow,

Kreuschner, Liljenthal u. Langhans, Hahn u. Qvandt
und Masecow,
Pietsch u. Rast! euch weiß ichs Dank, dass mich euer
kluges Wissen
Aus des Unverstandes Nacht an der Weisheit Licht
gerissen.
Hier erfüllet meine Feder mit Vergnügen ihre Pflicht;
Wollt ihr mich noch mehr verbinden: schämt euch eures
Schülers nicht!
Wird die späte Welt dies Blatt unter meinen Liedern
lesen,
Soll sie, euch zum Ruhme, sehn, wessen Lehrling ich
gewesen.

Aber dir, geehrter Vater! bleibt dennoch der erste
Ruhm:
Alles, was ich bin und habe, nennet sich dein Eigentum.
Deine weisheitvolle Zucht führte meine schwache
Jugend,
Die sonst leichtlich wankt und fällt, auf die rechte Bahn
der Tugend.
Ach! wie nützlich war dein Strafen und dein Warnen
meiner Brust,
Und wie oft entzog dein Drohen mich den Netzen
böser Lust!
Oftmals schwieg dein kluger Mund: aber selbst dein
ernstes Schweigen,
Wusste besser, als der Zwang, meine Pflichten mir
zu zeigen.
Blickte mich dein strenges Auge nur von einer Seiten an;
Wusst ich besser, was du wolltest, als es jemand
glauben kann.
Deine Schärfe pflegte sich mit Gelindigkeit zu würzen.

Kinder, nach Tyrannenart, nur in Sklavenfurcht zu stürzen,
Ist dein Werk wol nie gewesen: Huld und Sanftmut war das Band,
Dessen Zug ich mehr empfunden, als die Strafe deiner Hand.
Itzt erkenn ichs allererst, was mir deine Zucht genützet;
Itzo seh ich, daß Vernunft all dein Wesen unterstützet;
Itzt verehr ich deine Tugend, welche mit Gelassenheit
Mehr gewirkt, als oft ein andrer mit Gewalt und Heftigkeit.
Wenn der Bosheit Wut und List dir zu schaden sich erkühnet,
Sprachst du ruhig: Laß es seyn, denn wer weiß, wozu es dienet?
Dies hat mir bey bösen Stunden oftmals neuen Mut gemacht,
Und allmählich durch Erfahrung ganz zu deiner Art gebracht.
Du sollst mir ein Muster seyn! und dein tugendhaftes Leben
Soll mir künftig, bis ins Grab, meiner Sitten Vorschrift geben.

Habe Dank, o liebster Vater! daß du mich so wohl geführt;
Habe Dank für deine Regeln, deren Frucht ich längst gespürt;
Habe Dank für deine Zucht; habe Dank für dein Exempel,
Welches mich fast mehr erbaut, als dein Lehren in dem Tempel.
Lebe glücklich! lebe fröhlich! Gebe Gott, daß dieser Tag,

Der dir so beglückt erschienen, noch sehr oft erscheinen mag!
Sorge nicht für deinen Sohn: denn das Schicksal wachet oben,
Und hat mir, nach seinem Rat, meinen Platz schon aufgehoben.
Fehlt mirs doch an keinem Dinge, was ich selber wünschen kann:
Geht mirs künftig nur nicht schlimmer, nehm ichs voller Freuden an.

Meiner liebsten Mutter Hand will ich in Gedanken küssen.
Sollt ich aber ihren Kuss lebenslang entbehren müssen;
Soll doch meine zarte Liebe gegen sie beständig seyn,
Und ich weiß, ihr Muttersegen, folgt mir bis zum Grabestein.

Wertste Ältern! tränenvoll saht ihr mich aus Preußen scheiden:
Gott erfüll euch jederzeit mit den allerzärtsten Freuden!
Ich beschließe diese Zeilen: Lebe wohl, geehrtes Paar!
Ich bin ewig, teurer Vater! was ich unverändert war.

---

# Damon und Prutenio.

Ekloge

auf meines lieben Vaters sechzigsten Geburtstag.

1728.

Wo Sachsens Paradies, das fette Meißner Land,
Den Kummer aus der Brust beglückter Hirten bannt;
Wo Erd und Himmel lacht, und sich in flachen Auen
Noch mancher Überrest der güldnen Zeit läßt schauen;
Wo Schäfer alter Art, wie dazumal geschehn,
Die Ställe voller Vieh, die Fluren fruchtbar sehn;
Wo manch gebückter Greis vergnügt am Stabe gehet,
Und mitten in der Schaar umkränzter Enkel stehet;
Kurz, wo die Unschuld herrscht, wo alles lacht und liebt,
Weil kein tyrannisch Joch das freye Volk betrübt:
Da saß Prutenio, ein fremder Hirt, im Schatten,
Als seine Herden sich ins Gras gelagert hatten.
Hier sann er ganz vertieft dem seltnen Schicksal nach,
Das ihn dahin gebracht. Er seufzte laut, und sprach:
O Himmel! der du mir viel gutes zugemessen,
Soll ich mein Vaterland denn ganz und gar vergessen?
Den mütterlichen Schoß, die Brust, so mich gesäugt?
Den Vater, der mir selbst der Weisheit Bahn gezeigt?

Ich ehre deinen Schluſs, du Schöpfer meiner Tage;
Du weißt, ich murre nicht, indem ich solches sage,
Du fügest alles wohl, und hast, mit Vorbedacht,
Auch mich aus ferner Luft an diesen Ort gebracht.
Dein Rat, den niemand noch recht würdiglich gepriesen,
Hat sich fürwahr an mir recht sonnenklar gewiesen.
Ich suchte Sicherheit, des Friedens edle Frucht;
Ich wünschte Ruh und Glück, und fand, was ich gesucht.
Allein ich dachte nicht, daſs mir die Meißner Hürden,
So lang ein Aufenthalt und Wohnplatz bleiben würden,
Als sie es itzt schon sind. Mich dünkte, daſs ein Jahr
Schon ein geraumes Ziel zum Außenbleiben war,
Und daſs des Monden Glanz kaum zwölfmal wechseln sollte,
Bis ich mich wiederum zurück begeben wollte.
Itzt ist das fünfte Jahr schon gröſstenteils vorbey,
Und man vermiſst mich noch bey jener Schäferey,
Die dort am Pregelstrom auf bunten Hügeln weidet,
Die Flora wol so schön mit Gras und Blumen kleidet,
Als dieses Meißner Land. Was hab ich nun getan,
Daſs ich mein Vaterland nicht wieder sehen kann?
Soll ich mir Hab und Gut in fremder Luft erwerben,
Ein Fremdling lebend seyn, und als ein Fremdling sterben?
O Himmel, das ist hart! Ach möcht es doch geschehn,
Daſs ich die Schäferzunft noch einmal könnte sehn,
Die mich von Jugend auf, so treu und redlich liebte,
Und sich, indem ich schied, mit reger Brust betrübte;
Die ich sehr hoch geschätzt, weil ihre Gütigkeit
Mir oft behülflich war, mich oftmahls sehr erfreut.
Hier leb ich ohne Dank, und muſs in ferner Erden,
Mir selber innerlich ein rechter Abscheu werden.
O daſs mich doch kein Wind nur einen halben Tag,

Zu dieser Hirtenzahl in Preußen führen mag!
Wie munter würde da mein treues Herze springen!
Wie würde mir die Lust durch Mark und Adern dringen!
Wie eifrig wollt ich da durch alle Hütten gehn,
Und mündlich überall die Gunst und Huld erhöhn,
Die mir, vor hunderten, die meines gleichen waren,
In Proben mancher Art, zehn Jahre wiederfahren.
So trug Prutenio die strengen Seufzer vor,
Und warf vor Kümmernis sein sanftes Haberrohr,
An einen Haselstrauch, daran die Lämmer stunden,
Als welche sich bey ihm im Klagen eingefunden.
Geht, weidet nur vergnügt! so hub er traurig an;
Ihr übertrefft mich weit, und seyd viel besser dran.
Euch trennt kein harter Riss von eurer Mütter Ställen,
Ihr wisset nicht von Gram und trüben Unglücksfällen,
Wie der geplagte Mensch; seit dem die güldne Zeit
Die Welt verlassen hat, und lauter Dienstbarkeit
Den freyen Seelen droht. Hier sank sein Körper nieder,
Die Lämmer legten sich und käuten traurig wieder,
Und sahen, wie es schien, mit wehmutvollem Blick
Den matten Schäfer an. Doch seht! zu allem Glück
War Damon, den er sich von andern auserlesen,
Indem er so geklagt, nicht weit davon gewesen.
Er hatte zugehört, wie sein betrübter Freund
Die Fügung des Geschicks beseufzet und beweint,
Und nahte sich nunmehr mit übereilten Schritten,
Der Boden rauschete bey seinen schnellen Tritten;
Weil das verwelkte Laub, der Bäume Schmuck und Haar,
Die Herbstluft schon gefühlt und abgefallen war;
So daß Prutenio ihn freudig wahrgenommen,
Noch eh derselbe ganz zu seinem Sitz gekommen.
Du tust nicht wol, o Freund, war Damons erstes
Wort,

Daſs du ſo traurig biſt. Verbanne nur ſofort
Den ungerechten Gram aus dem beklemmten Herzen,
Verbanne was dich kränkt, und dämpfe Leid und
Schmerzen.
Mir geht es faſt wie dir; allein ich bin vergnügt,
Und nehm es frölich an, was mein Verhängnis fügt.
Und du, der du dich längſt der Weisheit ganz ergeben,
Willſt doch bekümmert ſeyn? willſt voller Unruh leben?
Iſt nicht die ganze Welt des Weiſen Vaterland?
Und iſt dirs nicht bewuſſt, daſs unſer Hirtenſtand,
Hier weit beglückter iſt, als in dem armen Preußen?
Zudem Prutenio, was fehlt dir hier in Meißen?
Du lebſt ja ganz vergnügt, kein Mangel, keine Not
Beſtürmet deine Ruh. Du haſt dein täglich Brod,
Du haſt noch mehr als das, und darfſt bey fremden
Hütten,
Aus Niederträchtigkeit um keine Gabe bitten.
Du nährſt dich deiner Kunſt und guten Wiſſenſchaft,
Man lobet dein Bemühn und deines Fleißes Kraft,
Und viele ſind dir hold, die Witz und Tugend lieben.
Was ſoll dein Kummer denn? was willſt du dich
betrüben?
Sieh dieſes Blatt nur an, das ich nur geſtern früh
Mit vieler Luſt gemacht. Du liebſt die Poeſie,
Und ſollteſt ſo wie ich, des Vaters Feſt beſingen,
Und ihm, wie ich getan, ein Lied zum Opfer bringen.
Du haſt mirs ſonſt geſagt, drum fällt mirs itzo bey,
Daſs heute, wo mir recht, ſein Feſt erſchienen ſey.
Auf! wünſch ihm Glück dazu, und zeig in treuen Zeilen
Die Zärtlichkeit, ſo du nicht mündlich kannſt erteilen.
Dies Wort war voller Kraft; der Hirt Prutenio
Umarmte ſeinen Freund und ward von Herzen froh.
Mein Werter, hieß es bald, dein Zuſpruch gibt mir Stärke,

Indem ich Trost und Mut in meiner Seelen merke.
Du hast sehr recht gesagt und meynst es gut mit mir,
Gib deinen Glückwunsch her; fürwahr ich folge dir
Zu Leistung meiner Pflicht. Ich will mit meinen Reimen
Des Vaters Jahrstag auch nicht undankbar versäumen.
Dein Beyspiel reizt mich an; mein Wunsch soll kind-
lich seyn.
Komm, sprich nur selbst bey mir in meiner Hütten ein;
Ein guter Freudentrank soll unser Herz erfreuen.
Vergiß dein Rohr nur nicht, nebst deiner Feldschalmeyen;
Itzt neiget sich der Tag. Kommt Schäfchen, kommt zurück,
Hinfort beneid ich nicht der jungen Lämmer Glück.
Freund Damon, hilf mir nur die Wollenherden treiben,
Den Abend wollen wir vergnügt beysammen bleiben.

---

# Auf den Geburts- und Namenstag meiner Ältern.

Im Jahre 1732 den 7. Sept.

---

Ältern, die der Himmel mir
Aus besondrer Gunst verliehen,
Lasst mich itzt aus Dankbegier
Saiten auf die Laute ziehen.
Lasst mich in den fernen Auen,
Wo die kleine Pleiße rauscht,
Auf die fetten Fluren schauen,
Die ich zwar vorlängst vertauscht;
Aber gleichwol unterdessen
Noch zur Zeit nicht ganz vergessen.

Nein, geliebtes Vaterland!
Die sind noch bey dir am Leben,
Die mir, nächst des Himmels Hand,
Atem, Geist und Leib gegeben;
Die mich aus den dunkeln Schätzen
Der Natur ans Licht gebracht,
Und, mit innigstem Ergetzen,
Nach und nach geschickt gemacht,
Das, was wir die Weisheit nennen,
Gott, die Welt, und mich zu kennen.

Teurer Vater! dessen Huld
Mich von Jugend auf belebet,
Daſs die Größe meiner Schuld
Mir noch stets vor Augen schwebet;
Dein erhöhtes Alter dringet
Durch das große Stufenjahr,
Und dein graues Haupt bezwinget
Frisch und munter die Gefahr,
Die Gefahr, die mancher scheuet,
Weil sie Sarg und Baare dräuet.

Liebste Mutter, deren Hand
Ich schon lange nicht geküsset,
Nimm dies treue Demutpfand,
Womit dich dein Sohn begrüßet.
Da dein Namensfest erschienen,
Das mich schon so oft erfreut:
So verehr ich auch Reginen,
Der ich dieses Lied geweiht;
Um die treuen Kindespflichten
Dir mit Freuden zu entrichten.

Beydes fällt auf einmal ein,
Und verdoppelt mir die Freude;
Sonst besang ich eins allein,
Jetzt verehr ich alle Beyde.
Beyde hat das höchste Wesen,
Dessen Wink die Welt regiert,
Mir zu Ältern auserlesen:
Beyde hat er so geführt,
Daſs sich Zeit und Ort gefunden,
Da der Ehstand sie verbunden.

Lehrt mich beyder zarten Sinn,
Musen! lehrt mich Gottscheds Liebe,
Gottscheds, und der Biemanninn,
Als ein Muster reiner Triebe.
Denn ich weiß, ihr könnt es wissen,
Weil ihr selbst sein Rohr benetzt,
Wenn er an des Pindus Flüssen
Oft ein deutsches Lied gesetzt,
Ja ihr wisst von seinen Tönen,
Auf den Jahrstag seiner Schönen.

Ihre Tugend, ihr Verstand,
Ihrer Jugend frische Blüte,
War das anmutreiche Band
Für sein redliches Gemüte.
Sein gelehrt und frommes Wesen
War, was ihrer Brust gefiel:
Ja, dies Paar war auserlesen,
Wie der keuschen Triebe Ziel;
So nach beyder Wunsch und Hoffen
Durch die Hochzeit eingetroffen.

Sey gegrüßt, beliebter Wald!
Grüner Berg, an dessen Grunde
Dieses Paar den Aufenthalt,
Ja sein andres Eden funde.
Sey gegrüßt, o mein Juditten!
Wo ich einst das Licht erblickt.
Wo in frommen Schäferhütten
Mich der Mutter Brust erquickt;
Wo ihr mühsames Erziehen
Mir zu lauter Heil gediehen.

Mir zum Heil, und dir zur Lust,
Werte! die du meinetwegen
Oft von keiner Ruh gewusst,
Nächte sonder Schlaf gelegen.
Deine Sorgfalt und dein Wachen
Stund der schwachen Kindheit bey,
Machte mich wol gar vom Rachen
Des besorgten Todes frey;
Wenn die Seufzer deiner Zungen
Mich dem Himmel abgedrungen.

Und wie rühm ich deinen Fleiß,
Teurer Vater! dein Bestreben,
Mir von allem, was ich weiß,
Selbst den ersten Grund zu geben?
Wie der Deutsche, Griech, Lateiner
Und Hebräer schreibt und spricht,
Dieses wies mir sonsten keiner,
Als dein treuster Unterricht;
Den ich, falls ich wechseln sollte,
Gegen nichts vertauschen wollte.

Selbst der Redner edle Kunst
Hast du mir zuerst gewiesen,
Und der Musen süße Gunst
Durch dein Beyspiel angepriesen.
Und so wuchsen mir die Flügel
Unter deiner Vaterzucht,
Bis ich selbst den Königshügel,
Albertinens Sitz, besucht,
Wo, nebst Odoacers Mauren,
Markgraf Albrechts Künste dauren.

Hier empfand ich erst die Kraft
Deiner väterlichen Lehren;
Hier konnt' ich die Wissenschaft
In erwünschter Freyheit hören.
Und was war es dir für Freude,
Wenn dein Sohn die Proben wies,
Und im langen Priesterkleide
Sich mit Beyfall hören ließ;
Ja mit herzlicherm Vergnügen
Die Kathedern oft bestiegen.

Pallas schmückte kaum das Haar
Durch den blauen Hut der Weisen;
Als die deutlichste Gefahr
Mir befahl, davon zu reisen.
Damals gab ich deinen Gassen,
Königsberg! die gute Nacht:
Doch ich kann dich noch nicht hassen,
Nein! ich habe stets gedacht,
Daß, wenn ich kein Leipzig wüßte,
Ich dich noch betrauren müßte.

Hier gedenk' ich an den Gram,
Liebsten Ältern!* an die Zähren,
Die mir, als ich Abschied nahm,
Fast den Aufbruch wollten wehren.
Doch der wohlgemeynte Segen

---

* Da diese Lesart in beyden Ausgaben der Gedichte zu finden ist, so habe ich sie, als von Gottsched gewollt, nicht geändert. Der Sinn ist wol: Hier gedenk ich des, liebsten Ältern verursachten, Grames. Die gewählte Fassung klingt uns etwas befremdend, verdient aber vielleicht gerade deshalb die Beachtung nachdenklicher und sprachkundiger Leser.

Folgte mir auf jedem Schritt,
Gieng, auf unbekannten Wegen,
Bis ins edle Meißzen mit;
Wo ich nun, seit sieben Jahren,
Täglich seine Kraft erfahren.

O wie fröhlich und vergnügt
War die Zeit vor zweyen Jahren,
Als es sich so schön gefügt,
Daſs wir an der Weichsel waren!
Danzig sah in seinen Wällen
Sohn und Ältern ganz entzückt,
Die einander, ohn Verstellen,
Oft an Mund und Brust gedrückt;
Endlich aber ganz zufrieden
Sich getrennet und geschieden.

Lebt denn glücklich, teure Zwey!
Werdet alt bey guten Tagen,
Machet euch von Sorgen frey,
Laſſt euch keinen Kummer nagen.
Euren Söhnen wirds nicht fehlen,
Wenn sie nur in allem Tun
Euch zum Tugendmuster wählen,
Und in Gottes Fügung ruhn;
Der, wie man an euch gespüret,
Stets die Seinen wohl geführet.

Ja! des Vaters Redlichkeit,
Sammt der Mutter Menschenliebe,
Gaben mir, seit langer Zeit,
Ein Exempel edler Triebe.

Müsst ihr aber endlich sterben,
Werte, folgt ihr der Natur;
O so lasst mich eins nur erben,
Lasst mir eure Tugend nur!
Lass ich diese bey mir wohnen,
Hab ich mehr, als Millionen.

---

# An Jungfer L. A. V. Kulmus.

## I.

So wahr ich redlich bin,
Entfernte Schäferin:
Bin ich, es bleibt dabey!
Dir bis zur Grube treu.
Ach fühlte nur mein Herz
Nicht stündlich einen Schmerz,
Der täglich weiter geht,
Und bloß daher entsteht;
Daſs ich den ersten Kuſs
Von dir entbehren muſs.

Zwar als es mir geglückt,
Daſs ich dich einst erblickt;
Und dir in kurzer Zeit
Mein ganzes Herz geweiht:
Da tat mein blöder Mund
Dir noch so viel nicht kund.
Ich hieß es ein Vergehn
Und freches Unterstehn;
Aus Furcht: Ihr strenger Mut
Heißt dirs unmöglich gut.

Denn da ichs einst gewagt,
Und dir, auch ungefragt,
Mit großer List einmal
Ein halbes Mäulchen stahl:
Hilf Himmel! wie erhitzt
Hast du auf mich geblitzt;
Und mir so sehr gedroht,
Als ob der ärgste Tod
Noch lange nicht zu schwer
Für meinen Fehler wär'.

Drum hab' ich nach der Zeit,
Mit mehr Bescheidenheit,
Nur deiner schönen Hand
Die Küsse zugewandt.
Das ließest du zwar zu;
Doch meiner Seelen Ruh
Ward dadurch nicht gestillt:
Obgleich dein Engelsbild
Mir bis auf diesen Tag
Noch stets im Sinne lag.

Ward mirs hernach erlaubt,
Was ich sonst nie geglaubt,
Zu sagen, Schäferin!
Daſs ich der Deine bin:
O was für Himmelslust
Ergetzte meine Brust!
Allein, was half es mir?
Ich war entfernt von dir;
Drum konnte meine Pein
Noch nicht gestillet seyn.

Oft geb' ich zwar im Traum
Den Fantaseyen Raum;
Da stellt dich Morpheus mir
Nach Herzenswunsche für.
Doch alle Lust ist hin,
So bald ich munter bin:
Da seh ich, was mir fehlt,
Und mich auch schlafend quält;
Weil mich des Schicksals Macht
So weit von dir gebracht.

Verhängnis, ändre dich!
O Schönste! tröste mich:
Denn denke nur einmal,
Was hilft dir meine Qual?
Ach gib hinfort nicht mehr
Der Sprödigkeit Gehör;
Und schreibe mir ein Blatt,
Das diesen Inhalt hat:
Dir, Schäfer, ganz allein
Will ich ergeben seyn.

Schreib auch, dafern du meynst:
Dafs du die Zeit beweinst,
Da du, aus Härtigkeit,
Mir gar zu sehr gedräut.
Dann seufz' einmal nach mir:
O wär' er wieder hier!
Wie er sonst bei mir saß,
Und sich fast selbst vergaß:
So gäb' ich jeden Blick
Ihm doppelt stark zurück.

Kind! seufzest du also:
So bin ich wieder froh,
Und mein erquicktes Herz,
Vergisst den alten Schmerz.
Vielleicht erblickt mich bald
Dein schöner Aufenthalt:
Alsdann tu ich mit Lust,
Die Triebe meiner Brust
Dir, durch den treuen Mund,
In tausend Küssen kund.

---

## II.

Ein Jahr ist hin, o Schönste! daſs mein Bild
Sich schon bey dir zum Opfer eingefunden:
Doch ist mein Wunsch nach deinem nicht erfüllt;
So sehr seit dem die Herzen sich verbunden.

Erfreue mich, dafern du lieben kannst,
Und laſs dein Herz durch keinen Einwurf stören.
Ja, wo du mich nicht aus der Brust verbannst:
So laſs dein Bild mich deine Neigung lehren.

Der edle Geist, der deine Stirn erhebt,
Der helle Blitz, aus deinen klugen Blicken,
Wird deinen Freund, der nur durch dich noch lebt,
In manchem Gram, an deiner statt, erquicken.

Viktoria! mein Leben, Herz und Licht!
Fleh ich umsonst um deinen bloßen Schatten;
So schmeichle mir mit deiner Liebe nicht:
Wie schwer wird sich das Wesen selber gatten?

# An Frau Dacier.

Ihr Todten! könnt ihr uns erscheinen,
Wenn gleich der Leib im Grabe liegt;
Wo auf den modernden Gebeinen
Verwesung, Graus und Schimmel siegt;
Schwebt Euer Geist noch um die Grüfte,
Bewohnt ihr noch die tiefen Lüfte:
So lasst doch meinen Wunsch geschehn.
Ach: wollte mir ein Ruf gelingen!
So ließe sich vor allen Dingen
Die hochberühmte Dacier sehn.

Ich irre. Nein! Euch, fromme Schatten,
Erquicket das Elyserfeld:
Da kömmt euch euer Tun zu statten,
Da denkt ihr kaum der Oberwelt.
Merkur, du starker Wundertäter,
Sey du einmal auch mein Vertreter,
Dein Ansehn ist beym Pluto groß:
Durch deinen Fürspruch kann mirs glücken;
Er gibt dir leicht mit holden Blicken
Die jetzt verlangte Tote los.

Du fragſt mich: Soll ſie wieder leben?
O nein, Merkur! das wünſch ich nicht;
Sie ſoll mir nur den Anſchlag geben,
Den ſich mein Herz von ihr verſpricht.
Ein Augenblick wird mich belehren:
Alsdann mag ſie zurücke kehren,
Wo ihre Tugend ſie belohnt.
Wolan, ich ſeh den Götterboten,
Er eilt, er fliegt ins Reich der Todten,
Wo Marter und Vergnügen wohnt.

Ich bin erhört. Seht Charons Nachen,
Der immer leer zurücke fährt,
Muſs, mir zu gut, was neues machen;
Dieweil es Pluto ſelbſt begehrt.
Die teure Dacier kömmt zurücke,
Sie ſtellt ſich anfangs meinem Blicke
Nach Art getrennter Geiſter dar:
Doch gibt Merkur mit ſeinem Stabe,
Durch die berufne Wundergabe,
Ihr alles, was ſie lebend war.

Sie lieſt. Ich ſeh ihr edles Weſen,
Das ihr aus Blick und Minen ſtrahlt;
So Tracht als Gang iſt auserleſen,
Kein Künſtler hat ſie ſo gemalt.
Sie kehrt die ſcharfen Augenlichter
Auf dich, du Vater aller Dichter!
Als deſſen Schrift ſie bey ſich trägt.
Sie lächelt faſt bey jeder Zeile,
Bis ſie, nach einer kurzen Weile,
Entzückt in beyde Hände ſchlägt.

O welch ein Glücke, dich zu schauen,
Du Wunder der Gelehrsamkeit!
Erlaube mir, Schmuck aller Frauen!
Zu fragen, was dich so erfreut?
Kann denn Homer mit seinen Sätzen,
Dich auch im Tode noch ergetzen,
Der doch bey uns nicht mehr gefällt?
Ja, spricht sie: Solche Seltenheiten
Bewundern auch die Ewigkeiten
In unsrer tiefen Unterwelt.

Was ist nun ferner dein Begehren?
So fährt sie fort: Was foderst du?
Warum muſs ich zurücke kehren?
Was stört man mich in meiner Ruh? —
O Heldin! deines Geistes Stärke
Und deines Griffels Wunderwerke,
Die haben mich dazu gebracht.
Ich habe dir was vorzutragen,
Es steht bey dir, ob meinen Klagen
Dein Fürspruch bald ein Ende macht.

Du kennst vieleicht bereits die Schöne,
Die dort am Weichselufer singt;
Indem der Wohlklang ihrer Töne
Gewiſs bis zu den Schatten dringt.
Du kennest ihres Geistes Gaben,
Die wenig ihres gleichen haben,
Und ihren nett geschnittnen Kiel;
Der oft den Franzen und den Britten
Den Preis der Schreibart abgestritten,
Ja Deutschland schon im Druck gefiel.

Sie liebt ein kluges Bücherlesen,
Sie schreibt geschickt, und mit Verstand:
Sie hasst ein abgeschmacktes Wesen,
Und kurz, sie ziert ihr Vaterland.
Nur eins, o Heldin! muſs ich klagen,
Sie hat mir etwas abgeschlagen,
Was ich zu ihrem Ruhme bat;
Was keine noch vor ihren Zeiten,
Verstand und Tugend auszubreiten,
Von deutschem Frauenzimmer tat.

Es ist für sie nicht schwer zu nennen;
Ihr Kiel vermag weit mehr, denn das:
Sie würd' es selber wol erkennen;
Nur scheuet sie der Thoren Haſs.
Es schrecken sie die tollen Rotten,
Die alles lästern und verspotten,
Was einer Schönen Griffel wagt.
O Dacier! strafe dies Betragen:
Denn so will sie mir das versagen,
Was sie mir heiligst zugesagt.

Wolan! erfülle mein Verlangen,
Ermuntre meiner Freundin Kiel;
Du bist ihr rühmlichst vorgegangen,
Vielleicht wird noch dein Lob ihr Ziel.
Erschein ihr, wenn sie schläft und träumet;
Und mache, daſs sie nichts versäumet,
Was ihren Ruhm unsterblich macht.
Du kannst ihr nur dein Beyspiel zeigen;
Und darfst ihr nichts von dem verschweigen,
Was dich so hoch empor gebracht.

Es soll geschehn! du wirst es spüren:
Merkur soll mich nach Preußenland
In deiner Freundin Zimmer führen:
So sprach die Heldin, und verschwand.
Viktoria! du wirst sie sehen,
Vielleicht ist solches schon geschehen,
Dein Freund hat sie dir zugeschickt.
Drum, hast du mir dein Herz gegeben:
So mach' auch, auserwähltes Leben!
Daß solch ein kleiner Wunsch mir glückt!

---

# Auf den Namenstag meiner geliebten Ehegattin.

1736 den 30. Jenner.

---

Wie glücklich bin ich doch, mein auserwähltes Licht!
Wie sehr ergetzet mich dein frohes Jahrfest nicht,
Das dich zum erstenmal in meinen Armen findet,
Seit dem ein ehlich Band uns beyderseits verbindet.
Ein volles Jahr ist hin, seit ich zum erstenmal
Den allzuschönen Tag, in werter Freunde Zahl,
Mit wahrer Lust begieng: den Tag der Adelgunden:
Daran ich zwar schon oft die stille Lust empfunden,
Die treue Liebe bringt; wenn man an das gedenkt,
Was durch der Anmut Macht das Herz in Fessel
schränkt.
Erst damals tat ichs kund, daſs du mich längst be-
stricket;
Erst damals gab ichs zu, daſs es auch mir geglücket,
In deiner Huld zu stehn. Wie sonst zur Sommerzeit
Sich oft, nach schwüler Luft, des Himmels Heiterkeit
In dicke Wolken hüllt; die bald darauf zerflieſzen,
Und sich, den Strömen gleich, auf Berg und Tal
ergieſzen:
Wie da ein kleiner Bach zuerst allmählich schwillt,
Bald merklich höher steigt, sein hohes Ufer füllt,

Und endlich überläuft; bis wir die nahen Auen
Vollkommen überschwemmt und voller Wasser schauen:
So hatte Freud und Lust mein Wesen übermannt,
Daſs kaum mein Herze Raum in meinem Busen fand.
Warum? Die Sicherheit, in deiner Gunst zu stehen,
Die Hoffnung, bald mit dir ein Bündnis einzugehen,
Ein Bündnis steter Treu; o Freundin! das war hier
Der Ursprung aller Lust und Fröhlichkeit bey mir.
Ein jeder sah mirs an, ein jeder hats gespüret,
Mein Geist war gar zu stark von seinem Glück gerühret.
Man kannte dich zwar nicht; doch merkte man daran,
Wie sehr dein edler Blick ein Herz entzücken kann!
Wie heftig Witz und Geist der muntern Adelgunden,
Mich vor sechs Jahren schon bezwungen und gebunden.

So schloſs man dazumal: allein, was denkt man itzt,
Nachdem mein Arm den Schatz zehn Monden lang besitzt,
Dem Wunsch und Hoffnung ihm vielleicht nur schätzbar machte,
Und der doch schlechter war, als er entfernt gedachte?
Ist nicht die Liebe blind, wie sonst das Sprüchwort sagt?
Wie mancher hat nicht schon ihr Zauberwerk beklagt!
Sie kehret Spreu in Gold; aus Raben macht sie Pfauen;
Jedoch an Bräuten nur, und niemals an den Frauen.
Der süße Honigseim wird oft in kurzer Zeit
Ein herber Wermutwein voll Gall und Bitterkeit.
Was Freyern englisch dünkt, das fliehen sonder Zweifel
Die Männer oft so sehr, ja ärger, als den Teufel.

Ach Freundin seltner Art! den Einwurf weiß ich schon:
So geht es oftermals. Dies Unglück ist der Lohn,
Den Wollust, Geiz und Stolz und Übereilung bringen:
Was kann daraus wol mehr, als Reu und Leid entspringen?
Dies ist der Lauf der Welt. Man liebt und weiß nicht wie;
Man wählt und weiß nicht was: darum gelingts auch nie.
Die allerschönste Braut ist über wenig Tage
Des satten Herzens Qual, der ekeln Auge Plage.
Was nur das Auge liebt, das macht sie leichtlich satt.
Wer freyt nach Tugenden, davon er selbst nichts hat?
Wer fragt nach Witz und Geist, daraus ihm selber fehlet?
Kein Freyer, der bereits im Geiste Thaler zählet;
Auch keine Braut, die nichts, als Eitelkeit, vergnügt,
Und die des Freyers Wert nach Kutsch und Pferden wiegt.
Sie wünschte Putz und Gold, und bunte Libereyen,
Die hat sie durch den Mann: nun mag sein Tun ihn reuen.
Denn sie geht rechts, er links. Ich setze nichts hinzu.
Wer kennt die Weltart nicht? Ganz anders liebtest du,
Ganz anders war mein Sinn! Darum hat unser Hoffen
Von beyden Teilen auch weit besser eingetroffen.

Ja, Freundin! ich fand mehr, als mir mein Herz versprach.
Des Freyers Ahndung gibt des Manns Erfahrung nach:

Dein weiser Geist ist mir, durch Hymens sanften Orden,
Aus allem, was du tust, erst recht bekannt geworden.
Dein anmutvoller Mund, dein Umgang, Witz und Scherz,
Dein kluges Häuslichseyn, dein philosophisch Herz,
Dein ungemeiner Kiel, der Männerwitz besieget,
Hat mich bisher weit mehr, als alle Welt, vergnüget.
Du hassest Stolz und Pracht und liebst die Reinlichkeit;
Die Kleidung ziert nicht dich, du zierst ein jedes Kleid.
Dich reizt kein töricht Spiel, der Abgott schwacher Sinnen;
Ein Buch und die Musik kann dich weit mehr gewinnen;
Die göttliche Musik, die manche Stunde kürzt,
Und der Geschäfte Last durch Lust und Anmut würzt;
Dadurch es deiner Hand bey mir so sehr gelungen,
Als jenes Meisters Kunst, der Baum und Fels bezwungen.
So kannt' ich dich kaum halb, als ich dich schon geliebt:
Da die Erfahrung mir nun alles doppelt gibt;
Da deine Tugenden mich täglich mehr ergetzen:
Wie sollt ich mich bey dir nicht doppelt glücklich schätzen?

Ich tu es: aber was? wo bleibt die reine Gunst,
Die mir dein Herz geweiht? die Neigung ohne Kunst,
Die mir das Leben gibt; dein ämsiges Bemühen,
Mir das, was Unmut wirkt, mit Sorgfalt zu entziehen;
Mich stets vergnügt zu sehn? O Freundin! was du tust,
Das zielet sonst auf nichts, als deines Gatten Lust.
Wie trefflich hast du jüngst des Freundes Art beschrieben,
Der deine Wahl verdient! Die Kunst war hoch getrieben;

Es war ein Meisterstück von Geist und Gründlichkeit:
Die Schreibart ist so schön, als sie zu dieser Zeit
Der Beste setzen mag. Ihr, fremde Schreiberinnen!
Sollt alle nicht den Preis in Suadens Kunst gewinnen,
Wenn sie nebst andern kämpft. Allein, wer glaubet dir,
Geliebte! wenn du schreibst: der weise Freund sey mir
In vielen Stücken gleich? Ach! könnt ich dieses sagen,
So wär ich dich doch wert. Wiewol ich muss beklagen,
Dein Ziel ist mir zu hoch, und meine Kraft zu klein:
Doch wär ich so ein Freund, so müsst ich deiner seyn.
Ich wär' es auch mit Lust; denn du allein auf Erden
Verdienst, so zart, so treu, so klug geliebt zu werden.

Der Himmel gönne dich so lange nur der Welt,
Bis deine Tugend einst den rechten Lohn erhält;
Bis dein Verstand und Witz durch jährlich neue Proben
Dich auch an Glück und Ruhm, wie du verdienst, erhoben.
Gott stärke künftig nur des schwachen Körpers Kraft,
Und schenk' ihm ehestens des Geistes Eigenschaft,
Der Männerstärke zeigt: so wird die Nachwelt lesen,
Dass niemand so beglückt, als ich, durch dich, gewesen.

---

## Auf eines guten Freundes Magisterpromotion.

Den 21. Febr. 1732.

---

So weit die Kräfte der Vernunft,
Gelehrter Freund! bisher gedrungen,
Seit dem die Philosophenzunft
Der Weisheit schärfer nachgerungen:
So sehr hat man dabey bemerkt,
Daſs niemand es aufs höchste treibe,
Und täglich diesen Satz bestärkt:
Daſs unser Wissen Stückwerk bleibe.

Daher verwarf Pythagoras
Den stolzen Namen eines Weisen;
Und hieß uns, nebst der Thorheit Haſs,
Nur seine Weisheitliebe preisen.
Daher hat Sokrates bekannt,
Daſs seine Weisheit gar nichts wüſste;
Und daſs der trefflichste Verstand
Sich keines andern rühmen müſste.

Und wirklich ist kein Strudelschlund
So unerforschlich tief zu nennen,
Als aller Philosophen Mund
Es von der Weisheit muss bekennen.
Die Wahrheit liegt sehr tief versteckt,
Wer kann den teuren Schatz ergründen?
Ja, wenn man gleich die Spur entdeckt,
So kann man doch sie selbst nicht finden.

Zwar einigen gelingt es auch
In Pallas Heiligtum zu blicken:
Doch ihrer Opfer dicker Rauch
Scheint bald das Auge zu ersticken.
So viel man sieht und sehen kann,
So wenig ist es noch zu nennen;
Ein jeder seufzt: O könnte man
Das andre gleichfalls recht erkennen!

Dies ist der Philosophen Art,
Die auch auf ihre Schwachheit sehen;
Und sich nicht bloß auf ihren Bart,
Und auf den Meistertitel blähen.
Bescheidenheit ziert Kunst und Fleiß,
Und Demut hebt sie zu den Sternen:
Drum bleibts dabey: Wer etwas weiß,
Der suchet täglich mehr zu lernen.

Das zeigtest du, gelehrter Freund,
Da dich Minervens Lorber zieret:
Denn wie aus deinem Tun erscheint,
So hat kein Hochmut dich verführet.

Du nimmst den Lehrertitel zwar;
Doch sieht man dich bescheiden bleiben,
Und nicht, in der Pedanten Schaar,
Den Übermut aufs höchste treiben.

O fahre fort! Ich wünsche Glück!
Der Himmel wird sein Amen sprechen,
Bis durch sein gütiges Geschick,
Dein Lohn wird aus den Knospen brechen.
Ich will es mit Vergnügen sehn,
Und, meine Freude zu bezeugen,
So wenig, als itzund geschehn,
Von deiner Tugend Ruhme schweigen.

---

# Bey dem Hintritte eines jungen Studierenden.

Den 19. Junii 1732.

J. F. N.

---

Daſs unſre ganze Wiſſenſchaft
In gar zu engen Gränzen bleibe;
Und ſtets mit gar zu matter Kraft
Die ſchwachen Sproſſen aufwärts treibe;
Daſs Witz, Gedächtnis und Verſtand,
So viel ſie gründliches erkannt,
Gleichwol noch nichts Vollkommnes wiſſen:
Das hat ohn allen Unterſcheid,
Das Altertum und unſre Zeit
Erkennen und geſtehen müſſen.

Beklaget nicht der Weiſen Zahl
Des Menſchen gar zu frühes Sterben?
Und wünſchen ſie nicht manchesmal,
So ſpät, als Neſtor, zu verderben?
Die Kunſt iſt groß, das Leben klein!
Man wollte gern ein Meiſter ſeyn,
Und muſs als Schüler ſchon erblaſſen!
Die Wiſſenſchaft iſt noch nicht da,
Doch iſt man ſchon dem Grabe nah;
Doch muſs man ſchon die Welt verlaſſen.

Ist diese Wahrheit allgemein,
Und trifft sie auch die grauen Alten;
Die auch den spätsten Leichenstein
Für ihres Wissens Gränzstein halten:
Was darf sich denn die Jugend viel
Um das zu nah gesteckte Ziel
Des kurzen Lebenslaufs beklagen?
Zehn Schritte minder, oder mehr;
Die achtet sonst kein Läufer sehr,
Wo niemand kann den Preis erjagen.

Erblasster Freund, dein Lebenslicht
Verlischt in deinen besten Tagen.
Wir sehn mit nassem Angesicht,
Dich zeitig in die Grube tragen.
Der Tod und dein zu frühes Grab
Reißt dir zu schnell den Faden ab,
Daran dein kluger Fleiß gesponnen:
Doch hat auch so dein edler Geist,
Indem er sich der Welt entreißt,
Durch den Verlust weit mehr gewonnen.

Du rückst aus dieser Lindenstadt
Zur hohen Schule weiser Frommen;
Die den zu ihrem Lehrer hat,
Von dem Verstand und Wahrheit kommen.
Du siehst nun aus der Ewigkeit,
Wie fruchtlos wir die meiste Zeit
Auf Wissenschaft und Künste wenden;
Beklagst auch unsern Unverstand,
Wenn wir uns oft mit eigner Hand
Die blöden Augen vollends blenden.

O selig! wer so weit schon ist,
Wo selbst die Lehrer lernen können.
Wir sehen, dass du glücklich bist;
Wie kann man dir den Stand nicht gönnen?
Man sehnet sich vielmehr zugleich,
Und wünschet gleichfalls, bald so reich
An wahrer Wissenschaft zu werden.
So sehr man hier nach solcher strebt,
So manches Jahr man auch erlebt:
So wenig wohnt sie hier auf Erden.

Ihr Ältern, weint! doch denkt zugleich,
Der liebste Sohn sey nicht verloren.
Ihr hattet ihn nicht nur für euch,
Nein, auch zur Ewigkeit geboren.
Da ist er glücklich angelangt,
Und weil er schon mit Kronen prangt,
So ist er gar nicht zu betrauren.
Und folgt ihr selbst ihm endlich nach:
So werdet ihr den Thränenbach,
Nicht aber seine Gruft, bedauren.

---

## An Herrn Samuel Seideln,

berühmten Rektorn zu Lauban, bei seiner Magisterpromotion.

1727, den 30. April.

---

Im Namen der deutschübenden Gesellschaft.

Wie kömmt es, dass der Kranz, den du vorlängst verdient,
Erst heute, werter Freund! um deine Scheitel grünt;
Und dass Minervens Hand, die manchen Zweig verschwendet,
Dir nicht vor langer Zeit die Lorbern zugewendet?
Sah denn ihr scharfer Blick, der alle Welt durchdringt,
Und den in Ost und West der Dichter Mund besingt,
Nur dich bisher nicht an? Und da sie dich gesehen;
Wie kömmts denn, dass es erst auf diesen Tag geschehen?

Gib Antwort, Wertester! wir sehnen uns darnach.
Allein, du sprichst vielleicht, wie jener Alte sprach;
Den, weil er viel Verdienst und Tugenden besessen,
Ein guter Freund befragt: Warum man ihn vergessen?
Warum Athen ihm doch kein Ehrenbild gesetzt?
Freund! sprach er, was du fragst, hat mich weit mehr ergetzt,

Als hätt' ich etwa dich und andere forschen hören:
Warum sucht doch Athen den Mann dadurch zu ehren?
Die Antwort war sehr schön. Wir wissens auch, o Freund!
Dass deine Würdigkeit um so vielmehr erscheint,
Wenn andre hier von uns dergleichen Fragen lesen.
Man schließt: du seyst vorlängst der Lorbern wert
gewesen.
Und dieser Schluss trifft ein. Allein wir zweifeln sehr,
Ob uns die Antwort gnügt? Wir fragen destomehr:
Wie kömmt es, dass dein Fleiß und deine Tugendproben
Dich, Werter! nicht vorlängst zum Lehrerstuhl erhoben?

Man klagt hier, wie du siehst, nicht dich, gelehrter
Mann!
Man klagt die Langsamkeit der weisen Pallas an;
Der Göttin, die zwar stets Magisterkränze windet,
Und jeden, der sich selbst der Lorbern würdig findet,
Mit übereilter Hand, durch diesen Schmuck beschenkt;
Doch oft der Würdigsten zu allerletzt gedenkt.
Es scheint, Minerva sey von dem verwegnen Orden
Der Titelsüchtigen so gar betäubet worden;
Dass sie aus Überdruss dem Ungestüme weicht,
Und stets der kühnsten Faust die ersten Zweige reicht.
Sie folgt der Art der Welt. Wer itzt aus Demut
schweiget,
Aus Sittsamkeit nicht prahlt, und sein Verdienst nicht
zeiget,
Den sieht das dumme Volk nicht mit dem Rücken an.
Allein, wer wacker pocht, und kühnlich fodern kann;
Wer frech und unverschämt von großer Weisheit prahlet,
Und jedem, der ihm glaubt, mit Wind und Worten zahlet,
Der hat an Gunst und Glück den größten Überfluss:
Da die Bescheidenheit indessen darben muss.

Mein Kind! gehorche mir, so hat vor wenig Wochen
Herr Eisenbart, ein Arzt, zu seinem Sohn gesprochen:
Willst du einmal so reich, berühmt und glücklich seyn,
Als ich, dein Vater, bin: so bilde dir nicht ein,
Du werdest mit Geduld, Gelehrsamkeit und Wachen,
Die leeren Kisten voll, dich selbst zum Wunder machen.
O nein, der Irrtum trügt! Verwirf die Blödigkeit:
Wer gar zu furchtsam ist, verdirbt zu dieser Zeit.
Du musst von Stadt zu Stadt auf alle Messen reisen,
Auf hohen Bühnen stehn, und deine Kuren preisen,
Und schreyen: Eilt herzu! Hier steht der Wundermann,
Dem keiner in der Welt das Wasser reichen kann.
Dann wird der Pöbel sich nach deinen Pillen dringen,
Die Kranken werden dir mehr Gold und Silber bringen,
Als du dir wünschen wirst. Das Beyspiel nimm von mir;
Denn so hab ichs gemacht: ein gleiches rat' ich dir.
Die Tauben pflegen uns nicht selbst ins Maul zu fliegen,
Und wer nicht wacker prahlt, der bleibt im Staube liegen.

So klingt, gelehrter Freund! der Väter Unterricht,
Nach unsrer Zeiten Art. Doch du verlangst ihn nicht.
Wer hat doch wol gesehn, daſs du bey deinem Wissen,
Dich jemals ungestüm und frech zu seyn beflissen?
Du folgtest nicht der Zahl, die vor der Zeit begehrt,
Was sie noch nicht verdient. Du warst es längstens wert,
Sophiens Lehrerhut und ihren Ring zu tragen,
Und konntest dich mit Recht zu ihrem Tempel wagen.
Jedoch, wenn andre sich zum Helikon gedrängt,
So hast du dich noch nie in ihren Schwarm gemengt;
Und ruhig zugesehn, wenn sie dir vorgekommen,
Und das, was dir gebührt, begierigst weggenommen.
Uns, die wir dich gekannt, verdroſs das innerlich,
Und zwar mit allem Recht; indem Minerva dich,

Durch jene Schar gestört, fast gar vergessen sollen.
Itzt sieht man, daſs sie dich doch auch belohnen wollen.
Sie reichet dir den Kranz, den sie für dich gespart.
Gewiſs, kein Zweig daran ist von gemeiner Art:
Was Wunder! denn bey wem viel Wissenschaften wohnen,
Dem flicht der Pallas Hand auch auserlesne Kronen.

Wir haben noch bisher der Tugend nicht gedacht,
Die deine Wissenschaft gedoppelt trefflich macht.
Was hilft es, Witz und Kunst in seiner Brust verbinden?
Ein lasterhafter Geist befleckt sie nur mit Sünden.
Wie fromm, wie rein, wie treu dein stiller Wandel ist,
Und wie beliebt du längst in Winklers Hause bist;
Davon du oftmals pflegst aufs rühmlichste zu sprechen:
Das alles soll diesmal ein kurzes Lob nicht schwächen.

Kaum daſs dein blöder Arm den neuen Kranz ergreift,
Als schon der Musen Chor, mit Freuden überhäuft,
Auf Lobgesänge sinnt. Sie lassen sich schon hören,
Dich, Werter! unsern Freund, als ihren Sohn zu ehren.
Sie selber haben dir dein Saitenspiel gestimmt;
Dein Dichten, welches uns oft Geist und Leben nimmt,
Ist ihrer Triebe Werk: drum könnte dir dein Singen,
Das Lob, so du verdienst, am besten selber bringen.
Dies Blatt ist nur ein Brief; kein prächtig Lobgedicht:
Drum klingt es auch so schön, als deine Lieder, nicht.
Genug. Wo bleibt der Wunsch? Man wird ihn sparen können,
Du weiſst schon, Wertester! daſs wir dir Gutes gönnen.

# Auf Herrn M. Friedr. Otto Menckens Magisterpromotion.

1725.

## Vom Mißbrauch der Zeit.

---

Die schattenreiche Nacht, die der entschlafnen Welt
In Träumen oftermals was Wahres vorgestellt,
Umfieng mich neulich kaum mit ihren schwarzen Banden,
So war, wie mich bedünkt, ein Schreckenbild vorhanden,
Ein Bild, das meinem Geist sehr seltne Dinge wies.
Ein Sturm, der mit Gewalt von Osten auf mich blies,
Der Nebel, Staub und Dampf und Wolken mit sich führte,
Und alles, was sein Hauch in freyer Luft berührte,
Mit ungestümer Kraft zur Erden niederschlug;
Ein Sturm, dem auch so gar ein strenger Adlerflug
Nicht unbezwinglich schien, erhub ein starkes Brausen.
Ich zitterte vor Angst; der Lüfte rauhes Sausen
Durchdrang mir Ohr und Herz; das Schrecken nahm mich ein;
Es schien, ich sollte selbst ein Spiel der Winde seyn:
Die Füße wankten mir, mir bebten alle Glieder,
Und der erstarrte Leib fiel endlich kraftlos nieder.

Mein Auge kehrte sich der Himmelsgegend zu,
Woher der Sonnenball nach überstandner Ruh,
Mit neuen Strahlen kommt, den Erdkreis zu erquicken;
Und da war, unverhofft, was seltnes zu erblicken.
Ich sah und sah doch nicht; die Weite blendte mich,
Doch endlich näherte ein fernes Wesen sich.
Kein Strom kann je so schnell in engen Ufern fließen;
Kein abgedrückter Pfeil kann so geschwinde schießen;
Ein Wetterstrahl ist kaum so schleunig von Natur;
Als dieses Körpers Last auf leichten Lüften fuhr.
Es schien, er würde bald den Augen kennbar werden;
Doch eh ich ihn noch sah, so sank er schon zur Erden.

Der Boden schütterte von eines Riesen Fall,
Die stark bewegte Luft gab einen lauten Schall,
Der Greis bewegte noch sein rauschendes Gefieder,
Die Flügel schwungen sich und fielen endlich nieder.
Mit ihren Regungen war auch der Sturm gestillt,
Und ich betrachtete dies ungewohnte Bild.
Sein finstrer Anblick war ein Zeuge vieler Jahre;
Das Haupt umgab der Schnee der langgewachsnen Haare;
Der Bart, der dem Gesicht ein scheußlich Ansehn gab,
Hieng zottigt und verwirrt bis auf die Brust herab.
Der Leib war groß und stark. Man sah die steifen Sehnen,
Man sah die Nerven sich bey vollen Muskeln dehnen.
Sein ausgestreckter Arm warf mit erhabner Hand,
Die Sanduhr, so er trug, in den zerstäubten Sand.
Die feste Sense schien den matten Leib zu stützen;
Sein Auge funkelte und schoss mit tausend Blitzen,
Durch alle Gegenden, die man erreichen kann;
Er seufzte oftermals und endlich fieng er an:

Verhängnis! dessen Macht und weisen Götterschluss,
Der ganze Bau der Welt in Demut küssen muss,
Verhängnis! höre mich, wenn meine Klagen schallen,
Und lass mich, dein Geschöpf, ins alte Nichts verfallen.
Was soll das Leben mir? Mir, der ich mir zur Pein;
Dir selber zum Verdruss, noch muss vorhanden seyn.
Mein Daseyn ist umsonst, wenn Jahre, Tag' und
Stunden,
Die sich durch meinen Dienst bishero eingefunden,
Vergebens untergehn. Was nützt der Welt die Zeit?
Was wacht mein graues Haupt mit solcher Munterkeit?
Was soll der schnelle Flug der pfeilgeschwinden
Schwingen?
Wann jeder Augenblick, den sie der Erden bringen,
Gemisbraucht werden soll. Du kennst der Jahre Zahl,
Du weisst es, dass mein Arm viel Millionenmal,
Dies schnelle Stundenglas gehörig umgekehret,
Dass keine Kreatur sich über mich beschweret.
Allein, es ist umsonst, es ist umsonst geschehn;
Ich muss ja Tag vor Tag mit Gram und Eifer sehn,
Dass mein verschlossner Sand dem undankbaren Haufen
Verworfner Sterblichen zum Vorwurf ausgelaufen.
Sobald Aurora sich am Horizonte zeigt,
Sobald der Sonnen Rad an dies Gewölbe steigt,
Den dunkelbraunen Dampf der trüben Nacht zu trennen,
Muss mein gereizter Zorn, muss meine Wut entbrennen.
Vor Scham errötet selbst das frühe Morgenlicht,
Natur und Welt erwacht, allein die Menschen nicht.
Der Tag ist wie die Nacht, die sonst mit sanften Ketten
Die müden Sterblichen, in weichen Schwanenbetten,
Als angefesselt hält. Wo ist die Lagerstatt,
Die mein erwachter Blick je leer gefunden hat?
Ein fauler Schlaf verdirbt den mehr als güldnen Morgen;

Ich muſs nur mit Verdruſs für Licht und Sonne sorgen.
Wo nicht ein matter Greis den letzten Teil der Nacht,
Mit Tränen und Gebet und Wachen zugebracht:
So liegt die halbe Welt in ungestörtem Schlummer,
Sie schnarcht bis in den Tag, und macht sich keinen
Kummer,
Und kürzt der Lebenszeit, die ihr das Schicksal gab,
Den allerbesten Teil der kurzen Dauer ab.
Der Mittag selbst wird oft am Himmel schon erblicket,
Eh das bequeme Volk aus dunkeln Kammern rücket,
Und den beliebten Schlaf, der ihnen selbst entweicht,
Mit weitgedehnter Hand aus dicken Augen streicht.
Dann mehrt sich meine Qual! die Wollust herrscht in ihnen,
Ich muſs auch Wachenden zu lauter Lastern dienen;
Die schnöde Zärtlichkeit bezaubert alle Welt,
Die Arbeit, Müh und Fleiß vor schwere Martern hält.
Sie mag auch, wenn sie wacht, an kein Geschäfte denken;
Man bringt des Morgens Rest mit Türkischen Getränken,
Und andern Gattungen des Zeitvertreibes hin.
Sodann begibet sich der Menschen eitler Sinn
Vor ein polirtes Glas, den Leib mit hundert Stücken
Von seltnen Gattungen der Kleider auszuschmücken.
Die Tafel wird gedeckt, die Trachten* warten sein,
Man schluckt drey Stunden lang die Leckerbissen ein;
Der beste Traubensaft erhitzet das Geblüte,
Und reizet mehr und mehr das lüsterne Gemüte
Zu lauter Üppigkeit. Die Sonnenkugel sinkt,
Indem die trunkne Schaar ein heißes Wasser trinkt,
Wenn sich die Müßigen Raketen,** Karten, Massen,***
Und andres Kinderspiel, o Schande! reichen lassen.
Die Schatten werden lang, die Dämmerung geht an,

* Tracht: große Portion Essen.
** Gemeynt sind hier wol Raquettes, Schlaghölzer. *** zum Billard gehörig.

Und wenn die Finsternis sich kaum hervor getan,
Versinkt das freche Volk in neuen Lasterpfützen.
O säumendes Geschick! Wirf, wirf mit deinen Blitzen
Auf mein gequältes Haupt — — —.
Der Eifer macht mich stumm, die Worte fehlen mir,
Ich bin von Klagen matt, ich seufze nur zu dir.
Vernichte, wo du kannst, mein Wesen von der Erden;
Wo nicht? so lass die Zeit nicht mehr geschändet werden.

Hie fiel der müde Greis vor Ohnmacht in das Gras,
Er schüttelte das Haupt, ergriff sein Stundenglas,
Er hub es grimmig auf, und schwur bey allen Wettern,
An seinem Sensenschaft dasselbe zu zerschmettern.
Doch seht! das Wolkendach zerriss und trennte sich;
Ein ungewohnter Glanz erschien und schreckte mich;
Drauf schallte dieser Ruf in die bestürzten Ohren:
Schweig, Alter! deine Wut und Klagen sind verloren!
Verwegner! meisterst du des Schicksals weisen Schluss,
Den alles, wie du weißt, was da ist, ehren muss?
Gesetzt, dass Tausende das Gold der Zeit verschwenden,
Und durch den Müßiggang den Fluss der Stunden schänden:
Genug, dass hie und da ein Kluger durch den Fleiß
Fast jeden Augenblick geschickt zu nutzen weiß.
Ach sey nur aufmerksam, du wirst sie schon erblicken;
Und sey nicht mehr so frech, mein Schicksal zu verrücken.
Was liegst du, Träger, da? Verlass den wüsten Ort,
Greif Uhr und Sensen an, und eile wieder fort.

Die Wolken schlossen sich, das helle Licht verschwand,
Der Alte hub den Leib mit unterstützter Hand,
Aus seinem Lager auf; drauf dehnten sich die Flügel
Mit neuen Kräften aus, so dass der nahe Hügel

Ein sausendes Geräusch zurücke schallen ließ.
Ich spürte, daß der Sturm von neuem wieder blies;
Er fieng sehr plötzlich an mit ungemeinem Rasen
Und großer Heftigkeit von Osten her zu blasen.
Der Greis verließ den Platz; der Sturmwind hub
ihn auf;
Man sah ihn; er verschwand, und ich erwachte drauf.

Mein Mencke, zürne nicht, daß dies geringe Blatt,
Mein neuliches Gesicht dir vorgemalet hat.
Du hörst das Bild der Zeit von seinem Misbrauch
klagen,
Allein, du hörest nichts zu deinem Vorwurf sagen.
Du kannst ein Beyspiel seyn, daran ein jedermann,
Von ungemeinem Fleiß, ein Muster schauen kann.
Minerva zählt dich itzt zu ihren liebsten Söhnen,
Sie läßt dein kluges Haupt mit Lorberreisern krönen,
Die du so wohl verdienst. Und da sie dieses tut,
Beweget sich in mir das treugesinnte Blut.
Mein Herze wallt vor Lust bey diesen Ehrenstufen,
Dahin dich dein Verstand und Fähigkeit gerufen.
Wie mancher wundert sich, daß dies so bald geschehn?
Allein, wer dich nur kennt, wird sonder Zweifel sehn,
Die Lehrerwürde sey, sowol für deine Jugend,
Als manchem Alten sonst, ein Lohn bekannter Tugend.
Man weiß, wie wohl du stets die edle Zeit verwandt,
Wie du bey Tag und Nacht nach Weisheit und Verstand,
Und Wissenschaft gestrebt; ja wie so wenig Stunden
Dir in Ergötzungen und Zärtlichkeit verschwunden.
Die Ehre war dein Sporn, der nie die Kraft verlor,
Es kam dir stets das Bild des großen Vaters vor,
Das deiner Triebe Macht mit neuer Reizung rührte,
Und dich nach Adlerart zur Tugendsonne führte.

Du folgest, wenn er winkt, mit muntern Schritten nach.
Denn was ein alter Held von Ehrensäulen sprach:
Sie schienen, ihm des Nachts den besten Schlaf zu
stören:
Das hab ich dich sehr oft vom Vater sagen hören.
Dies ist die schöne Bahn, die dich, Geliebter! trägt,
Darauf du schon vorlängst die Proben abgelegt,
Die dir bey aller Welt, in öffentlichen Schriften,
Doch ohne Prahlerey, ein stetes Denkmal stiften.
Jedoch, du fährest fort. Ganz Leipzig merkt es schon,
Dein teurer Vater sieht sein Bild in seinem Sohn;
Er siehts, und freuet sich, und wird in kurzen Jahren,
Noch mehr Vergnügungen von deinem Fleiß erfahren.

Ach wertgeschätzter Freund! wie freudig will ich seyn,
Trifft nur mein treuer Wunsch von deiner Wohlfahrt
ein:
Und kann ich nur die Pracht von deinen Ehrenzweigen,
Einst in der Nähe sehn, und meine Lust bezeigen.

---

# An Herrn Romanus Teller.

## Die rechte Art zu predigen.

Bey Gelegenheit dessen erster Beförderung nach Merseburg.

---

Und endlich kommt, o Freund! die schöne Zeit heran,
Da Neid und Misgunst dich nicht länger hindern kann,
Zum Kirchenlehreramt, dazu man dich berufen,
Dich eingeweiht zu sehn. Betritt nunmehr die Stufen
Des hohen Predigtstuhls, mit Eifer, Geist und Kraft.
Es fehlt dir weder Mut, Verstand und Wissenschaft.
Noch wahre Gottesfurcht; ob gleich die Feinde toben,
Die durch ihr Lästermaul dich nur am schönsten loben.

Beglückt ist, wer, wie du, der Schmähsucht Gift besiegt,
Wenn seiner Unschuld Pracht ganz klar am Tage liegt.
Beglückt! wer so, wie du, durch Großmut überwunden,
Was die Verläumdung auch für Lügen ausgefunden.
Ich, dem die Poesie der Tugend Lob gebeut,
Erinnre mich dabey der süßen Schuldigkeit,
Die sie mir auferleget. Ich soll nichts falsches dichten,
Und mir durch Schmeicheley der Toren Stolz verpflichten.
Ich soll nicht ganz erstaunt vor kleinen Geistern stehn,
Und was ich nie geglaubt, durch eiteln Ruhm erhöhn.

Die Wahrheit winket mir, die Wahrheit, der ich diene,
Wenn ich den Wahn der Welt zu stören mich erkühne.
Ich weiß, du siehest dies mit muntern Sinnen an,
Weil das, was dich nicht trifft, dich nicht verletzen kann.
Wer sich getroffen fühlt, der mag sich kundbar machen;
So kriegt die kluge Welt das Recht ihn auszulachen.

Du wirst ein Geistlicher, und zwar zu einer Zeit,
Da mancher, der sich auch dem Predigtstuhl geweiht,
Die Hand vom Pfluge zieht: ein schreckliches Verbrechen!
Wenn man den Pöbel hört sein altes Urteil sprechen.
Allein, wen wundert das, der auch nur halb bedenkt,
Wie sehr die Mode schon die Kanzeln eingeschränkt,
Und wie genau man sich, ein Ämtchen zu erhalten,
Der eingeführten Art ganz ähnlich soll gestalten.
Man redet hier, o Freund! von Glaubenslehren nicht,
Die wahr und göttlich sind. Wer diesen widerspricht,
Ist freylich selbst verkehrt. Man redet nicht von Kennern
Der wahren Redekunst, als hochgelehrten Männern,
Die unser Sachsens Schmuck, der Kirchen Ehre sind:
Wer diese schelten will, ist selbst aus Torheit blind,
Ja vieler Strafe wert. Man redet nur von Moden,
Die Menschenwitz erdacht, und künstlichen Methoden.
Die, die sind eine Last, die manche Schulter schreckt,
Dass sie den Mantel flieht, der so viel Pein erweckt,
Und unerträglich wird. Doch, ich kann alles sparen;
Du, wertgeschätzter Freund! hast dieses selbst erfahren.

Seit dem des Höchsten Geist, mit wunderbarer Kraft,
Nicht mehr Propheten treibt, nicht mehr Apostel schafft;
Seit dem die Sendung nicht unmittelbar geschiehet,
Weil das geschriebne Wort allein die Herzen ziehet:
Seit dieser ersten Welt muss Fleiß, Belesenheit,

Der Sprachen Wissenschaft, und die Beredsamkeit
Den frommen Lehrerstand, bey Beten und bey Wachen,
Zu der Gemeinen Dienst geschickt und tüchtig machen.
Je weiter man es nun in diesen Stücken bringt,
Je mehr man in den Schatz der Heiligtümer dringt,
Je mehr man sich bemüht, die Wahrheit recht zu lehren,
Um desto mehr ist auch ein solcher Mann zu ehren.
Wer sein vertrautes Pfund nur redlich angelegt,
Des Höchsten Weinberg baut, so, daß er Früchte trägt,
Den darf kein fremder Knecht in seiner Arbeit schelten,
Und dessen Sorgfalt muß, gleich andrer Diensten, gelten.

Freund! dies ist sonnenklar: allein, wer weiß auch nicht,
Daß hier der Eigensinn ein strenger Urteil spricht?
Was? heißt es, sollte sichs ein junger Mann erkühnen,
Und unsrer Kirche bloß nach eignem Kopfe dienen?
Nein, Regeln aufgesetzt! darnach der Lehrerstand
Sich hier und anderwärts, ja durch das ganze Land,
Gebührend richten muß. Gesetze vorgeschrieben!
Die Pflicht des Predigens nach gleicher Art zu üben.
Methoden ausgedacht! darnach man jedermann
Die Kanzelrednerkunst recht mühsam zeigen kann.
Was bloß die Bibel sagt, was die Vernunft erfunden,
Läßt junge Leute noch zu frey und ungebunden.
Drum spanne man sie mehr ins Joch der Lehrart ein,
Und wer sich nicht ergibt, der soll nicht zünftig seyn.
Entfernet jemand sich, so muß man ihn verdammen:
Man bring ihn in Verdacht; nehm alle List zusammen,
Bis er gestürzet ist. Dann sage man der Welt:
Er sey in Meynungen und Lehren schlecht bestellt;
Man hab ihn, als die Pest des Glaubens, zu vermeiden,
Und muß ein faules Glied vom Kirchenkörper schneiden.

Dies ist der Lauf der Welt, gelehrtberedter Freund!
Der oft noch ärger wird, als mancher glaubt und meynt:
Zumal, wer so, wie du, sich nicht an Moden bindet,
Und doch erbaulich lehrt, und doch viel Beyfall findet.
Da flucht der Handwerksneid; da schilt er auf die Art,
Darnach, als er studirt, noch nicht gepredigt ward;
Nennt alles Neuerung, was sich von dem entfernet,
Was er zu seiner Zeit, doch auch als neu, erlernet.
Wie kommt es, daſs er schmählt? Wie kommts, daſs er dich haſst?
Bloß, weil dein Hut sich nicht auf seinen Kopf läſst drücken,
Und deine Kleider sich auf seinen Rumpf nicht schicken.

Du wundergroßer Mann! vergötterter Serpil!
Durch dessen grundgelehrt= beredt= und frommen Kiel
Ein tröstlich Werk entstund. O Lankisch, reich an Gaben!
Und du, geprieſner Mahn! ihr könnt nichts gleiches haben.
Ihr habt der rohen Welt die rechte Kunst gezeigt,
Ihr unterdrücket fast die Menge der Postillen,
Und lehrt die Predigten aus Liederbüchern füllen.
Wer die mit Sprüchen mischt, darf weiter nichts verstehn,
Als mit den Texten selbst methodisch umzugehn;
Nach der Zergliederkunst sie künstlich zu zertrennen,
Die Teile sonderbar und klappend zu benennen.
Die Fragen, wer? und was? warum? und wie? und wo?
Wodurch? und wenn? besehn; heißt Dispositio.
Hierinn steckt alle Kunst! Misanders Leckerbissen
Und Scheiblers Goldbergwerk wird niemand mehr vermissen.

Du lachest, werter Freund! und das nicht ohne Grund:
Doch sage mir einmal, ob jener güldne Mund,

Johannes von Byzanz, von dem wir Reden lesen,
Nach deiner Meynung wol ein Redner sey gewesen?
Vermutlich sprichst du ja, und alle Welt stimmt ein:
Allein, verzeihe mirs, ich selber sage Nein!
Ists möglich, daſs man den mit Recht beredsam nennet,
Der nicht das A. B. C. der Homiletik kennet?
Nein! Nein! Chrysostomus ist überall zu schlecht,
Macht keinen Eingang hübsch, formirt kein Thema recht;
Teilt solches niemals ab, kann nicht exegesiren;
Weiß nicht der Sylben Kraft im Grundtext nachzuspüren;
Zitirt die Sprüche nicht, und plaudert ungefähr
Nur lauter Menschenwitz und eigne Worte her;
Gebraucht, an statt der Schrift, die Redekunst der Heyden,
Und pflegt das Christentum ganz weltlich einzukleiden.
Ist das ein Homilet? Unmöglich, werter Freund!
Ich hab es auch gedacht, ich hab es auch gemeynt:
Doch, als ich neulich selbst ein Predigtbuch gelesen;
Nahm ich erstaunend wahr, daſs er ein Kind gewesen.

Noch mehr! Lutherus selbst, der teure Gottesmann,
Verdient den Lobspruch nicht, daſs er die Lehrart kann.
Zwar ist sein Vortrag stets voll Eifer, Geist und Leben,
Wie seine Schriften noch das sichre Zeugnis geben.
Er dringt durch Mark und Bein, er strafet, drohet, schreckt,
Ermahnet, tröstet, warnt, ermuntert und erweckt:
Allein, was hilft ihm das, wenn die Methode fehlet,
Und jeder, der sie sucht, sich ganz vergebens quälet?
Ach stünde Luther doch nur itzo wieder auf!
Er gäbe ganz gewiſs sein Feuer in den Kauf,
Und nähme Regeln an. Er würde gern bekennen,
Sein ganzes Predigen sey ein Geschwätz zu nennen:
Er kaufte sich den Leigh und Lehmanns Pentas ein,
Er würde Wiedemanns getreuer Schüler seyn,

Und ganze Jahre lang, nach hundert Arten, lernen,
Sich künstlich von dem Sinn des Geistes zu entfernen.

Du lebest itzt, o Freund! und tust es dennoch nicht.
Was denkst du immermehr? Ach! drehe, wie man spricht,
Denn jeder Kluge tuts, den Mantel nach dem Winde.
Wie zürnet nicht bereits Demetrius Gesinde,
Dass sein Gewerbe fällt! Es stürmet auf dich zu.
Bedenke doch dein Glück! bedenke deine Ruh!
Es kann dich mit der Zeit noch in der Tat gereuen;
So bald die Zunft nur wird: Groß ist Diana! schreyen.

Allein, ich sehe schon, du nimmst kein Warnen an,
Weil dein beherzter Mut so leicht nicht zittern kann.
Du schreibest gar ein Buch, und suchest einzuschärfen,
Was allegorisch klingt, das müsse man verwerfen.
Das heißt zu viel gewagt! Freund! hast du auch bedacht,
Wie arm dies Unterstehn dich an Erfindung macht?
Wie matt wird künftig nicht dein kaltes Thema klingen?
Was nicht schematisch ist, kann nicht zu Herzen dringen.
Denn man versteht es gleich, und hat die Freude nicht,
Dass der gemeine Mann zu seinem Nachbar spricht:
„Das ist was artiges! das ist schwer auszuführen!
„Im Texte wenigstens ist nichts davon zu spüren."
Du guter Laie, du! was weißt doch du davon?
Ein rechter Homilet versteht den Kunstgriff schon!
Wer wird sich so genau an Christi Worte binden?
Man muss in jedem Text auch jedes Thema finden.
Denn wäre dieses nicht; wie wär es auszustehn,
Ein Evangelium ein schockmal durchzugehn;
Und dennoch allezeit die längst bekannten Sachen,
Durch wahren Wortverstand, beliebt und neu zu machen?
Ein hübscher Überguss macht saure Speisen süß:

Und Dank sey dem gesagt! der uns die Lehrart wies,
Was in dem Texte fehlt, durch Kunst hinein zu bringen,
Und was nicht fließen will, ein wenig zu erzwingen.
Kein Jahrgang ist so schlecht, er gibt ein Muster ab,
Wie artig man dem Text die neue Deutung gab.
Ich weiß, daſs Paulus selbst sich oft im Engelorden
Gewundert, wie sein Text so schön verstümmelt worden.

Vergib den freyen Scherz, mein Teller! werter Freund!
Du weißt es ohnedem, wie gut mein Herz es meynt:
Ich kenne dein Verdienst, und ehrete dein Lehren,
So oft es mir geglückt, dein Predigen zu hören.
Dein Merseburg gewinnt, und wir verlieren viel:
Doch unser Wünschen ist nicht stets des Himmels Ziel.
Noch mehr, ich freute mich, so oft ich nur bedachte,
Wie viel dein Unterricht geschickte Schüler machte.
Ach! sprach ich bey mir selbst, der Mann wird ungemein,
Wird unserm Leipzig einst ein andrer Mosheim seyn:
Er wird den bunten Kram der Kunstmethoden stören,
Und die Beredsamkeit der alten Väter lehren;
Die ungezwungen fließt, und voller Geist und Kraft,
Verstand und Willen lenkt und tausend Nutzen schafft.
Wie glücklich sind nicht die, die schon von dir gelernet,
Wie löblich sich der Mund vom Schlendrian entfernet,
Der alles überschwemmt. Wiewol ich hoffe noch!
Wer weiß, was bald geschieht? So kann dich Leipzig doch
Auf seinem Lehrstuhl sehn. Kommt, kommt, erwünschte Zeiten!
Und helft zu Tellers Ruhm ein besser Lied bereiten.

———

## An Herrn Johann Ernst Kulmus.

1732 den 18. Sept.

Wodurch die Medizin beschimpft werde.

---

Ja, Freund! du bist es wert, und nimmst, was dir gehört,
Da Meditrine dich mit ihrem Beyfall ehrt:
Und Phöbus tut ganz recht, da er von seinen Söhnen
Dir lässt dein kluges Haupt mit seinem Hute krönen.
Wer deinen edlen Fleiß in dieser Kunst erwegt,
Davon du so geschickt die Proben abgelegt;
Der sieht die Billigkeit von dem erlangten Lohne,
Und wünscht dem Aeskulap viel Glück zu solchem Sohne.

Doch, werter Kulmus! sprich: hast du auch recht bedacht,
Wozu dein Witz und Fleiß und Eifer dich gebracht?
Hast du es auch gewusst, dass dein erwählter Orden,
Seit langer Zeit ein Spott der klugen Welt geworden?
Du sprichst: was hindert das? Sehr viel, gelehrter Freund!
So weit die Poesie noch um Molieren weint,
Bey dessen Grabmal stets so mancher Satir hüpfet,
Wird aller Ärzte Schimpf mit seinem Ruhm verknüpfet.

Du lachest zwar dazu: doch das ists nicht allein.
Mit nichten! welche Stadt, welch Dorf ist wol so klein,
Allwo die Kranken nicht mit ungezählten Haufen,
Nach Mutter Urseln mehr, als nach dem Doktor, laufen?
Die hochberühmte Frau weiß besser, als Galen,
Wie oft ein Kranker soll des Tags zu Stuhle gehn.
Sie half der Nachbarin, die nur vor wenig Wochen.
Wahrhaftig, es ist wahr! die Mutter weggebrochen.
Hans Velten klagt den Kopf; sie spricht, es ist die Milz:
Der Mann erschrickt, und glaubts, und kratzt sich
unterm Filz;
Indessen daß die Frau vor Stolz die Nase rümpfet.
O Freund! heißt dieses nicht die Medizin beschimpfet?
Ich weiß, du tadelst mich, und sprichst: es folge nicht!
Ganz recht; der Schluß ist falsch, und schändet mein
Gedicht:
Wolan, drum will ich itzt den wahren Schimpf erwegen,
Den eure Meister selbst der Kunst zu machen pflegen.

Ich weiß, gelehrter Freund! du liebst die Wissenschaft,
Du kennst des Menschen Geist, des Körpers Bau und
Kraft,
Die Pracht des Erdenballs, des Himmels Wunderwerke,
Und schließest dann daraus des Schöpfers Macht und
Stärke.
Du siehst Natur und Welt mit andern Augen an,
Als mancher, der nichts denkt, als was er greifen kann;
Und findest mit Vernunft, in jedem Körnchen Sandes,
Die sonnenklare Spur des ewigen Verstandes.
Euklides, den du liebst, hat dich geschickt gemacht,
Die Schönheit dieser Welt, an Ordnung, Glanz und
Pracht,
Nach Maß, Gewicht und Zahl zu prüfen, zu ergründen,

Und täglich größre Lust in dem Bemühn zu finden.
Wer dich nur halbigt kennt, dem ist dies schon bewusst:
Wie kommts denn immermehr, dass deine kluge Brust
Sich bloß die Heilungskunst zum Gegenstand erwählet,
Der alle Gründlichkeit, ja fast die Wahrheit fehlet?
Was ist so ungewiss, als diese Wissenschaft?
Was sag ich Wissen? nein! das klingt zu prahlerhaft!
Was können Ärzte sonst, als raten, glauben, träumen,
Und trösten, bis man sieht den Tod im Halse schäumen?
Wie schickt sich nun dazu ein Mathematikus,
Der alles, was er sagt, so klar erweisen muss,
Als dies, dass zwey mal drey nicht mehr als sechse machen?
Wer wird nicht, sage mir, des guten Strephons lachen,
Der seinen todten Hund mit Hand und Fingern wies,
Und solch ein Zeigen schon ein Demonstriren hieß?
Du lachest selbst, o Freund! Allein, wenn die Chymisten
Sich stets mit Salz, Merkur und lauter Schwefel brüsten;
Daraus, nach ihrem Wahn, ein jedes Ding besteht:
Wenn Stahls berühmte Zunft sich offenbar vergeht,
Der Körper Wirkungen den Körper abzustreiten,
Und der Arzneyen Kraft von Geistern herzuleiten;
Gesundheit, Krankheit, Tod, ja Beine, Fleisch und Blut,
Sammt allem, was der Bau des bloßen Leibes tut,
Der denkenden Vernunft des Menschen zuzuschreiben;
Wie kann denn eure Kunst in wahrem Ansehn bleiben?
Denn hier begreift man nichts; weil lauter Zauberey
Und unverständlich Zeug die blinde Phantasey,
An heller Wahrheit statt, mit Hirngespinsten äffet:
So dass ihr, wenn ihr ja das rechte Fleckchen treffet,
Kein größer Lob verdient, als wenn ein tappend Kind,
Im Spiel der blinden Kuh, den Spielgesellen findt.

Hygea zürnt vielleicht auf meiner Musen Schelten:
Jedoch, wer kann davor? Ich lass es die entgelten,
Die selbst der edlen Zunft ein Schimpf und Schand-
fleck sind.
Denn, wer das mindste weiß, der macht den meisten
Wind;
Erzählet überall die Wunder seiner Kuren,
Und übertäubt die Welt mit teuren Goldtinkturen.
Du selbst, gelehrter Freund, kennst sie so gut, als ich;
Du weißt, wie jener einst zur Patientin schlich,
Und nach der schnellen Puls, die wie ein Uhrwerk spielte,
Nicht an der schönen Hand, wo denn? am Herzen fühlte.
Du weißt, wie mancher oft mit seinem Stocke dreht:
Was meynt der Mann damit? Es heißt: ihr Leute seht!
Seht Band und Stockknopf an, die Ärmel sammt den
Spitzen!
Seht meinen Demantring, die Ärmelknöpfe blitzen!
Wie machts Aquarius, der große Wassermann,
Der durch ein Glas Urin unfehlbar wissen kann,
Wie groß und alt man ist, wie oft man krank gewesen,
Und was man lebenslang für Bücher durchgelesen?
Er sieht so ernsthaft aus, als wär es alles wahr;
Indessen glaubt es ihm der klugen Weiber Schaar:
Ob gleich des Kranken Magd das Glas, an seiner Stelle,
Von neuem angefüllt; nachdem sie auf der Schwelle,
Das erste fallen ließ. Erwäge das, mein Freund!
Und sage mir nunmehr, ob dirs nicht schimpflich scheint,
Nach andrer Stümper Art, mit schwitzen und purgiren,
Klystier und Aderschlag, uns hinters Licht zu führen?

Umsonst! du fährest fort und endest deinen Lauf:
Ganz recht; der Misbrauch hebt doch den Gebrauch
nicht auf.

Man muſs behutſam seyn, den Unterſchied zu machen,
Und alle Stümper zwar, doch nicht die Kunſt, verlachen.
O freylich, werter Freund! denn wäre dieſes nicht:
So ſchrieb ich dir itzund gewiſs kein Lobgedicht;
Nachdem, ich ſag es ſelbſt, der edle Dichterorden
Von Stümpern mancher Art ſo oft entweihet worden.
Ja, Meditrine lacht die Handwerkspfuſcher aus,
Die ſich in Aeſkulaps geweihtes Götterhaus
Mit ungewaſchner Hand und leerem Kopfe wagen,
Und nichts nach ſeinem Ruhm, und nichts nach Wahrheit fragen.
So rühmt Apollons Wahl, der heute dich erhöht,
Weil dein berühmter Fuß auf deren Spuren geht,
Die Witz und Gründlichkeit und Wiſſenſchaft geliebet;
Bevor ſie den Verſtand in einer Kunſt geübet,
Die täglich höher ſteigt, ſeit dem Vernunft und Fleiß
Sie mehr und mehr verklärt. Du kennſt und ehrſt den Greis,
Den Leyden ſo erhebt, und den, der Halle ſchmücket:
In welchen beyden man mit vieler Luſt erblicket,
Daſs noch Hippokrates, daſs noch Galenus lebt.
Du haſt auch hier bey uns den Männern nachgeſtrebt,
Die Weisheit und Vernunft und Übung ſtets verbinden,
Und manche Heimlichkeit in der Natur ergründen.
Du haſt des Vaters Bild vor deinen Augen ſtehn;
Du darfſt nur auf der Bahn des teuren Vaters gehn,
Des Vaters ſeltner Art! der dich zuerſt gelehret,
Was zu der Wiſſenſchaft, die du erlangt, gehöret.
Dein Danzig ehrt ihn noch, wiewol die Sterblichkeit
Ihn uns zu früh geraubt; und winkt dir allbereit,
Und hoffet das von dir, was man an ihm verlohren,
Und hat dich gleichſam ſchon an ſeiner ſtatt erkohren.

Zeuch hin, man wartet dein! das Glücke rufet dir:
Doch lass mir einen Teil von deiner Neigung hier.
Vergiss die Freundschaft nicht, die wir bisher gepflogen.
Und schreibst du künftig mir, auf ganz gefüllten Bogen,
Von deinem Wohlergehn, von deines Hauses Glück:
So schreib ich dir gewiss ein jedesmal zurück;
Und will von meiner Treu dir so viel Proben geben,
Als in der Medizin und Dichtkunst Pfuscher leben.

---

## An Herrn Johann Heinrich Winkler.

### Warum es so viel alte Junggesellen gibt?

---

Du freyest, werter Freund! und tust sehr wol daran;
Weil dieses Band dein Glück vollkommen machen kann:
Du hast ein Herz gewählt, das dir gewiss vor allen,
An Häuslichkeit und Zucht und Tugend wohlgefallen.
Du hast es längst gekannt, bevor du es erwählt,
Du hast nicht bloß das Geld und Erbteil überzählt!
Wie mans zu machen pflegt, wenn man nach Beuteln freyet,
Doch die vergüldte Braut an Leib und Seele scheuet.
Daher gelingt dirs auch. Dein Freyen dünkt mich schön,
Und sollt ich dir dabey des Herzens Grund gestehn;
So spräch ich, da du dir ein liebes Weib genommen;
Dass ich fast selber, dir zu folgen, Lust bekommen.

Der Junggesellenstand ist traurig und verhasst,
Und macht uns ostermals die Einsamkeit zur Last.
Natur, Vernunft und Schrift gebieten uns, zu lieben:
Der Schöpfer hat es selbst in jedes Herz geschrieben.
Doch fürcht ich mich davor! die Jahre fließen hin,
Und, ob ich gleich noch nicht der allerältste bin,
Doch, sollte Nisa nur das Urteil von mir fällen,
Sie wiese mich zur Zahl der alten Junggesellen.

Gesetzt, ich wär es auch; doch bin ichs nicht allein.
Die Zahl, die Leipzig hegt, wird kaum zu zählen seyn;
Ja gar, dafern man sie mit etwas darf vergleichen,
Den alten Jungfern selbst, an Menge, fast nicht weichen.
Wie mancher wackre Mensch wird nicht allmählich alt,
Verlieret Mut und Kraft, wird grau und ungestalt,
Entziehet sich der Welt, und dem gemeinen Wesen;
Weil er, mit Vorbedacht, den Mönchenstand erlesen.
Man geh die Stände durch; man frage Land und Stadt,
Und seh, was jeder Ort für Junggesellen hat:
Nicht solche, denen kaum der Bart beginnt zu keimen,
Denn diese denken oft, sie würdens gar versäumen;
Und sprängen, stimmten nur die lieben Ältern ein,
Am liebsten heute noch ins Hochzeitbett hinein.
Von solchen red ich nur, die bei gereiften Jahren
Zu Amt und Nahrung stehn, und sich gleichwol nicht
paaren.
Die Zahl ist gar zu groß! Und gieng es füglich an,
Was Lacedämon sonst, was nachmals Rom getan:
So sollte man dies Volk durch die Gesetze zwingen,
Den Ehstand ferner nicht so in Verdacht zu bringen.

Drum hab ich oft bey mir verwundert nachgedacht,
Was doch den Heiratsbund so gar verächtlich macht?
Was Juvenal davon, und was Despreaux geschrieben,
Das hat bisweilen mir mit Lust die Zeit vertrieben.
Sie drohn den Männern stets der Weiber schlechte Treu,
Und treibens gar zu hoch, wie groß das Unglück sey:
Die Kinder seiner Frau für Kinder zu erkennen,
Die bloß aus Höflichkeit die Väter Väter nennen.
Wiewol das zeigt nur bloß die Klagen alter Zeit,
Und ist doch nicht der Grund, warum man itzt nicht
freyt.

In Rom und in Paris mag diese Drohung gelten:
Bey uns ist keine Frau für ungetreu zu schelten.
Ihr, deutschen Weiber! seyd den Männern immer treu,
Und niemad weiß bey uns, was ein Aktäon sey.
Ja wüßt es jemand gleich, wer würd es jedem sagen,
Und einen frommen Mann mit Schimpf und Argwohn plagen?

Was schreckt denn immermehr der Junggesellen Zahl?
Was stört ihr Freyen doch? Was hindert ihre Wahl?
Das artige Geschlecht mag mir diesmal vergeben,
Ich sag es rund heraus, und kostet es mein Leben!
Der Aufwand auf die Braut macht, daß man ungern freyt;
Die großen Kosten sinds, was mancher Freyer scheut;
Was fordert nicht ein Weib, nach Leipzigs edlen Sitten,
Bevor der Mann mit ihr das Hochzeitbett beschritten?
Wägt sie mit Haut und Haar, nehmt Kleider, Strümpf und Schuh,
Den weiten Fischbeinrock, und allen Staat dazu;
So kostet jedes Lot Dukaten, ja Duplonen,
Bevor mans euch erlaubt, ihr ehlich beyzuwohnen.
Das ist ein teures Fleisch! und gleichwol kauft man sie!
Ja, was ein Bräutigam, mit Sorgen, Schweiß und Müh,
Seit zwanzig Jahren her ersparet und erlaufen;
Das geht auf einmal hin, sich eine Braut zu kaufen.
Geht, zählt die Summen nur an euren Fingern ab,
Die jener Freyer jüngst für seine Doris gab.
Fünfhundert für das Kleid; für tausend Taler Ringe,
Für Perlen auch so viel. Was kosten andre Dinge?
Juwelen mancher Art, die Messen, mancher Schmaus?
Was lockt das Trinkgeld nicht für manchen Taler aus?
Was wird in Gärten nicht verspielet und verzehret?

Wo bleibt das andre noch, wenn man spazieren fähret,
Und zu Gevattern steht? Wo Spitzen, Band und
Schmuck?
Des großen Mogols Schatz ist hier kaum reich genug,
Ein Mägdchen nach der Art, wie wirs in Leipzig haben,
Als Freyer, so, daß sie vergnügt sey, zu begaben.

Ja, spricht man, dieses habt ihr Männer aufgebracht!
Wer hätte sonst von uns an allen Kram gedacht?
Ihr seyd zuweilen alt und störrig in Gebärden;
Und gleichwol wünschet ihr von uns geliebt zu werden.
Da gebt, da schenkt ihr uns fast alles, was ihr habt;
Und wenn ein halber Kuß den kalten Freyer labt,
So wagt er alles dran. Wer wollt es nun nicht
nehmen?
Ihr Männer solltet euch der eignen Torheit schämen.

So war ich redlich bin! ihr Schönen habt ganz recht;
Die Schuld trifft großenteils das männliche Geschlecht.
Was tut ein Freyer nicht, die Liebste zu gewinnen?
Allein, was macht ihn toll? wer bringt ihn so von
Sinnen?
Ists nicht der Eigennutz, der euch im Herzen steckt,
Und der so manchen schon vom Freyen abgeschreckt?
Ihr selber schadet euch. Ein Armer darf nicht kommen;
Doch eh er was verdient, ist schon die Glut verglommen,
Die man bey Freyern sucht, und die euch so gefällt.
Und also spielt ihr selbst die umgekehrte Welt.
Die Jungen wollt ihr nicht; sie können nicht viel geben!
Die Alten freyen nicht; sie haben gar kein Leben!

Was habt ihr nun davon, daß ihr so geizig seyd?
Ihr bringt so manchen Tag in strenger Einsamkeit

Mit Furcht und Hoffnung zu; und müsset stets besorgen,
Es hab euch Hymen gar sein Angesicht verborgen.
Die Jahre wachsen an; ihr werdet matt und alt;
Dann bleibt der Männer Herz bey euren Blicken kalt.
Man ehret euch nicht mehr, wie vormals in der Jugend:
Wo keine Schönheit strahlt, da sieht man keine Tugend.
Ein alter Junggesell ist doch noch ehrenwert;
Er dient der Vaterstadt, und hat, was er begehrt.
Ganz anders gehts mit euch, wenn euch das Alter drücket,
Und die geschminkte Haut mit tiefen Runzeln schmücket.
Ach! kehrt bey Zeiten um, und setzt dem Geiz ein Ziel!
Und wenn ein Freyer kommt, so fordert nicht zu viel.
Was die beschenkte Braut von ihrem Schatz bekommen,
Das hat sie nicht nur ihm, sie hats sich selbst genommen.

Wie glücklich freyst denn du, o wertgeschätzter Freund!
Dein Hannchen hält dich wert, und hat es wohl gemeynt;
Wenn sie nur dich geliebt, nur dich gewinnen wollen.
O hätte mancher auch so glücklich freyen sollen!
Er säße noch vergnügt in Segen, Lust und Glück,
Und dächte nicht betrübt an jenen Tag zurück,
Daran er sich vermählt, doch auch in Schuld gestecket;
Dafür ihm itzt die Frau ein Dutzend Kinder hecket.
Er nährt dieselben zwar, jedoch mit Angst und Not:
Das Weib versalzet ihm fast jeden Bissen Brod,
Und will, er solle noch durch Tisch und Kleidung prangen,

Und so verschwendrisch seyn, als er es angefangen.
Drauf kommt der Gläubiger und nimmt ihm Hof
und Haus,
Und jagt den armen Mann beraubt zum Tor hinaus.
Die Frau, die er beschenkt, darf keinen Häller zahlen,
Und kann, indem er darbt, mit seinem Gelde prahlen.
So, Freund, so tret ich nie, in Lieb und Ehstand ein,
Und sollt ich bis ins Grab ein Junggeselle seyn!

---

# Bey Herrn Doktor Seidemanns Eheverbindung.

1731.

## Lob und Tadel.

Wofern ich, werter Freund! vergnügt, ja freudenvoll,
Bey deinem Hochzeitsfest mein Wort erfüllen soll,
Den treuen Glückwunsch dir in Versen abzusingen;
So sey es mir erlaubt, ein Sprüchwort vorzubringen.
Du hältst es sonst zwar auch mit unsrer neuen Welt;
Doch weil dir Ehrlichkeit und alte Treu gefällt,
Dergleichen Tugenden die lieben Alten trieben:
So wirst du auch ein Wort von ihren Lippen lieben;
Ein Wort, darin die Spur von alter Weisheit steht,
Die leider! täglich mehr bey uns zu Grunde geht.

Es heißt, damit ich auch fein nach der Ordnung schreibe,
Und dir das Thema nicht so lange schuldig bleibe:
Willst du getadelt seyn, so geh, und nimm ein Weib;
Willst du gelobet seyn, so stirb! und wirf den Leib
In Gruft und Moder hin! Bey diesen zweenen Teilen,
Soll mein Gedichte sich für diesesmal verweilen.

Zum ersten ist es wahr, die Welt lobt keinen leicht,
Bevor er in der Gruft sein letztes Ziel erreicht.
So lange jemand lebt, wird alles, was er machet,
Beginnet und vollbringt, getadelt und verlachet.
Sein Wesen nennt man schlecht. Man lobt und billigt nichts.
In allem, was er tut, gedenkt und sagt, gebrichts,
An hundert wenigstens, wo nicht an tausend Stücken:
Denn besser pflegt es auch dem Klügsten nicht zu glücken.
Allein er sterbe nur: da geht das Loben an!
Was nie ein Mensch vermocht, was niemand glauben kann,
Was hunderte vor ihm vergebens unternommen,
Das alles ist durch ihn in rechten Stand gekommen.
Er hat die Frömmigkeit und Tugend stets geliebt;
Er hat durch Wort und Werk kein kleines Kind betrübt.
Ihm ist die Vaterstadt für all ihr Heil verbunden;
Bey ihm hat allezeit das Armut Rat gefunden.
Er war der Weisen Trost, der Wittwen Schirm und Schild,
Und kurz, der Unschuld Schutz, der Tugend Ebenbild.
Ja wär er in der Tat von allem nichts gewesen:
So lässt mans doch gedruckt in mancher Lobschrift lesen.

O! merkt euch dieses an, die ihr aus Eitelkeit
Von toller Ehrsucht krank, nach Lobe durstig seyd!
Was quälet ihr euch viel, berühmt und groß zu werden?
Ist euch mit Ruhm gedient? verkriecht euch in der Erden!
So lang ihr lebend hofft am Lobe reich zu seyn:
So trifft der Wunsch gewiss nur bei den Schmeichlern ein;

Der abgeschmackten Brut, in deren blöden Augen
Die ärgsten Fehler auch zu Wunderdingen taugen.
Seyd froh! wenn euch der Hof zu seinen Dienern
zählt,
Da glaubt nur, daſs es euch an keinem Lobe fehlt.
Aus Hoffnung eurer Gunst wird alles sich bemühen,
Wenn ihr gleich Zwerge seyd, euch Riesen vorzuziehen.
Doch wem ein ernstlich Lob, ohn Eigennutz, gefällt,
Der mache sich je eher je lieber aus der Welt.
Alsdann erfüllt sein Ruhm den weiten Kreis der
Erden,
Ja was er niemals war, das wird er dann erst
werden.

Das war mein erster Teil. Zum zweyten merk
ich auch,
Nach meines Sprüchworts Sinn, den häſslichen Ge-
brauch
Des klugen Pöbels an; der, wenn man sich vermählet,
Die Fehler, die man hat, wol zehnmal überzählet.
Du seyst auch, wer du seyst, ein Junggesell, ein Mann,
Ein Mägdchen, oder Weib; so bist du übel dran,
Dafern du freyen willst. Was du von Kindesbeinen
Begangen oder nicht, wird hier entdeckt erscheinen.
Was du dein Lebenlang geredet und gedacht,
Das wird hervor gesucht, zur Lästerung gemacht,
Und wacker ausposaunt. Ja, was du nie verrichtet,
Ja, was du nie geträumt, wird doch von dir erdichtet.
Bald schrecket man die Braut mit ihres Freyers Art;
Erzählt, wie vielmal er sich wöchentlich den Bart
Herunter nehmen läſst? wie oft er schon purgieret,
Geschwitzt und Ader ließ, und wo das hergerühret?
Wie manches Mägdchen er bald hie, bald da geküſst?

Was er bezahlet hat, und was er schuldig ist?
Bald schildert man das Bild der Bräute bey den Freyern:
Die, heißt es, läßt sich stets das Angesicht erneuern;
Die hat so manchen schon durch ihren Kuß vergnügt;
Die hat kein baares Geld, und nur ihr Staat betrügt;
Die hat ein loses Maul, und sonsten böse Flüsse;
Die ist an Händen plump, und die hat krumme Füße.

So pflegt es denen auch in ihrer Art zu gehn,
Die sonst Verdienst und Glück zu Ämtern will erhöhn.
Da pflegt ein jedes Maul den Neiderzahn zu schärfen,
Und ihm bald dies, bald das, aus Bosheit vorzuwerfen.
Bald spricht der Unverstand: die Schrift ist ihm ein Spott!
Bald ruft die Kühnheit nach: er glaubet keinen Gott!
Bis endlich, wenn die Treu ihr Amt geschickt erfüllet,
Die Lästerung sich schämt, die Unvernunft sich stillet.

Wie glücklich ist denn nicht ein kluger Freyersmann,
Der, wenn er freyen will, es heimlich halten kann!
Und weil dies nicht gar oft gelinget und gedeihet;
Wie klüglich handelt der, der lieber gar nicht freyet!

Doch nein, geehrter Freund! dein Beyspiel strafet mich.
Du freyest offenbar: und hier erweiset sich
Dein unerschrocknes Herz, das Gott und Tugend ehret,
Und sich in aller Welt an keine Lästrer kehret.
Man sage, was man will, du hast doch wohl getan.
Du folgtest jederzeit der wahren Ehrenbahn;
Du bist durch Fleiß und Glück nunmehr so weit gedrungen,

Daſs dir die Heirat auch nach Herzenswunſch gelungen.
Was ſchadt es, wenn der Neid bald dies, bald jenes
ſpricht?
Auf andrer Leute Wort beruht dein Glücke nicht.
Und wenn ein neues Paar einander herzlich liebet,
Den Schwätzern keinen Raum zu leerem Plaudern
giebet;
So lebt es doch vergnügt, und lacht in ſeinem Sinn:
Wie du, mein Seidemann mit deiner Waltherinn.
Glück zu! (der Wunſch iſt kurz) der Himmel wird
es lenken,
Und eurer neuen Eh ſehr viel Vergnügen ſchenken.

---

## An Joh. Jacob Greif.

1733.

Ob ein Junggesell eine Wittwe heiraten soll?

---

Wir halten unser Wort, o wertgeschätzter Freund!
Hier ist ein kleines Blatt, darauf wir uns vereint,
Den Tag, der dich vergnügt, durch einen Wunsch zu ehren,
Und deiner Gäste Lust auch dadurch zu vermehren.
Wir haben neulich dich und deine Braut gesehn;
Doch wussten wir noch nicht, was allbereit geschehn,
Und dachten insgeheim: wie? wenn sichs irgend fügte,
Daſs unsern werten Freund der Mohrinn Huld vergnügte.
Die Ahndung wird erfüllt: wir wünschen Glück dazu.
Wie mancher Bräutigam ist nicht so froh, wie du;
Indem ihn seine Wahl am Hochzeittage reuet,
Wenn er aus Unverstand und ohne Gott gefreyet.
Kein eitles Tändelwerk und junges Kinderspiel,
Die Tugend und Vernunft war deiner Liebe Ziel:
Und diese findest du bey deiner klugen, frommen
Und angenehmen Braut, beglückter Freund! vollkommen.

Doch, werter Bräutigam! du kennst die Art der Welt,
Die alles tadeln kann, und welcher nichts gefällt,
Als was sie selber macht, als was sie selbst erdenket:
Vermeynst du, daſs sie dir ihr strenges Urteil schenket?
O nein! Du weiſst es schon; die Hechel ist zu scharf,
Als daſs ein neues Paar hier Gnade hoffen darf.
Man schont auch Freunde nicht; nicht nahe Bluts-
verwandten;
Viel minder noch das Tun der Nachbarn und Be-
kannten.
Hier macht es niemand recht. Der eine freyt zu bald,
Der andre gar zu jung, der dritte gar zu alt,
Der vierte gar zu hoch, der fünfte gar zu niedrig:
Bald ist Geschlecht und Haus dem klugen Spötter
widrig:
Bald ist die Braut zu arm, und bald ist sie zu reich;
Bald weiſs die Stadt von ihr so manchen Liebesstreich,
Den Bosheit ausgedacht, die Misgunst ausgebreitet,
Der Argwohn fest geglaubt, und schimpflich ausgedeutet.
Ach Freund! erzittre doch! auch dich verschont sie nicht,
Und wenn sie gleich von dir, nichts von dem allen
spricht:
So wird es ihr doch nicht, sich selbst damit zu quälen,
An Glossen mancher Art, an tausend Grillen fehlen.

Wenn Jungfer Naseweis von deiner Heirat hört,
Und das Gerücht auch sie von deiner Wahl belehrt:
Daſs sich der wackre Greif zu einer Wittwe wendet,
Und ihr sein freyes Herz auf Lebenslang verpfändet:
Ihr Leute! ruft sie gleich; seht doch! ein Junggesell,
Der eine Wittwe nimmt! Allhier verdreht sie schnell
Die Augen und den Kopf und klatschet in die Hände.
Zum Henker! fährt sie fort, hat es denn noch kein Ende,

Daſs man ſo ungleich freyt; die Jungfern übergeht,
Und Wittwen, deren Glück doch ſchon ganz ſicher ſteht,
Von neuem lieben mag? Hat man den Witz verlohren?
Wie! ſind wir Jungfern denn umſonſt zur Welt ge-
bohren?
Sind wir nicht liebenswert? Das männliche Geſchlecht,
Wahrhaftig, iſt ganz blind, und äfft ſich ſelber recht!
Das heißt ja ſeinen Mund an mattem Weine laben.
Iſt denn in aller Welt kein Mägdchen mehr zu haben?
Kann eine Wittwe denn, die ſich ſchon ſatt geküſſt,
Und die ihr erſter Mann ſchon überdrüßig iſt,
Noch mehrern Appetit, noch größre Luſt erwecken,
Als Lippen, welche noch nach friſcher Unſchuld ſchmecken;
Die jung und hitzig ſind, ſo daſs ein jeder Kuſs,
Wie bey Baniſen dort, gleich Junge hecken muſs?
Fürwahr, ich wollte mich der ſchnöden Torheit ſchämen,
Und, wär ich nur ein Mann! mir keine Wittwe nehmen.

Und was? man ſehe nur geſcheidte Wittwer an,
Ob eine Wittwe ſie wol noch vergnügen kann?
Sie lieben mehrenteils die allerjüngſten Kinder:
Und ſind gewiſs nicht dumm, denn das iſt viel ge-
ſünder!
Der alte David nimmt Abiſag in den Arm,
Die gibt ihm neue Glut, und macht ſein Alter warm.
Wie ſchändlich iſt es denn, wenn ſich die Junggeſellen
Im Lieben ſo verkehrt und unverſtändig ſtellen?
Begreifen ſie denn nicht, daſs ſelbſt die Billigkeit
Die Ehen ſolcher Art mit allem Ernſt verbeut?
Wo ſollen endlich noch ſo viele Mägdchen bleiben,
Die ſich mit Ungeduld und Gram die Zeit vertreiben,
Indem kein Freyer kommt, der ihrer ſich erbarmt?
Wenn jeder Junggeſell der Wittwen Hals umarmt,

Und mit verkehrter Lust sich eine Frau erwählet,
Die nachmals immer was vom ersten Mann erzählet!

So schreyt, vergnügter Freund! das kluge Spötter-
maul.
Allein, wen wundert das? Zum Guten ist es faul,
Nur wenn es lästern kann, dann ist es reich an
Sprüchen,
Und hätt an Weisheit kaum dem Salomon gewichen.
Jedoch, der irret sich, der bey dem allen glaubt,
Daſs sie dir ungeschmäht den Hochzeittag erlaubt,
Dafern du dir zur Braut ein junges Kind genommen:
Umsonst! sie schwiege kaum, wenn sie dich selbst be-
kommen.

Ihr Jungfern dieser Zeit! hier merkt euch doch
einmal
Die Ursach solches Tuns, die Gründe solcher Wahl.
Der Stolz und Eigensinn, dem ihr fast alle fröhnet,
Die freche Wollust machts, daſs man euch oft verhöhnet.
Ein Kluger fürchtet sich, dafern er euch erst kennt.
Wie mancher hat sich schon, den Motten gleich, verbrennt!
Die edle Freundlichkeit, die Demut in Geberden,
Die auch von Herzen kommt; die Kunst beliebt zu
werden
Gebricht euch meistenteils. Ihr wollt Göttinnen seyn;
Doch alles, was ihr denkt und vornehmt, ist gemein.
Ihr kennt ja den Verstand oft kaum bey seinem Namen,
Und wiſst ihn kaum so halb mit Plaudern nachzuahmen.
Die Torheit nimmt in euch die schönsten Farben an,
Daſs sie die Einfalt nur dadurch berücken kann.
Verschwendung, Kleiderpracht, und das verdammte
Spielen,

Das sind die Blendungen, darauf die meisten zielen,
Wenn sich ein Freyer zeigt. Drum lob ich einen Mann,
Der sich ein edles Weib zum Schatze wählen kann;
Die bessre Sitten hat, und tausend Eitelkeiten,
Als Fehler dieser Zeit, gewohnt ist zu bestreiten.

Ein solch erwünschtes Gut und würdiges Gemahl,
O höchstvergnügter Freund! betraf auch deine Wahl.
Drum trifft dich auch bey ihr nur Segen und Vergnügen.
Es wird sich Glück und Lust zu deiner Seite fügen.
Dein frommes Priesterhaus wird tugendhaft und rein,
Und Gott so angenehm, als Obed-Edoms, seyn;
Und sich so schön und neu, in wohlgeratnen Zweigen,
Als Luthers Werke schon durch dein Bemühen, zeigen.

# An ein Paar meiner Zuhörer bey ihrer Magisterpromotion.

1729.

## Die Pflichten eines Lehrers der Weltweisheit.

---

So geht und tretet denn auf die geweihten Stufen,
Dahin euch Glück und Recht, ihr werten Freunde! rufen.
Empfanget nach Verdienst der Lorbeerzweige Schmuck.
Wer sie so würdig trägt, der trägt sie würdig gnug;
Dem darf auch Momus nicht den bittern Vorwurf dräuen,
Den andre sonst mit Recht bey neuen Titeln scheuen.

Allein, verzeihet mir, wenn euch dies Blatt erklärt,
Was Pallas eurer Stirn für einen Kranz gewährt?
Und was es heißen soll, wenn sie von ihren Söhnen
Die Anstalt machen lässt, euch öffentlich zu krönen?
Wie mancher kennt dabey nicht sie, nicht seine Pflicht,
Ja selbst den hohen Wert von dieser Würde nicht;
Und geht und eilt und läuft, mit ungewaschnen Händen,
Minervens Heiligtum und Götterhayn zu schänden.
Doch, wenn es ihm gelingt, so bleibt er, wer er war.
Kein Werk, kein halbes Werk, kein einzig Wort so gar,

Entdeckt hernach von ihm, dasʒ er im Lehrerorden,
Den er vergrößert hat, ein tüchtig Glied geworden.
Ihr, Freunde! wisst es zwar, und habt es längst be-
bedacht,
Was euren blauen Hut so ehrenwürdig macht;
Ja selber euch gescheut, mit allzukühnen Sprüngen,
Euch auf den hohen Sitz der Lehrenden zu schwingen.
Ich weiß es gar zu wohl. Doch hört mich diesmal an;
Weil das, was ihr schon wisst, doch andern nutzen kann.
Und wie? gefiel euch sonst mein treugesinntes Lehren,
So schämt euch heute nicht den Schlusʒ davon zu hören.

Die Weisheit, der ihr hold, ja ganz ergeben seyd,
Ist nicht ein schnödes Spiel der Unbedachtsamkeit,
Ist nicht ein Tockenwerk der ungeübten Jugend:
Ihr Werk ist Wissenschaft, Gelehrsamkeit und Tugend.
Minerva gleicht fürwahr den frechen Dirnen nicht,
Die den gemalten Gips auf ihrem Angesicht
Mit unverschämter Stirn, den jüngsten Buhlern zeigen,
Und jedem, der es wünscht, ins geile Lager steigen.
Man haut kein prächtig Bild aus jedem Kieselstein:
Kein niederträchtig Herz kann ihre Wohnung seyn.
Es musʒ ein edler Geist von ungemeinen Gaben,
Von seltnen Kräften seyn, der sie zur Freundin haben,
Ihr Herz gewinnen will. Wer nicht die Wahrheit liebt,
Des Pöbels Torheit hasst, der Einfalt Abschied gibt,
Vernunft und Klugheit mehr, als Geld und Wollust
achtet,
Der Dinge Grund erforscht, den Bau der Welt be-
trachtet,
Sich selber ausstudirt; und dann auf dieser Spur
Den unumschränkten Geist, den Meister der Natur,
In seinen Werken sucht, ergründet und entdecket;

Wem nicht ein großes Herz in starken Brüsten stecket,
So sich der Tugend weiht, die Lüste niederschlägt,
Der Menschen Bestes sucht, zu allen Liebe trägt;
Vor keinem Unfall bebt, von keinem Misvergnügen,
Verdruss und Kummer weiß, im Unglück nicht erliegen,
Nicht einmal wanken kann; wer nicht nach Ehre strebt,
Die aus der Tugend kommt, kurz, wer nicht denkt und lebt,
Wie weise Männer tun; der irrt bey offnen Sinnen,
Und schmeichelt sich umsonst die Göttin zu gewinnen.

So, so war Sokrates, Minervens ächtes Kind,
So war auch Epikur, der große Mann gesinnt;
Der darin nur gefehlt, dass er die weiten Bogen
Des Weltraums dem Geschick der Gottheit ganz entzogen.
So hat sich Zeno stets und Plato dargestellt;
So wies sich Epiktet als einen Tugendheld;
So war auch Tullius mehr in der Zahl der Weisen,
Als in der Rednerzunft, für ungemein zu preisen.
Dich, Cato, hat der Tod weit mehr, als ihn, erschreckt,
Als er sein graues Haupt dem Mörder hingestreckt.
So ist ein Seneca in Pallas Dienst gestorben;
So hat sich Antonin ein ewig Lob erworben;
So hat Boethius, das Bild der Redlichkeit,
Nicht des Tyrannen Zorn, nicht Bann und Tod gescheut;
So haben andre mehr, die noch die Welt erhebet,
Der Tugend nachgejagt, der Weisheit nachgestrebet.
Ihr Ruhm verschwindet nicht, so lange Sonn und Mond
Die Zeiten teilen wird, der Mensch auf Erden wohnt,

Das sind die Helden nun, auf die euch Pallas führet,
Ihr Freunde! wenn sie euch die muntre Scheitel zieret.

Wie sie, als Mentor dort, dem jungen Telemach
Nur von Ulyssens Mut, Ulyssens Tugend sprach:
So reizt sie einen Geist, der von dem Himmel stammet,
In dem die edle Glut der Weisheitliebe flammet,
Der fast vergessnen Spur der Alten nachzugehn,
Und sich, wie sie getan, durch Tugend zu erhöhn:
Durch Tugend, die sich zeigt durch ein vernünftig Wissen,
Die Gott und Menschen dient, und sich dem Wahn entrissen.

Ihr Freunde, folgt ihr dann! ach folgt der Führerin!
Ja, ja! ich kenne schon den ungemeinen Sinn,
Der eure Brust belebt. Ihr nehmt den Lehrertitel
Wol nicht aus Prahlsucht an: ihr braucht ihn als ein Mittel,
Das andern zeigen soll, was ihr euch wünscht zu seyn.
Der Grund ist schon gelegt, ihr kennet Holz und Stein,
Und Marmor und Metall, die ein Gebäude zieren,
Minervens Tempelbau vollkommen aufzuführen.
Vollendet ihn beglückt, vermehrt die Wissenschaft:
Es fehlt euch nicht an Lust, es fehlt euch nicht an Kraft.
Begnügt euch daran nicht, was ihr von mir gehöret;
Forscht selber fleißig nach, was Wolf und Leibnitz lehret,
Was Holl- und Engelland, und Frankreich uns entdeckt,
Und was für Fleiß und Witz in Wälschland selber steckt.
Die Kunst ist nicht erschöpft: wer kann sie ganz ergründen?
Wer eine Wahrheit weiß, kann hundert andre finden.
Der Wunder sind wir selbst, Natur und Welt so voll,
Dass niemand ihre Zahl so leicht ergründen soll.
Drum lasst uns ämsig seyn, und keine Mühe sparen!
Was man nicht heute lernt, das kommt doch mit den Jahren.

Doch dient auch, wie ihr könnt, der Welt durch euren Fleiß,
Lehrt andre, was ihr wißt, und nicht ein jeder weiß.
Wir müssen unser Pfand, das wir vom Himmel haben,
Nicht in den lockern Sand des Müßigganges graben.
Bestreitet überall das Vorurteil der Welt,
Die Philosophen nur für Grillenfänger hält;
Und lasset künftighin in Worten, Schriften, Werken,
Ein philosophisch Tun und weises Wesen merken:
Denn wo nicht selbst die Tat von wahrer Weisheit spricht,
Da glaubt man Hut und Ring und allen Titeln nicht.

---

# Die Reimsucht.

1724.

---

Verstimmte Sayten auf! verstummte Töne klingt!
Da ein verwegnes Volk auf allen Straßen singt,
Da so viel Stümper jetzt auf lahmen Fiedeln geigen,
Darf meine Leyer wol durchaus nicht länger schweigen.

Jedoch besinne dich, mein übereilter Geist,
Erstické Trieb und Lust, die dich zum Dichten reißt;
Ist dir der Musen Kunst noch nicht versalzen worden,
Nachdem des wilden Pans verhasster Sängerorden,
Itzund so manches Nest voll Jungen ausgeheckt,
Und durch die rohe Brut halb Deutschland angesteckt?
Man hört ja mit Verdruss die Hungerlieder schallen,
Die das geborgte Rohr, dem Magen zu gefallen,
Dem Drucker zum Gewinn, aus Not erzwingen muss.
Man sieht ja dieses Volk durch übereilten Schluss,
Ein welkes Pappelreis anstatt der Lorbeern wählen,
Und nachmals sich ganz frech zu Phöbus Söhnen zählen.
Ganz Sachsen ist erstarrt und wundert sich dabey,
Die deutsche Welt erschrickt, und weiß nicht, was es sey.
Wie kommt es, fragt man oft, dass sich auf allen Gassen,
Das Dichtervolk bisher so häufig hören lassen?
Man hat ja jederzeit vom Musengott gehört,
Dass er nicht alle Welt mit seiner Gunst beehrt.

Das alte Griechenland hat in viel hundert Jahren
Kaum sechs bis siebenmal ein solches Glück erfahren.
Ein Orpheus, ein Homer, und ein Hesiodus,
Ein großer Sophocles, Menander, Pindarus
Sind fast allein berühmt. Und Rom, das Haupt der
Erden,
Schien auch vorzeiten zwar an Dichtern reich zu werden:
Virgil und Varus sang; doch beyde fast allein.
Ja nahm man irgend wen in diesen Orden ein,
So musste doch sein Ton gleich Flaccus Oden klingen,
Und wie Ovidius mit reiner Stimme singen.
Doch itzo, wie man sieht, verkehret sich die Welt.
Die deutsche Dichterzunft ist trefflich wohl bestellt!
Die Mücken wären fast in warmen Sommertagen,
Viel leichter, als der Schwarm der Sänger zu verjagen,
Der um die Pleiße, Saal, um Elb und Oder summt.
Man gebe doch nur acht, wie alles heult und brummt;
Wie manche Leyer kreischt, wie manche Feder schreibet,
Dass fast kein Blatt Papier zu andern Sachen bleibet.

So klagt Germanien sich selber seine Not.
Und freylich hat sie recht. Denn Opitz ist ja todt.
Ein Flemming und ein Dach und Tscherning ist ver-
schwunden;
Von Canitz liegt vorlängst wie Amthors Geist gebunden,
Auch Günther ist dahin; kein edler Besser lebt;
Und Neukirch selber stirbt, den Phöbus noch begräbt;
Die alle durften sich um keine Kränze reißen:
Die Musen ließen gern sich ihre Schwestern heißen.
Drum sieht sie Deutschland auch als große Dichter an,
Man kennet ihren Geist, man weiß was sie getan.
Die späte Nachwelt wird die edlen Lieder preisen.
Doch seht, da wir die Welt auf diese Meister weisen,

Erhebet sich ein Schwarm, der um ein Frühstück reimt,
Der lauter Rastrum säuft und von den Hefen schäumt;
Und will sich mit Gewalt, durch sein erbärmlich Singen,
Auf den geweihten Sitz des Musenfürsten dringen.

Der ehrliche Hans Sachs lacht selbst in seiner Gruft,
Wenn solch ein rauher Schall bis in die dunkle Kluft
Der Unterwelt ertönt. Er ruft: Ihr ekeln Zeiten,
Was hat doch das Geschrey der Stümper zu bedeuten,
Davon der beste kaum mein Schüler heißen mag?
Ich denke tausendmal an den vergnügten Tag,
Da meine Leyer mich zum Haupte der Poeten
Am Pegnitzstrom gemacht. Da wurden keine Flöten
Geduldig angehört, wo nicht der reine Klang,
Fein zärtlich in das Ohr und in die Herzen drang.
Wie kann denn jetzt die Welt das tolle Volk ertragen,
Jetzt, da man lieblicher die Sayten weiß zu schlagen,
Da meine Dichtkunst selbst in blöder Röte steht,
Und vor gerechter Scham allmählich untergeht?
Ich selber würde ja, die Sudler auszulachen,
Ein spöttisch Strafgedicht in Knittelversen machen.

Doch hört der Pöbel noch das kahle Lobesan,
Des ungehirnten Chors mit großem Eifer an;
Bewundert was er hört und läßt wol täglich fragen:
Ob Bav und Mäv kein Lied dem Drucker hingetragen?
Das macht die Sängerzunft mit ihren Reimen stolz.
Ihr kühner Arm will sich aus grobem Erlenholz
Ein festes Stufenwerk auf Pindus Spitzen bauen.
Das blöde Musenvolk empfindet Furcht und Grauen,
Und glaubet, daß Silen den Berg zu stürmen dräut;
Weil alles was man hört gleich seinem Tiere schreyt.
Apollo kann indeß das Lachen kaum verhalten,

Und wird seyn hohes Amt zur Lust also verwalten
Dass, wenn dies kühne Heer von großer Torheit schwärmt,
Und trunknen Bauren gleich vor seinem Tempel lernt,
Merkur, für einen Kranz von frischen Lorbeerzweigen,
Nur Hasenpappeln soll um ihre Scheiteln beugen.

Und solches nach Verdienst. Denn wer nimmt nicht in acht,
Was für Verwirrungen ihr Wahnwitz ausgedacht?
Man will dem Scheine nach gebundne Reden schreiben,
Und lässt die Zeilen doch so durch einander treiben,
Dass nirgends Reim und Reim an seinem Ort erscheint.
Ein Leser irret sehr, der da zu finden meynt,
Was ihm die lange Zeit vermögend ist zu kürzen:
Ein solches Blatt wird ihn in Scheu und Ekel stürzen.
Geht auf den Trödelmarkt, da hat man Briefe feil;
Selbst Name, Jahr und Tag hat an den Versen Teil.
O unerhörte Kunst! wo hast du deines gleichen?
Es muss Athen und Rom vor deinem Meister weichen,
Die auch nach ihrer Art so manchen Brief gemacht,
Doch solche Künste nicht ins Sylbenmaaß gebracht.
Wie mancher lässt uns noch ein abgeschmackter Wesen,
In neuen Zeitungen vom Venussterne lesen?
Was heckt Frau Fama nicht vor saubre Jungen aus?
Kurz, dieser Helikon ist wie ein Narrenhaus,
Wo Aberwitzige mit offnen Augen träumen,
Und wie Besessne tun, in ihrem Anfall schäumen.
Ich sage nicht zu viel. Der halbverrückte Sinn
Kleckt alles, was ihm träumt, auf seine Blätter hin.
Da sieht man Geilheit, Spott, Verläumden, Lästern, Schmähen,
Und tausend Possen mehr in allen Zeilen stehen.

Ja wie wol sonst ein Tor den andern ausgelacht,
Der sich aus Aberwitz zum Großvezier gemacht,
Sich selbst indessen doch den Tartar-Cham geheißen:
So pflegt sich auch bey uns dies Dichterchor zu beißen.
Der eine sticht auf den, und der auf diesen los;
Wer andre nackend schilt, der geht doch selber bloß.
Man tadelt, was man tut, und lobt wol gar zuweilen
Auch Stümper, wenn sie nur ein schmeichelnd Lob erteilen.

O du belobtes Volk! du Zierde dieser Zeit,
Du, du verdienst mit Recht die Unvergeſslichkeit!
Du wirst der Deutschen Schimpf an welschen Zungen rächen,
Und den geschwollnen Mut der stolzen Franzen brechen,
Die voller Sprödigkeit auf unsre Sprache sehn;
Und deutscher Lieder Ton als rauh und grob verschmähn.
Du weißt den Vorwurf wol am besten abzuwälzen:
Wenn Reim und Einfall hinkt, so hebst du sie auf Stelzen;
Das Deutsche ganz allein beleidigt dein Gehör;
Ein fremdes Wort erhebt der Zeilen Anmut sehr.
Die Muttersprache scheint zu knarren und zu zischen,
Drum denkst du mit Bedacht was sanftes einzumischen.
Berühmte Heldentat, die unsern Ruhm erhöht!
Ein Deutscher ist gelehrt, der euer Deutsch versteht,
Wie Canitz allbereit vor langer Zeit geschrieben;
Denn wer euch lesen will, muſs neue Regeln üben,
Und grüblen, was der Sinn des hohen Dichters sey.
Ein Kluger lacht euch aus, und sagt wol gar dabey,
Daſs Lieder solcher Art, der blöden Welt zum Schrecken,
Wie Misgeburten sonst, des Himmels Zorn entdecken.
Wie glücklich sind wir doch, daſs Frankreich es nicht hört!

Sonst dächt es in der Tat, durch stolzen Witz betört,
Ein Deutscher könne nichts, als sudeln, raspeln, flicken,
Und müsse Mund und Reim in fremde Falten rücken.

Der bunten Sprache kommt ihr bunter Einfall gleich.
Ihr fruchtbares Gehirn ist an Erfindung reich.
Claus Narr hat klüger Zeug zu seiner Zeit geträumet,
Als dies verwirrte Volk bey allen Sinnen reimet.
Sie quälen sich fast tot, um aufgeweckt zu seyn.
Wem fiele von sich selbst ein lustig Scherzwort ein?
Umsonst sieht man sie oft den wüsten Kopf zerkratzen,
Bevor der matte Kiel ein Dutzend glatte Batzen
Zum Dichterlohn erwirbt. O teure Poesie,
Wie groß ist dein Gewinn für die gehabte Müh!
Wer wollte nicht dafür in späte Nächte sitzen
Und, wie ein Kranker pflegt, am kalten Ofen schwitzen?
Kein Wunder, wenn hernach der bettelarme Geist
Das erste, was er trifft, in lahme Reime schleußt.
Kein Schusterjunge darf auf ihrer Straße laufen,
Kein Wächter einen Rausch in Merseburger saufen,
Kein Licht wird fast geputzt, kein Floh wird umgebracht,
So hat es ein Poet zum Wunderwerk gemacht.
Ja kein geheimer Wind darf im Verborgnen streichen:
Der Dichter setzt ihm stracks ein schriftlich Ehrenzeichen.

So schmutzig führen sich die neuen Musen auf!
Sie sammlen Kot und Schlamm, und bauen Schlösser drauf.
Drum kann ein edler Geist dies stankerfüllte Wesen,
Das nach dem Schreiber riecht, unmöglich überlesen.
Die Zoten fließen oft mit ganzen Strömen zu.
Wer kann, o großer Geist, die Kunst so gut als du?
Man hört dich allezeit von lauter Ehebrechen,

Und der verletzten Zucht geschwächter Nymphen sprechen.
Was ist dir Leipzig sonst als ein verdächtig Haus?
Du teilst den Federbusch an alle Männer aus,
Als hättest du allein den Freyheitsbrief erhalten,
Das Kuppleramt allhier Zeit Lebens zu verwalten;
Damit Priapus ja im Reich der Hurerey,
Nicht länger ganz allein Patron und Schutzherr sey.
Ja, sey es künftig nur: Wer wird es dir doch wehren?!
Doch darf kein Kluger sich an solche Narrheit kehren.
Wie Gallensüchtigen auch Wermut bitter schmeckt,
Und der, so grünes Glas auf seine Nase steckt,
Nur lauter grünes Zeug vor beyden Augen spüret,
Obwol der falsche Schein nur von der Brille rühret:
So muss es auch allhier den geilen Dichtern gehn;
Weil ihre Lüste stets in reger Wallung stehn,
Muss selbst Lucretia, die Zierde dieser Erden,
Durch ihre Phantasey zur frechen Thais werden.

Mein Leser, zürne nicht, dass mich der Zorn bewegt,
Wer hemmt der Triebe Macht, womit uns Phöbus regt,
Wenn Gänseschnäbel sich aus Unverstand nicht scheuen,
Den Reim, das Heiligtum der Musen, zu entweihen.
Ihr Schnattern reizte mich zu diesem Eifer an,
Und machte, dass mein Kiel, der solches nie getan,
Dies scharfe Strafgedicht auf diese Blätter spritzet.
Ach dass doch Flaccus schon im Todtenreiche sitzet!
Ach dass doch Juvenal nicht mehr die Welt bewohnt,
Der manches Stümpers Trotz zu seiner Zeit belohnt,
Wenn sein geschärfter Kiel, durch ein satirisch Lachen,
Das albre Zeug gewusst zu Schimpf und Spott zu machen!
Ach dass mir nicht Despreaux den kühnen Griffel schickt,
Der manchen Chapelain in seinen Vers gerückt!

Vor welchem Saint Amant, Quinant, Cotin erbebte,
Da Perrault selbst zuletzt nur seiner Gnade lebte.
Doch meine Muse brennt, und eifert allzu sehr;
Wenn ich sie dämpfen will, so flammt sie desto mehr.
Ich bin dem Heucheln feind, ich muss es nur bekennen;
Ich muss ein jedes Kind bey seinem Namen nennen.
Was nicht bey Kräften ist, das nenn ich schwach, nicht stark,
Ein Stein heißt mir ein Stein, und Steifmatz nenn ich Quarck.
Ein Narr heißt mir nicht klug, die Zwerge sind nicht Riesen;
Und wer es nicht verdient, wird nie von mir gepriesen.
Ja sollt es einst geschehen, dass unsre Dichterschaar
So lang an Ohren wär, als vormals Midas war:
So würde man, wie dort aus den beschilften Röhren,
Den Ruf: dies tolle Volk hat Eselsohren! hören.

---

## Der Mensch.

Nach den Angaben in der Kritischen Dichtkunst muſs diese Satire in der Zeit zwischen 1726—1730 entſtanden ſeyn.

Verdammter Gulliver! was brütet dein Verſtand,
Dein fabelhafter Witz für manch verkehrtes Land?
Und was hat immermehr dein roher Kopf gewonnen,
Indem er uns zum Schimpf die Houyhnhnms aus-
geſonnen;
Ein ſeltſam Pferdevolk dem Menſchen vorgeſetzt,
Die man Jahoos nennt, und kaum wie Eſel ſchätzt?
Verhaſſter Miſantrop! du Baſtart dieſer Erden,
Verdienſt ein Pferd zu ſeyn, und oft gepeitſcht zu werden.

So ſchalt, ſo eiferte die aufgebrachte Welt,
Als Swift ſein Reiſebuch ans Tagelicht geſtellt.
Wo ſein verſchmitzter Geiſt die Torheit aufgedecket,
Darein das klügſte Tier, der Menſch, ſich ſelbſt verſtecket.
Kein Wunder, daſs man zürnt. Geht in ein Narrenhaus,
Und ruft den tollen Schwarm von Mann zu Mann
heraus,
Und wagt euch, jeglichem: Du biſt nicht klug! zu ſagen:
Wie wird der ärgſte Narr den klügſten Doktor jagen?
So geht es dir, mein Swift! Du haſt das gröſste Recht,
Und klageſt mit Vernunft das menſchliche Geſchlecht
Des Unverſtandes an; du ſpotteſt unſrer Werke,

Gelehrsamkeit, Gewalt, Kunst, Tugend, Pracht und Stärke;
Du lachst die Torheit aus, die man vor Klugheit hält,
Und tadelst dergestalt den ganzen Lauf der Welt.
Das, das ist dein Versehn, dein schreckliches Verbrechen!
Das heißt man, der Vernunft ins Antlitz widersprechen!
Du hast zu viel gewagt, und etwa nicht bedacht,
Daß Schmeicheley beliebt, und Wahrheit Feinde macht.
Verwirf dein schlaues Buch; Kauf jedes Stück zusammen,
Reiß Blatt für Blatt entzwey, und wirf es in die Flammen.
Zerstampf es gar zu Kot; und geht dir keins recht an:
So widerleg es nur, wie Augustin getan,
Und laß dereinst die Welt zu deinem Lobe lesen,
Daß alles, was du schriebst, nicht flugs dein Ernst gewesen.

Ich seh, du lachst mich aus, und sprichst: ich sey nicht klug;
Der Zorn bestärke ja des Buches Wert genug;
Die Hunde bellen nur, die sich getroffen finden;
Dein Gulliver sey wert in Saffian zu binden.
Genug, mein Freund, genug! Ich bin ihm selber hold.
Man geb ihm einen Rock von lauter Sammt und Gold;
Er mag den schönsten Platz im Bücherschrank erfüllen,
Denn er verdient ihn mehr als zwanzig Schock Postillen.
Die Wahrheit herrscht darin; und wenn es Fabeln sind,
Was man von Liliput und Brobdingnackern findt,
So dienen sie der Welt, die Lehren zu vergülden:
Was pflegt ein kluger Arzt nicht Kranken einzubilden?
Ich unterschreibe mich, und hab es längst gespürt,
Daß unsre Welt den Witz je mehr und mehr verliert,

Und von der güldnen Zeit, die man so schön beschrieben,
Uns kaum ein Lot Vernunft in allem übrig blieben.
Denn heißt der tolle Mensch noch ein vernünftig Tier,
So rückt der Titel ihm nur seine Torheit für;
Und zeigt ihm was er seyn, und nicht nur heißen sollte,
Wenn er des Schöpfers Bild auf Erden tragen wollte.

Man sage mir einmal, wo liegt das Wunderland,
Das jenes Sonnenkind durch lange Schiffahrt fand;
Das Sevarambervolk, in dessen edlen Gränzen,
Witz, Klugheit und Verstand in vollem Lichte glänzen?
Wer Menschen suchen will, der suche sie allda,
In jener Mittagswelt, und in Utopia;
Nur in Europa nicht, wo Diogen vorzeiten,
Im witzigen Athen, bey so viel tausend Leuten,
Sie schon umsonst gesucht, sein Licht umsonst verbrannt.
O! käme Diogen in unser Vaterland,
Es würd ihm alsofort so Mut als Lust verschwinden,
Ein halbes Pfennigslicht zum Suchen anzuzünden.
Ihr zweifelt? wagt es selbst! Steckt hundert Fackeln an,
Sucht Menschen in der Welt, die niemand schelten kann;
Durchziehet Stadt und Land und forscht an allen Enden,
In Nord, Ost, Süd und West, in groß und kleinen Ständen;
Durchsuchet jedes Reich und prüfet jeden Staat,
Nehmt Bürger, Adel, Hof, ja Bauer und Soldat,
Die Hochbetitelten, Gelehrten und Pedanten,
Vom allerweisesten bis auf den Ignoranten,
Den reichen Handelsmann, und armer Künstler Zunft,
Und saget mir hernach, was spürt ihr für Vernunft?
Mich dünkt, ihr werdet mir am Ende selbst gestehen,
Die Fackeln fiengen an zu zeitig auszugehen.

Was, wirft hie mancher ein, den dieser Satz erschreckt:
Hast du noch keine Spur der Menschlichkeit entdeckt?
So bist du selbst ein Narr, der uns nur Toren nennet,
Und doch aus blindem Stolz den eignen Wurm nicht
kennet.
Freund, übereilt euch nicht. Ich weiß, ich bin ein Tor.
Die Weisheit hielte mir vorlängst den Spiegel vor,
Und lehrte mich zuerst in meinen eignen Werken,
Auf allen Übelstand auf alle Mängel merken.
Je mehr ich mich nun selbst in schnöder Torheit fand,
Je mehr ward mir dadurch der Andern Pest bekannt:
Und desto billiger darf ich den Griffel schärfen,
Was mir und euch gebricht, mit Eifer zu entwerfen.

Als mich die Kindheit noch in Wieg und Windeln
schloss,
Und mein noch zarter Mund nur Muttermilch genoss,
War alles, was ich tat, ein Lächeln oder Weinen:
Was konnte nun bey mir wol für Vernunft erscheinen?
Vielleicht hat sich bereits die Ungeduld geregt,
Wenn mich die Amme nicht nach meinem Sinn gepflegt.
Vielleicht ist mir bereits die Rachgier angekommen;
Wenn man mir allzufrüh die süße Brust genommen.
Weit stärker zeigte sich des schwachen Geistes Art,
Als Fuß und Schritt gewiss, die Zunge schwatzhaft
ward. -
Ich äffte töricht nach, was Toren mir gewiesen,
Und lobt und tat mit Lust was mir ein Narr gepriesen.
Ich hasste Zucht und Fleiß und liebte Müßiggang,
Bey Büchern wurden mir die Stunden Tage lang,
Und für ein eitles Spiel hätt ich mein halbes Leben,
Ja Vater, Mutter, Haus und Habe hingegeben.
Und hätte man mir nicht durch Härtigkeit und Glimpf,

Durch Strafe, Lohn, Verweis, Ernst, Güte, Lob und Schimpf,
Das Gute beygebracht, der Lüste Schwarm gestöret;
Mein Gott, wie hätten sie sich nach der Zeit empöret!
Wie mächtig würde nicht die Torheit worden seyn,
Als Mut und Alter wuchs, und selbst der Freyheit Schein,
Auf hohen Schulen mir der Eltern Aufsicht raubte,
Und alles zugestund, was mir mein Herz erlaubte.

Dem Himmel sey gedankt, der selber mich bewahrt,
Daß meine Jugend nicht, nach eingerissner Art,
Den Lastersteg erwählt; dem selten wer entgehet,
Weil man darauf gerät, bevor man es verstehet.
Ich hab ihn oft gesehn, ich hab ihn auch begehrt.
Doch hat die Vorsicht stets den ersten Schritt gewehrt;
Des Fußes Trieb gehemmt, der sich, wiewol mit Beben,
Zuweilen schon entschloß, sich auf die Bahn zu heben,
Die zum Verderben trägt. Daß er es nicht getan,
Tat meine Tugend nicht. Ich dachte kaum daran!
Allein die Schickung war mir allezeit zuwider,
Und schlug mir unverhofft den bösen Vorsatz nieder.
Bald hinderte mich dies, bald fehlte wieder das:
Bald störte mich die Scham, bald war es sonsten was.
Ich wollt, und konnte doch die Lüste nicht erfüllen,
Und war, und blieb ich fromm; so tat ichs wider Willen.
Dafern das frommseyn heißt, wenn man nicht schlimm seyn kann,
Weil uns die Bosheit flieht, darauf das Herze sann.
Dies ist mein Lebenslauf, ein jeder mag ihn lesen
Und forschen ob er selbst viel klüger sey gewesen?

Wo war nun dazumal als ich noch so gelebt,
Die herrschende Vernunft, die man so sehr erhebt?
Was war ich für ein Mensch, als sich in meinen Brüsten
Nichts anders spüren ließ als eine Brut von Lüsten?
Von Lüsten, die ein Vieh, ein unvernünftig Tier,
Nicht ärger bey sich fühlt, nicht halb so arg als wir.
Soll uns nicht die Vernunft die Lebensregeln lehren?
Soll ihre Herrschaft nicht die bösen Triebe stören?
Soll sie den Sinnen nicht mit Nachdruck widerstehn,
Und zeigen, wie man muss zum höchsten Gute gehn,
Wo wir von keinem Gram und Misvergnügen wissen,
Und in Zufriedenheit das ganze Leben schließen?
Wie tat sie das bey mir? Hätt ich nicht manche Nacht,
Und manchen sauren Tag in Büchern zugebracht,
Der Sittenlehrer Kunst mit Eifer nachgespüret,
Und durch ein fremdes Licht den eignen Geist regieret:
Hätt ich der Weisheit nicht geduldig nachgestrebt,
Die tausend Regeln gibt, wie man gebührend lebt;
Und hätte sie mir nicht die Tugend jener Alten,
Die man als Helden rühmt, zu Mustern vorgehalten:
Ich wüsst die Stunde noch, bey männlich-reifer Zeit,
Sehr wenig von Vernunft, gar nichts von Menschlichkeit;
Und müsste mich fürwahr nach Billigkeit bequemen,
Bey wilden Bestien in Wäldern Platz zu nehmen.

Du sprichst: Wer kann dafür, dass du nicht klüger bist?
Gut! zeige mir den Mann, der hierin besser ist;
Der die Begierden zähmt, der stets nach Regeln wandelt,
In allem, was er tut, nach strenger Tugend handelt,
Nichts wünschet und verlangt, als was ihm widerfährt,
In keinem Unfall murrt, sich nicht vor Gram verzehrt,
Die arme Tugend ehrt, das reiche Laster hasset,

Sich selbst und andern nützt, nicht geizet auch nicht
prasset,
Dem Feinde gutes tut, sein Wort gleich Eiden schätzt,
Verläumnder niemals hört, die Unschuld nie verletzt,
Nicht schmeichelt, niemals lügt, die Großen nie beneidet,
Sich weder gar zu schlecht, noch gar zu prächtig kleidet,
Nicht stolz in Kutschen fährt und Allen schuldig bleibt,
Die Stadt regieren soll und Kinderpossen treibt;
Nicht seines Nachbars Weib, die sich wie Phryne
schmücket,
Von geiler Lust empört, an Mund und Brust gedrücket;
Und hundert andres mehr. Ja, zeige mir den Mann,
An dem ich überall ein Beyspiel nehmen kann!
So will ich meinen Satz sogleich zurücke ziehen,
Und nur mein eigen Herz als Gift und Seuchen fliehen.

Wiewol, mich dünkt, du siehst, du siehst und merkst
vielleicht,
Was Welt und Menschen sind. Drum sage was dich
deucht:
Ich ließe herzlich gerne die Welt vernünftig bleiben,
Könnt ich nur die Vernunft nach ihrer Art beschreiben.
Heißt das vernünftig seyn? wenn wir zuweilen blind,
Der Tugend zugetan, des Lasters Feinde sind;
Selbst schelten, was wir tun, das loben, was wir hassen,
An Regeln fruchtbar sind, die Taten unterlassen.
Heißt das vernünftig seyn? wenn uns der Zwang
nur hält,
Daß man nicht offenbar in Lasterpfützen fällt;
Aus Scham den Tag verschont, mit Frevel zu beflecken,
Und sich das Dunkle wählt, die Schande zu verstecken.
Heißt das vernünftig seyn? wenn man nach Gütern
strebt,

So reich als Krösus ist, so arm als Irus lebt,
Das Armut erst betrügt, den Bettlern auszuspenden:
Bey Groschen sparsam ist, um Taler zu verschwenden.
Heißt das vernünftig seyn? wenn wir nach Titeln sehn,
Und den, der sie verdient, nur nicht erlangt, verschmähn.
Sein Kind von Jugend auf, in aller Torheit übet,
Und seinem Hause selbst der Bosheit Muster gibet.
Heißt das vernünftig seyn? wenn ein verkehrt Gebet
Um das, was Schaden bringt, zum höchsten Wesen
fleht;
Und seine Weisheit lehrt nach unserm tollen Dichten,
Die Fügung seines Rats und Willens einzurichten.
Heißt das vernünftig seyn? wenn man Papier befleckt,
Und die gelehrte Welt mit großen Tröstern schreckt,
Die doch nur dienlich sind, bey Lesern, die schon irren,
Das schwärmende Gehirn noch ärger zu verwirren.
Heißt das vernünftig seyn? wenn man die Wahrheit
flieht,
Weil sie nicht Vorteil bringt, Verfolgung nach sich zieht,
Zur eingeführten Schnur der Lehrart sich nicht reimet,
Und Hirngespinste stört, die man bisher geträumet.
Heißt das vernünftig seyn? wenn unser Geist nur sinnt,
Wie der Begierden Durst ein neues Labsal findt.
Heißt das vernünftig seyn? wenn die Vernunft nur dient,
Daß man sich glücklicher, verkehrt zu seyn erkühnt.
Heißt das vernünftig seyn? wenn man sich nur so
nennet,
Doch weder die Vernunft, noch ihre Wirkung kennet,
Heißt das vernünftig seyn? — Doch wo gerat ich hin?
Ich weiß ja, daß ich selbst nicht frey von Fehlern bin.
Allein das hindert nichts: weil auch die Kanzeln fehlen,
Und doch mit Geist und Kraft auf Schand und Laster
schmälen.

Nun, Leser komm und sprich, ob ich zuviel gesagt,
Wenn ich mit Gullivern die kühne Tat gewagt,
Das menschliche Geschlecht für töricht auszuschreyen:
Ich werde keinen Spruch und keine Prüfung scheuen.
Ich habe dir zu gut mich selber nicht geschont.
Die Dichter sind es sonst im Strafen nicht gewohnt:
Ich tat es aber gern, dir klärlich anzudeuten,
Ich hätte mich bemüht, die Laster auszureuten;
Mich selber erst erforscht, mein eigen Herz studirt,
Eh ich ein fremdes Tun durch meinen Kiel berührt.
Doch wenn du reiner bist als ich bisher gewesen;
So straf auch heftiger: Ich will es zehnmal lesen.

---

# Karl der Friedensstifter.

1736.

Wie soll ich unsern Karl besingen,
Den Friedensstifter neuer Zeit?
O! möchte mir doch itzt ein edles Lied gelingen,
Da seine Hand uns Palmen beut!
Ein Andrer mag die Streiter preisen,
Die Brand und Blut der Welt bekannt gemacht;
Die blöde Muse scheut der Krieger strenge Macht,
Sie fleucht ein blutbespritztes Eisen:
Nur weiser Herrscher Glanz, nur Karl kann sie entzücken,
Und ihrem Helikon entrücken.

O Lust! Es steckt, nach Wut und Morden,
Der wilde Mars die Schwerter ein;
Es ist Bellonens Faust des Würgens müde worden,
Man läßt Irenen Tempel weihn.
Ja ja, der Rhein vergißt sein Schrecken;
Der laue Po beginnt sein schüchtern Haupt,
Indem der Feind entweicht, der ihn bisher beraubt,
Nun wieder in die Höh zu strecken;
Und das Tyrrhener-Meer will gleichfalls sich bequemen,
An Deutschlands Freude Teil zu nehmen.

Getrost Europa! deine Söhne
Frißt ferner kein gewetzter Stahl.
Alekto rast nicht mehr; ihr schwirrendes Getöne,
Und alle Furcht weicht auf einmal.
Erheitre nun die trüben Blicke,
Wisch ab das Salz der bittern Tränenflut:
Man düngt das Feld nicht mehr durch warmes Menschenblut;
Dir lacht hinfort ein holder Glücke.
Was dich bisher gekränkt, was Wut und Not erreget,
Das ist nun glücklich beygeleget.

Die Donau jauchzt, die Weichsel lachet,
Der Elbstrom ist vergnügt dabey:
Die Seine, so die Glut des Krieges angefachet,
Ist nun von aller Mordlust frey.
Der Tagus setzt der Herrschsucht Schranken,
Die Tyber selbst nimmt Teil an solcher Lust.
Ergetzt die Friedenspost dir nun die matte Brust:
So sprich, wem hast du sie zu danken?
Wer zwingt den Kriegsgott hier, den Küraß und den Degen
Auch wider Willen abzulegen?

Wer tuts, als Karl, der beste Kaiser,
Das Schutzgestirn der deutschen Welt?
Der Janus dieser Zeit, der lieber Palmenreiser,
Als Schild und Spieß in Händen hält.
Ja Karl! dein himmlisches Gemüte
Schenkt itzt der Welt des Friedens süße Frucht.
Wenn hat dein Vatersinn nicht Deutschlands Heil gesucht?
Wie unerschöpft war deine Güte!
Was hat dein weiser Geist nicht eifrigst unternommen,
Zu dem erwünschten Zweck zu kommen?

Wir denken noch, o Herr! der Zeiten,
Als Gott und Recht dein Haupt gekrönt;
Wie da dein Heldenarm sich zwar zu tapferm Streiten,
Jedoch zur Herrschkunst mehr gewöhnt.
Iberien sah deine Taten,
Zwar voller Lust, doch mit Erstaunen an;
Es war fast um Bourbon und seine Macht getan,
Weil dir so mancher Sieg geraten:
Jedoch du wurdest kaum zum Kaiserthron erhoben,
So sah man deiner Großmut Proben.

Du schenkst Kastiliens Provinzen,
Die dir das Erbrecht zugedacht,
Dem Sohne Ludewigs, des nievergnügten Prinzen;
Weil deiner Großmut Trieb erwacht.
Germanien ruft dich zum Throne,
Den Habsburgs Stamm seit grauer Zeit geziert,
Dies große Reich wird nur durch dein Verdienst gerührt;
Du kommst und nimmst die Kaiserkrone.
Kein Wunder! wer den Geist zum Frieden weiß zu lenken,
Kann leicht ein Königreich verschenken.

Den Schluss wird keine Zeit vergessen,
Den jüngst dein hoher Geist gefasst;
Als Du Europens Wohl mit Vorsicht abgemessen,
Des Reiches Heil besorget hast.
Du siehst, o Karl, auf ferne Zeiten;
Dein Rat bedenkt der Deutschen Sicherheit.
Wie oft hat Stambol uns den Untergang gedräut?
Wie oft zwingt uns Paris zum Streiten?
Wer kann auf beyde so, wie Oestreichs Degen blitzen?
Wer Deutschland ost- und westwärts schützen?

Der Muselmann im Oriente
Wich deiner Sorgfalt für das Reich:
Allein es regten sich im stolzen Okzidente
Drey starke Mächten fast zugleich.
Mit dir, Herr, stund das Recht im Bunde;
Dort kämpften List, Behendigkeit und Macht!
Sie stritten ohne Feind, und siegten ohne Schlacht,
Eh noch dein Heer im Felde stunde;
Dein Heer, das bald darauf der Krieger Wut gedämpfet,
Und tapfer für dein Recht gekämpfet.

Ihr Musen, sagt, was hier am Rheine,
Dort in Ausonien geschehn!
Da fochtest du, o Karl, mit dreyen ganz alleine;
Hier ließ ein vielfach Heer sich sehn.
Eugen mit seinen deutschen Schaaren
Hält alle Macht der schnellen Franzen auf:
Dort hemmet Königseck der Bundsgenossen Lauf,
So viel auch ihrer Fahnen waren.
Wie leichtlich hätte sie auch Seckendorf bezwungen,
Wär ihm das Reich recht beygesprungen.

Ach! dass die Zwietracht deiner Glieder,
O Deutschland! dir so schädlich ist:
Nur Neid und Eigensinn schlägt deine Kräfte nieder,
Dadurch du sonst so furchtbar bist.
Wo sind die unbesiegten Waffen,
Die sonst so leicht die halbe Welt gezähmt?
Vorzeiten hast du Rom im größten Flor beschämt,
Itzt kannst du dir nicht Hülfe schaffen.
Wo ist, Germanien, dein nie bezwungner Degen,
Der sonst beständig obgelegen?

Was machts? Dort warst du fest verbunden,
Hier trennt dich Stolz und Eigennutz.
Wer seinen Ruhm verficht, wird schwerlich überwunden;
Die Zwietracht nur braucht fremden Schutz.
Erwacht, ihr alten Grajer-Helden,
Die Trojens Burg zehn Jahre lang bekriegt,
Wo zwanzig Fürsten kaum ein einzig Volk besiegt;
Ihr sollt uns aus Erfahrung melden:
Ward nicht aus Zwiespalt bloß, darin ihr oft gestanden,
Euch Zeit und Volk und Ruhm zu schanden?

So giengs: doch eures Fehlers Früchte
Sind unsichtbar für unsre Zeit.
Germanien nimmt ab, gleichwol deckt sein Gesichte
Noch keine Scham und Blödigkeit.
Der Feind erweitert stets die Gränzen,
Das Reich wird klein: doch seine Söhne ruhn.
Wer denkt an seine Pflicht? Wer will das Seine tun?
Wer lässt sein Schwert für Karlen glänzen?
Der kalte Nord bricht auf, die Cimbrer und die Skythen
Sieht man das deutsche Reich behüten.

Die Nachwelt wird erstaunend lesen,
Was unser Blick bestürzt gesehn;
Was, seit der Weltkreis stund, ganz unerhört gewesen,
Das Wunderding ist jüngst geschehn.
Die Bürger von dem Wolgastrande,
Archangels Volk, ein Heer von Astrakan,
Vom weiten Kaspermeer, Siberien, Kasan,
Und Nachbarn vom Hirkanersande;
Die alle brachen auf, auf unsers Kaisers Winken,
Aus dem entfernten Rhein zu trinken.

O Karl! dies Wunder ist dir eigen,
Dir kämpft auch Rußlands Kaiserin.
Wie eifrig war sie, dir die Freundschaft zu bezeigen?
Als wär dein Siegen ihr Gewinn.
Ihr tapfers Volk eilt, dich zu schützen,
Sie schickt ihr Heer, bloß dir zu gut, so weit;
Setzt der Sarmaten Thron zuerst in Sicherheit,
Dann muss ihr Stahl auf Frankreich blitzen.
Zwo Annen haben nun der Deutschen Schutz geheißen;
Erst Engellands, dann die aus Reußen.

Und so erfüllt sich nach Verlangen,
Mein Kaiser, deiner Weisheit Schluss;
Nunmehr ist Gallien dir alles eingegangen,
Was künftig Deutschland retten muss.
Dein Erbfolgsrecht wird feste stehen.
Dein Oesterreich bleibt ewig ungetrennt.
Nun Hymens Fackel auch der teuren Erbin brennt,
So kann dein Haus nicht untergehen;
Ja den gepriesnen Held, dem du sie wirst vermählen,
Wird Deutschland einst zum Haupte wählen.

Was kann doch dem Vergnügen gleichen,
O Wien, darein dich Karl versetzt!
Wo sieht Europa wol, in allen seinen Reichen,
Ein Volk, das sich wie du ergetzt?
Man bebt noch vor Bellonens Klingen,
Man zittert noch vor der Karthaunen Knall;
Die Trommeln schmettern noch, wie der Trompeten Schall:
Nur du hörst Hochzeitlieder singen.
Dein Haupt und Vater, Karl, kann Krieg und Frieden machen,
Vertreibt die Furcht, und lehrt dich lachen.

Ja, Kaiser! du, du schaffst den Frieden,
Du schenkst ihn der bedrängten Welt:
Jüngst schien er ganz und gar vom Erdkreis abgeschieden;
Du hast ihn glücklich hergestellt.
Verbanne ferner Krieg und Streiten,
Schleuß ewiglich des Janus Tempel zu;
Der Erdkreis seufzet längst nach ungestörter Ruh;
Wer kann die sonst, als du, bereiten?
Jedoch denkt Mars nicht gar sein Mordschwert einzustecken:
So mag er ferne Völker schrecken.

Dort, wo dem Asiaterstrande
Der Hellespont das Ufer netzt,
Wo Ganges nebst dem Phrat dem heißen Perserlande,
Und Mogols Reiche, Gränzen setzt;
Da mögen seine Waffen schalten,
Da mag sein Sohn, der tapfre Kulichan,
Den Feind der Christenheit, den wüsten Muselmann,
In steter Furcht und Angst erhalten:
Da mag ohn Unterlaß der wilde Roßschweif fliegen,
Da mag er bis zum Nilstrom siegen.

Wie lange soll das Mördereisen
Europen an die Seele gehn?
Wann wird sich die Vernunft bey uns doch kräftig weisen?
Wann wird das Herz in Ruhe stehn?
Wird darum nur der Witz geläutert?
Wird darum nur so manche Kunst erdacht,
Der Sitten Höflichkeit, der Städte Glanz und Pracht
Erhöht, verbessert und erweitert?
Soll uns die Wissenschaft aus Menschen denn zu Drachen,
Und ungeheuern Tigern machen?

Ach Schande! Schande für die Zeiten,
Da Geist und Witz und Sitten blühn!
Lasst Barbarn immerhin, als tolle Bären, streiten,
Lasst Afrika zu Felde ziehn:
Die Christenheit muss friedlich leben,
Der Musen Sitz, der Weisheit Vaterland:
Wo Blutvergießen herrscht, da schwindet der Verstand,
Und dieser muss uns Frieden geben.
Nur der und Karl vermag von euch, ihr Allemannen,
Den schnöden Mordgeist zu verbannen.

O folgt doch beyder sanftem Wesen!
O folgt doch beyder weisem Rat!
Die späte Welt wird zwar von seinen Siegen lesen,
Doch mehr von mancher Friedenstat.
Merkur wird seine Vorsicht preisen,
Dadurch das Wohl der Untertanen steigt;
Wenn Oestreichs Flagge sich in allen Meeren zeigt,
Wo Britt und Bataver sich weisen:
Denn soll Ostende nicht sein Niederland vergnügen,
So wird gewiss Trieste siegen.

Apollo wird die Sorgfalt lehren,
Womit auch Karl die Musen schützt.
Denn welche Wissenschaft, die Ländern irgend nützt,
Steht nicht an seinem Hof in Ehren?
Minerva wird den Flor der Künste
In Karls Gebiet ohn Unterlass erhöhn:
Diana wird ihm selbst den Vorzug zugestehn,
Sie rühmt schon seines Rohrs Gewinnste;
Ihr scharfer Bogen selbst, nebst allen ihren Pfeilen,
Wird seinem Schuss den Preis erteilen.

Das alles wird man in Geschichten,
O Herr! zu deinem Preise sehn:
Caliope besingt in ewigen Gedichten,
Was itzt durch deine Hand geschehn.
Wer ehrt nicht auch die Freundschaftsproben,
Die Sachsens Haupt von deiner Hand gespürt?
So lang Augustus lebt und Polens Zepter führt,
So lange werden sie erhoben.
So lange Warschau sich mit Dresden wird verbinden,
Wird deine Großmut Kränze finden.

Ach! träf auch die bedrängten Heerden,
O Kaiser! einst dein Gnadenstrahl;
Die oft, auch unter dir, ein Raub der Feinde werden:
Wie priese dich auch diese Zahl!
Ach! schütze doch auch die Gewissen,
Und tu, wie Gott, der alles gleich ernährt;
Der auch die Heiden nicht in seinem Grimm verzehrt,
Die sich doch seinem Dienst entrissen.
Ja ja, wir hoffen schon, du schonst hinfort der Armen,
Durch ein recht väterlich Erbarmen.

Gebt acht! welch himmlisches Gesichte!
Welch Götterkind erscheinet hier!
Sein sanftes Auge strahlt von einem heitern Lichte;
Ein Ölzweig ist der Hände Zier.
Irene selbst verlässt den Himmel,
Sie kommt zurück nach unsrer Unterwelt:
Bellona bebt und zagt, selbst Mars ist ganz entstellt;
Man hört ein freudig Lustgetümmel.
O mehr als güldne Zeit! o längst erwünschte Stunden!
Wie schön habt ihr euch eingefunden!

Seht! Mars entweicht, Bellona fliehet,
Der Rost verzehrt der Schwerter Stahl;
Verstand und Tugend herrscht, der Völker Wohlfahrt blühet,
Europa weiß von keiner Qual.
Der Ackerbau, der Handel steiget,
Die Wissenschaft, die Kunst kommt mehr empor.
Ihr Enkel später Zeit, genießt ihr diesen Flor,
Denkt, dass er euch zur Dankpflicht neiget,
Ihr müsset unsern Karl den Friedensstifter nennen!
Ihm muss ein ewig Opfer brennen!

---

# Ode auf den Tod des Prinzen Eugen von Savoyen.

1736.

---

Die ihr Fortunens Sklaven seyd,
Und Buhler einer falschen Ehre,
Von deren Kriegesglück und strenger Grausamkeit
Ich ganze Länder klagen höre;
Ihr Stürmer von Bellonens Zucht,
Die ihr durch Blut und Leichen sucht,
In Famens Heiligtum die Fahnen aufzustecken;
Und sollte des Triumphes Pracht,
Die ganze Völker elend macht,
Das menschliche Geschlecht mit Schutt und Graus bedecken —

Auch ihr, o Helden rechter Art!
Die langsam nach dem Schwerte greifen,
In deren Taten sich Verstand und Großmut paart,
Wodurch sich Heil und Wohlfahrt häufen;
Ihr Söhne wahrer Tapferkeit,
Die sich der Menschenliebe weiht,
Und ihre Waffen nur zum Schutz der Unschuld brauchet;
Ihr, die ihr nie nach Ehre strebt,
Wenn euch kein wahrer Ruhm erhebt,
Der in den Weihrauchsduft erhaltner Völker rauchet:

Werft beyde Stahl und Lorbeern hin,
Senkt Helm und Harnisch traurig nieder.
Eugen! Eugen ist tot! O lenkt den hohen Sinn
Nur diesmal auf der Musen Lieder.
Zwar wird ein donnerndes Metall
Und düsterer Trompeten Schall,
Bey seiner Gruft sehr stark in Ohr und Herzen dringen:
Doch hört auch unsern Jammerton,
Da wir um diesen Göttersohn,
Um dieses Helden Sohn gerechte Klagen singen.

Eugen ist tot! Eugen, der Held!
O harte Post in tausend Ohren!
Europa steht bestürzt, es ächzt die halbe Welt!
Ach Deutschland! allzuviel verloren!
Hier fällt dein Freund, dein fester Schild,
Der größten Feldherrn Musterbild,
Des Aberglaubens Feind, die Geißel der Tyrannen;
Der Barbarey und Torheit Trutz,
Der Donau und des Rheines Schutz,
Das Schrecken Galliens, die Furcht der Ottomannen.

Eugen ist tot! des Reiches Freund,
Der Fürsten Preis, ein Schmuck der Prinzen,
Dein Augenmerk, o Wien, den jung und alt beweint,
Die Lust von Oesterreichs Provinzen.
Noch mehr, o Karl! dein treuster Rat,
Dein rechter Arm, auf dem der Staat,
So sicher, als die Welt auf ihren Achsen ruhte;
Der Vater deiner Kriegeszucht,
Der Musenkinder Eifersucht,
Und kurz, ein wahrer Held an Geist, Verstand und Mute.

Eugen ist tot! wo hör ich auf,
Wo fang ich an, sein Lob zu preisen?
Ihr Feinde! zeigt mir selbst des Prinzen Heldenlauf.
Durch Dampf und Glut, Metall und Eisen.
Führt mich getrost auf jedes Feld;
Wo jemals dieses Feldherrn Zelt,
Germanien zu gut, euch allen Trotz geboten:
Da tut mir kund, was er getan,
Da weist mir seine Siegesbahn,
Durch Gräben, Wälle, Schutt und Hügel warmer Toten.

Byzanz! du hasts zuerst gefühlt,
Was unsers Prinzen Arm vermochte.
Wie blutig ward dir nicht die Kriegsglut abgekühlt,
Als seine Faust in Ungarn fochte?
Wie wohl hat Leopold gewählt,
Der ihn den Führern zugezählt,
Die seines Adlers Blitz der Pforte bringen müssen!
Die ersten Proben zeigens schon:
Hier ficht und schlägt Alkmenens Sohn,
Der Hydren töten kann, und Löwen oft zerrissen.

Gleich ändert sich der Waffen Lauf,
Auch Wälschland sieht schon Fahnen fliegen.
Eugen eilt plötzlich hin, und hält die Franzen auf,
Und stört den Catinat im Siegen.
Er dringt in Ludwigs sichres Land,
Da hemmt sein Schwert kein Widerstand,
Das halbe Delphinat, und Ambrun zu bezwingen.
Weh dir, Grenoble! weh Lion!
Doch nein! Savoyen zieht davon,
Und läßt aus Eigennutz die Absicht nicht gelingen.

Zurück, o Held! ins Ungarland,
Da wird dein Ruhm zum Gipfel steigen;
Da dämpfe, tapfrer Arm! des Krieges ganzen Brand,
Und mache dir viel Lorbeern eigen.
Das hättest du wol nie geglaubt,
Mustapha, Stambols neues Haupt!
Was du bey Zenta selbst so schreckenvoll erfahren:
Trotz aller deiner Gegenwehr,
Bezwingt Eugen dein letzes Heer,
Und du entfleuchst bestürzt, mit den zerstreuten Scharen.

Man schleußt des Janus Tempel zu,
Der Roßschweif schämt sich mehr zu prahlen;
Pannonien wird froh und Wälschland kommt zur Ruh,
Nach so viel überstandnen Qualen.
Nun wird der Held am Geiste stark,
Durchdringt der Künste Kern und Mark,
Und liebt die Wissenschaft, und forschet in Geschichten.
Der Grajer alte Tapferkeit,
Der Römer Kriegserfahrenheit,
Die muss ihn Philipps Sohn und Cäsar unterrichten.

Sehr wol getan! Seht! Mars entbrennt,
Ganz Deutschland steht in neuen Flammen:
Die Herrschsucht Ludewigs verwirrt den Okzident,
Und hetzt die halbe Welt zusammen.
Iberien, dein Paradies
Ist hier das teure güldne Vließ,
Darnach teils Oesterreich, teils der von Anjou ringet.
Das Erbrecht schützt des Kaisers Sohn,
Nur List und Macht bestimmt den Thron
Dem Prinzen von Bourbon, dem jeder Streich gelinget.

Die Trummel schallt, der Streit hebt an,
In Wälschland und am Rhein zu rasen:
Der stolze Ludwig tut, was er nur weiß und kann,
Die Flammen stärker anzublasen.
Der Mayn erschrickt, die Mosel zagt,
Der Po wird matt, der Tagus klagt,
Das beste Recht gibt nach, wo Trug und Wut sich paaren.
Halb Deutschland ist in Feindes Hand:
O weh! dergleichen harten Stand
Hast du, Germanien! vorzeiten nie erfahren.

Ganz Württemberg ist schon verheert,
Ganz Schwaben ist ein Raub der Feinde;
Selbst Bayern hat das Schwert auf Deutschlands Brust gekehrt:
Wen hast du, mattes Reich! zum Freunde?
Ach bringet doch die Post davon
Der Herrscherin in Albion
Ihr Leopard vermag dem Adler beyzuspringen.
Du Marlborough, und du Eugen,
Ihr sollt der Wut entgegen gehn,
Und allen Übermut des schnellen Siegers zwingen.

Ich seh, ich seh den Feind erschreckt,
Die rote Wahlstadt voller Leichen;
Ich seh dich, Held Eugen, den Schweiß und Blut bedeckt,
Durch die getrennten Glieder streichen:
Du winkst, gebeutst und feuerst an,
Dein Wort belebet Roß und Mann,
Die Strahlen deines Blicks sind lauter Feuerpfeile.
So wird in dieses Feldherrn Faust,
Um die so manche Kugel saust,
Ein Stab, o Ludwig! dir zum stärksten Donnerkeile.

Ich seh dein Heer, verwirrt und matt,
Geschwächt, verzagt die Flucht ergreifen;
Ich seh der Deutschen Schwert, das Lust zu metzeln hat,
Den Schellenberg mit Körpern häufen.
Triumph! Eugen und Marlborough!
O Paar, das nie ein Gegner schlug,
Du schlägst hier auf einmal des ganzen Frankreichs Waffen;
Und schützest Deutschlands Monarchie,
Die der Tyrann, doch allzu früh,
So töricht war sein Stolz, bereit war abzuschaffen.

Ich seh! doch wie? seh ich auch recht?
Ist nicht sein Feldherr selbst in Banden?
Er ists! ein mindrer Sieg wär uns allhier zu schlecht,
Und wäre Mavors selbst vorhanden.
O Tallard! lern in dieser Schlacht
Die Löwenstärke deutscher Macht,
Die strenge Munterkeit der brittischen Schwadronen;
Und lehre deinen Pyrrhus nun,
Hinfort auf seinem Throne ruhn,
Und seiner Nachbarn Heil, so wie sein Volk, zu schonen.

Wohin von neuem? Nach Turin?
O Prinz, musst du denn ewig kriegen?
Dein Stahl wird niemals stumpf, kann stets zu Felde ziehn,
Und wo er schlägt, da muss er siegen.
Der steilen Alpen ewig Eis
Vergrößert deines Zuges Preis,
Die Felsen scheinen sich auf deinen Wink zu bücken:
Wo überstieg doch Hannibal,
Mit solchen Lasten von Metall,
Von Eisen, Erz und Bley, der Berge grauen Rücken.

So wie sonst Jupiters Geschoss
Dem Adler in den Klauen wettert,
Und wenn sein Keil entfährt, auch Mauren, Turm und Schloss,
Wie jener Riesen Brut, zerschmettert:
Es fährt der Blitze lichter Strahl,
Mit Knall und Schlag in großer Zahl,
Und streicht die Gipfel kaum von Apenninus Spitzen:
So gieng des deutschen Adlers Flug,
So ließ Eugen den Wunderzug,
Durch kalte Wolken gehn, auf hohen Bergen blitzen.

Es sieht ihn Wälschland ganz bestürzt,
Von nie erstiegnen Alpen steigen!
Hat ihn Minervens Ross den langen Weg verkürzt?
Und sind ihm Dädals Flügel eigen?
Fleuch Frankreich! fleuch! hier waffnet schon
Ein unerschrockner Himmelssohn
Zentauren neuer Art, und droht dir das Verderben.
O! jauchze, zagendes Turin!
Du bist entsetzt! die Feinde fliehn!
Und was sich widersetzt, das muss unfehlbar sterben.

Wo bin ich? Muss nicht schon der Held
In Brabants Auen Lorbeern pflanzen?
Ja ja, hier ficht sein Heer; hier sieht man Ryssels Feld,
Und Wall und Graben eng umschanzen.
Er stürmt, und siegt, und Ryssel weicht!
Ihr Feinde! der Entsatz ist leicht;
Man weiß, dass eure Macht in nahen Zelten lieget.
Kommt, helft auch Dornick widerstehn!
Umsonst! man sieht, dass Prinz Eugen
Boufleurs und Villars Heer bey Malplaquet besieget.

Geht prahlt nun eurem Ludwig vor,
Der Sieg sey euch, nicht uns gelungen:
Der eitle König zagt, verstopft sein blödes Ohr,
Und weiß und fühlt sich selbst bezwungen.
Wer hemmt nun die verbundne Macht,
Die gleich nach der befochtnen Schlacht
Das feste Mons bezwang, so sehr es widerstanden?
Komm, tapfres Paar, nebst Berwicks List,
Und rette doch, so keck du bist,
Douay, die beste Burg von allen Niederlanden.

Vergebens! denn Eugen ist da,
Das Schrecken feindlicher Schwadronen;
Der dir so furchtbar ist, als vormals Afrika
Das strenge Paar der Skipionen.
Ach! hätte Kaiser Josephs Tod
Der Eintracht nicht den Fall gedroht,
Die das verbundne Heer so kühn und freudig machte:
Was gilts! daß unsers Helden Schwert
Paris nicht minder umgekehrt,
Als dort Karthagens Pracht von Räucherflammen krachte.

Doch Prinz! dein eifriger Verstand
Weiß Oesterreich auch hier zu nützen:
Du gehst für deinen Karl auch in der Britten Land,
Das große Bündnis noch zu stützen.
Nur Annens Schluß ist schon gefaßt:
Sie scheut des fernen Krieges Last,
Der Batavер wird matt, und Frankreich sucht den Frieden:
Auch Deutschland seufzet nach der Ruh,
Und winkt schon unserm Helden zu,
Und ruft: O wär er uns durch seine Hand beschieden.

Eugen ist hier nicht minder groß,
Er pflanzt so Palm- als Lorberreiser;
Versetzt Germanien dem Frieden in den Schooß,
Und sorgt auch so für seinen Kaiser.
Kein Eigennutz befleckt den Ruhm;
Der Held verlangt kein Fürstentum,
So sehr er auch verdient, was andre hier erbeuten.
Wenn Deutschland, Karl und Recht nur siegt,
So ist schon unser Prinz vergnügt;
Und dennoch stets bereit, auch unbelohnt zu streiten.

Er tuts! denn Achmet ist erwacht,
Und dräuet Wien mit Stahl und Flammen:
Sein weitgestrecktes Reich vereinigt alle Macht,
Und treibt ein gräßlich Heer zusammen.
Pannonien ist kummervoll,
Ganz Oesterreich und Deutschland soll
Des tollen Großveziers und Stambols Fessel küssen.
Doch seht! sein Trotz wird bald gedämpft,
Eugen hat ihn wol ehr bekämpft,
Und dieses Bluthunds Faust schon manches Land entrissen.

Was dachtest du, beschnittne Schaar!
Als dich manch Treffen so erhitzte;
Als dir bey Temeswar Eugen so schrecklich war,
Bey Belgrad so entsetzlich blitzte?
Wer ist der Held, der uns zerstreut?
Ists nicht ein Sohn der Tapferkeit?!
Wo nicht, so ists der Geist von Skanderbeg, dem Alten.
Es ist dein Schutzgeist, Oesterreich!
Denn seine Faust tut keinen Streich,
Von dem nicht Küraß, Helm und Mann und Roß zerspalten.

Du irrtest sehr, besiegtes Heer!
Eugen hat alles übertroffen:
Dort tat ein starker Arm die ganze Gegenwehr;
Hier lässt der Geist was grössres hoffen.
Eugen ist auch an Weisheit groß,
Er ließ sich auf der Pallas Schooß,
Der Musen reine Kost bey Schild und Lanze nähren.
Er liebt die Künste, wie den Stahl,
Sein Harnisch und sein Büchersaal
Wird einst der späten Welt manch Wunderding gewähren.

So recht! o Held! dies ziert den Lauf
Der völlig unbesiegten Waffen.
Häng endlich Helm und Schwert der Friedensgöttin auf,
Dir noch im Alter Ruh zu schaffen.
Die Menschlichkeit bewohnt dein Herz,
Du fühlst auch der Bedrängten Schmerz,
Und dein gerechter Arm ist auch der Laster Schrecken:
Die Bosheit flieht dich, wie der Feind,
Und wo die Unschuld trostlos weint,
Da weiß dein sichrer Schild ihr mattes Haupt zu decken.

O Vorsicht! deren weise Hand
Uns diesen Helden selbst geschenket,
Der noch zuletzt am Rhein der Franzen Mord und Brand
Mit seltner Klugheit eingeschränket:
Du selbst erhöhst sein fürstlich Haupt,
Und hast ihn nur der Welt geraubt,
Ihn mehr, als sie vermag, dort ewig zu belohnen.
Vergilt ihm jeden Tropfen Bluts,
Und lass den Geist des Heldenmuts
Hinfort mit gleicher Kraft in Deutschlands Feldherrn wohnen.

---

## Das Lob des Weiblichen Regiments.

Ein Stab in Frauenzimmerhänden!
Ein weiblich Haupt im Kronenschmuck!
Wen sollte wol der Glanz nicht blenden,
Der mir so stark ins Auge schlug?
Wenn Macht und Schönheit sich verbinden,
Ist nichts Gewaltigers zu finden;
Nichts Stärkers, das hier widersteht.
Bald droht der Ernst, bald lockt die Güte,
Bis auch ein eisernes Gemüte
Bezwungen in die Fessel geht.

Hier bitt ich euch um eure Triebe,
Apollons kluge Schwestern! nicht;
Geschieht es doch mit Lust und Liebe,
Daſs eure Hand mir Lorbeern bricht.
Ihr flechtet mir schon selber Kränze,
Und stellt die schönsten Freudentänze
Zum Ruhm des Frauenzimmers an;
Ihr lasst euch selber singend hören,
Dieweil es, euch und sich zu Ehren,
Auch Kron und Zepter tragen kann.

Erhabne Juno, du magst raten,
Wenn mir die Pracht des Ausdrucks fehlt.
Dich schmücken so viel große Taten,
Als Jupiter kaum selber zählt.
Du trägst, gleich ihm, die Donnerkeile,
Und wirfst Vulkans entflammte Pfeile
Oft selbst nach dieser Unterwelt.
Du kannst ihn selber oft besiegen,
Wenn er, mit innigstem Vergnügen,
Dich lechzend in den Armen hält.

Auf! lass mich deine Töchter sehen,
Die Geist und Mut und Kraft belebt;
Dadurch es tausendmal geschehen,
Dass sie der Herrschaft nachgestrebt.
Entdecke mir zu ihrem Lobe,
Wie sie durch manche Heldenprobe
Die Männer selbst erstaunt gemacht;
Und wie sie oft durch Staatsgesetze
Der Bürger Wohlfahrt, Haupt und Schätze
In Flor und Sicherheit gebracht.

Ich seh ein Muster großer Frauen,
Die schon so manchen Held beschämt.
Ich seh sie Babels Mauren bauen,
Womit sie Feind und Bürger zähmt.
Ich seh, sie führet selbst die Schaaren;
Und fliegt mit ungeflochtnen Haaren
Ins freye Feld, wo alles kämpft,
Und denkt vor Siegs- und Ruhmbegierde
Nicht ehr an ihrer Scheitel Zierde,
Als bis sie Feind und Trotz gedämpft.

Ich seh die Königin der Skythen
Durch Cyrus Herrschaft aufgebracht.
Sie sucht den Angriff zu verhüten,
Und spottet sein mit List und Macht.
Sie siegt; er fällt; und zum Triumphe
Wird von dem blutbeströmten Rumpfe
Der sonst so starre Kopf getrennt.
Sie lässt, den Blutdurst recht zu stillen,
Sein Maul mit eignem Blute füllen,
Das noch vor Wut und Rache brennt.

Dort zieht die Fürstin der Sabäer
Aus ihren Morgenländern her,
Besucht den König der Hebräer,
Und sieht das ferne Mittelmeer.
Was treibt, was reizt sie zu der Reise?
Sie kommt, nach ihrer Zeiten Weise,
Mit Rätseln und Geschenken an.
Ist Salomon ihr überlegen?
O nein! sie kommt zwar seinetwegen,
Doch hat sies ihm zuvor getan.

Was zeigt sich in so stolzer Höhe
Für ein erstaunend Ehrenmahl?
Jemehr ich wundernd stille stehe,
Jemehr entzückt mich Pracht und Wahl.
Erfindung, Ordnung, Kunst und Stärke
Beschämt Aegyptens Wunderwerke,
Die man bey seinen Gräbern sah.
So prächtig weiß hier einem Gatten
Die letzten Pflichten abzustatten
Die Fürstin Artemisia.

Wohin, ihr wilden Legionen?
Was tapfre Weiber ziehn daher?
Es sind die strengen Amazonen,
Sie rüsten sich zur Gegenwehr.
Der Held, der Asien bezwungen,
Und bis in Porus Reich gedrungen,
Wo früh der Sonnenstrahl erwacht,
Hat alles zwar erschreckt, verheeret,
Verbrannt, verwüstet, umgekehret,
Nur diese nicht verzagt gemacht.

O nein! Dies Volk von tapfern Weibern
Beherrscht ein weitgestrecktes Reich;
Ist Männern, so an starken Leibern,
Wie an Verstand und Klugheit gleich.
Wer sich an ihre Gränzen waget,
Dabey auch mancher Held wol zaget,
Den schlägt ihr blitzend Schwert zurück.
Thalestris herrscht: Dies Frauenzimmer
Erteilt dem Throne größern Schimmer,
Als ein verzagter Männerblick.

Dort, wo an dem beschwemmten Strande
Des fetten Nils der Segen blüht,
Erhebt Anton die süßen Bande,
Darin ihn eine Fürstin zieht.
Kleopatra macht durch die Waffen
Den edlen Römern viel zu schaffen,
Verläßt nur kalt und tot den Thron.
Bedenk, Oktav, was hier geschehen!
Ach! hättst du sie nur herrschen sehen,
Du stürbest selber, wie Anton.

Hier fehlt noch viel.

---

# Ode auf Leibnitz.

1741.

---

O Geist der Weisheit! dessen Zug
Den Sinn der Sterblichen von wilder Tiere Toben,
Zur Einsicht und Vernunft erhoben,
  Die Wahn und Einfalt niederschlug.
  Du Geist der Wissenschaft und Kunst!
Der durch ein höher Licht die Barbarey gestöret,
Und Menschen Menschen seyn gelehret;
  Belebe mich vorjetzt mit deines Triebes Gunst,
Und lass es diesmal mir gelingen
Von deinem Heiligtum und liebsten Sohn zu singen.

  Da, wo der Pleiße feuchter Rand,
Die fette Meißnerflur mit sanfter Flut erfrischet,
Da wo sie sich mit Wellen mischet,
  Die ihr die Baare zugesandt;
  Wo sonst ein slavisches Geschlecht,
Der Daleminzer Schwarm, die Mysier bezwungen,
Ja bis in Thüringen gedrungen,
  Bis ihn der große Karl durch Tapferkeit geschwächt:
In wilden Wend- und Sorben-Landen
Ist Leipzig, Meißens Kern und Kleinod, erst entstanend.

Wer will im dunkeln Altertum
Der größten Städte Grund und Stiftung recht erfahren?
Wuchs doch Athen erst mit den Jahren,
Zu dem erlangten Flor und Ruhm.
Der Berge Mooß und tiefer Schacht,
Versteckt den ersten Keim, die Wurzeln junger Eichen;
Doch wenn sie an die Wolken reichen,
Erstaunt ein Wandersmann von ihrer Zweige Pracht.
Kein Wunder, wenn wir gleichfalls lesen,
Daſs Leipzig vormals auch ein schlechtes Dorf gewesen.

Kein Schimpf für dich, berühmte Stadt!
Die Vorsicht hatte dich schon damals auserſehen
Zu allem was hernach geschehen,
Und dich empor gehoben hat.
So weit der Saal und Muldenfluſs,
So weit die Elster sich in krummen Ufern schleichet,
Blüht keine Stadt die dir nicht weichet,
Dir nicht in Demut selbst den Vorzug geben muſs.
So hoch hast du durch tausend Proben,
Von Witz und Wissenschaft und Handel dich erhoben!

Wodurch Karthago sich erhob,
An Reichtum Tyrus sonst, Korinth an Pracht gestiegen,
Dadurch kannst du, o Leipzig! siegen,
Das alles gründet auch dein Lob!
Hat sich im Adriater Meer
Venedig durchs Gewerb, aus kleinen Fischerhütten,
Den Preis der schönsten Stadt erstritten;
Stammt Amsterdams Gewalt allein vom Handel her:
Was Wunder? daſs auch deine Mauren
Durch kluger Bürger Fleiß, erwachsen, stehn und dauren.

Zinst dir kein weiter Ozean,
Kein tief und breiter Strom durch Segel, Flagg und Masten,
Der Peruaner goldne Lasten,
Und Kostbarkeiten aus Japan;
Siehst du hier keine Wimpel wehn,
Und sinkt kein Anker gleich in deinem Hafen nieder;
Ja lässt dein Fluss gleich hin und wieder,
Kaum einen schmalen Kahn bey zwanzig Mühlen sehn:
So ward dir doch Merkur gewogen;
Denn Kunst und Witz ersetzt, was die Natur entzogen.

Noch mehr! auch Weisheit steht hier feil,
Merkur verhandelt sie in Millionen Bogen,
Apollo selbst kommt hergezogen,
Und Pallas nimmt am Handel Teil.
Was ihrer Priester wacher Fleiß,
So weit Europa geht, ersonnen und geschrieben,
Das alles wird hieher getrieben,
Wo kluger Käufer Blick es auszuspähen weiß.
Der Wälschen Geist, der Franzen Künste,
Der Britten tiefer Sinn, dient Leipzig zum Gewinnste.

Was sag ich? Salems Wissenschaft,
Phöniziens Verstand, Aegyptens Wunderwerke,
Erblickt man hier in voller Stärke,
Mit jährlich neu verjüngter Kraft.
Was sonst Jonien erfand,
Arabien geträumt, und Indien gelehret,
Was Peking vom Konfuz gehöret,
Der Perser Sonnendienst, und der Mogollen Tand:
Womit sich Mandarinen äffen,
Und Bücher aus Byzanz, die sind hier anzutreffen.

Das alles, und was Flaccus war,
Was Maro und Ovid und Livius gewesen,
Das blüht allhier, das hört man lesen,
Das stellt uns Leipzig schöner dar.
Der Büchersäle große Zahl
Hebt Seltenheiten auf, die in verflossnen Jahren,
Bey fernen Völkern heilig waren;
Besonders von Geschmack, und ungemein an Wahl.
Hier leben großer Künstler Werke,
Ja Sachsens Fürsten selbst, in Bildern voller Stärke.

Verklärter Friedrich! tapfrer Held;
Der du den Musensitz am Pleißenstrom erbauet,
Auch dein Gemäld wird hier geschauet,
Wo es die Ehrfurcht aufgestellt.
Dir weiß es Leipzig ewig Dank,
Daß du der Wissenschaft den Aufenthalt gegründet:
So lange sich der Witz hier findet,
Verehrt, o Kurfürst! Dich der Musen Lobgesang.
Du warest streitbar in den Kriegen;
Und gleichwol ist durch dich die Wissenschaft gestiegen.

Dir folgt der Helden ganze Reih,
Die deinen Zweck erfüllt, der Weisheit Flor geheget,
Und jede Wissenschaft verpfleget;
Die alle sind vom Tode frey!
Vor andern prangen außer dir,
Ein Moritz und August, zween ewig teure Helden,
Von welchen Pflicht und Wahrheit melden:
Sie mehrten Leipzigs Flor, der freyen Künste Zier.
Durch ihre Sorgfalt ists geschehen,
Daß wir noch Priester gnug in Pallas Tempeln sehen.

Hier steht im schönsten Purpurschmuck,
Der Lehrer kleine Zahl, die solchen gleich getragen,
Als sie in ihren letzten Tagen
Des Todes Sichel niederschlug.
Die Nachwelt ehrt noch ihre Gruft,
Und Leipzig wird ihr Lob, so lang es steht, bekrönen;
Man zeigt ihr Beyspiel muntern Söhnen,
Indem man ihren Fuß zum Weisheitpfade ruft.
Denn nichts enzündet mehr die Jugend,
Als Muster edler Art an Wissenschaft und Tugend.

Nur einer fehlt, der hier nicht steht!
Und doch an Ruhm und Glanz und Größe keinem weichet;
Ein Mann, der alles längst erreichet,
Wodurch man ewig sich erhöht.
Ein Wunder tiefer Wissenschaft,
Durchdringend an Vernunft, an Einsicht auserlesen,
Ein Geist von allgemeinem Wesen,
Von unumschränktem Witz und unerschöpfter Kraft;
Der alles das in eins gebunden,
Was je der Mensch erfand; doch selbst noch mehr erfunden.

Wer ists? O Leipzig! sollte man
Bey dir noch allererst nach dessen Namen fragen?
Den doch dein eigner Schooß getragen,
Als er das erste Licht gewann?
Ist dir dein Sohn so schlecht bekannt,
Den halb Europa so, wie Teutschland, hochgeachtet,
Den Albion voll Neid betrachtet,
Den Frankreich uns misgönnt, so wie das wälsche Land?
Wie? Leipzig, kannst du den verkennen,
Um den die Völker dich beglückt und selig nennen?

Dein Leibnitz wars, durch dessen Ruhm
Der deine gleichfalls wuchs, dieweil du ihn gebohren!
Denn hast du ihn gleich jung verlohren;
So blieb er doch dein Eigentum.
Der Mantuaner Stolz ist groß:
Darum? des Maro Geist entsprang aus seinen Mauren.
So lang ein Padua wird dauren,
Rühmt sichs des Livius, des Sohns von seinem Schooß.
So lange Rotterdam wird stehen,
Wird auch dein Ehrenmal, Erasmus, nicht vergehen.

Wenn sieben Städte den Homer,
Aus reger Eifersucht einander abgestritten:
Was hätte Leipzig nicht erlitten,
Wenn hier ein Zweifel möglich wär?
Der stolzen Tyber breiter Rand
Würd eifrig um den Ruhm von dieser Wiege kämpfen.
Die Seine, solchen Stolz zu dämpfen,
Würd streiten, daſs man ihr dies hohe Lob entwandt.
Und an der Themse feuchten Flächen,
Würd London eifern, sich den Vorzug zuzusprechen.

Sey stolz auf deines Bürgers Preis!
Berühmtes Pleißathen, sey stolz auf seine Werke!
Weil seines Kiels bewährte Stärke
Kaum irgend ihres gleichen weiß.
Laſs dieses Jahr dir heilig seyn,
Das hundertste nach dem, daran du den gebohren,
Den selbst die Vorsicht auserkohren,
Zu ihrer Rechte Schutz, Verstand und Kiel zu weihn.
Sey stolz, und laſs in deinen Mauren
Ein Denkmal deiner Pflicht aus Dank und Ehrfurcht dauren.

Dir fehlts gewiſs an Marmor nicht,
Wie sonst Athen getan, die Weisen zu verehren:
Versuchs an dem, von dessen Lehren
Die Wahrheit dir viel Glanz verspricht.
Wie kräftig wird sein Ehrenbild
In deiner Söhne Brust den Weisheittrieb erhitzen!
Wie mancher Kopf wird dir noch nützen,
Den Leibnitz und sein Ruhm mit Eifer angefüllt!
Du selber wirst dadurch auf Erden,
In aller Völker Mund der Weisheit Mutter werden.

---

# Ode auf das zweyte protestantische Jubelfest

welches wegen des zu Augsburg übergebenen Bekenntnisses evangelischer Fürsten und Stände im Jahre 1730 den 25. Junius gefeyert ward.

---

Seht! Babel wankt, und sinkt und fällt,
Daſs Grund und Katakomben beben;
Nun kann der Kreis der hart geplagten Welt
Sein sorgenfreyes Haupt erheben.
Der sieben Berge Glanz und Pracht
Versinkt in Schutt und Graus und Nacht,
Die Metze schmeiſst den Zauberkelch in Stücken:
Ha! stolzes Weib, nun wirst du dich
Nicht mehr so frech und lästerlich
Durch den ergeizten Putz der reichsten Buhler schmücken.

O! welch ein Heulen und Getümmel
Erhebt das Reich der Finsternis!
Dort fliegt ja noch der Engel durch den Himmel,
Der uns aus solchen Schatten riſs.
Man hört die Jubelstimme schallen:
Sie fällt! sie fällt! sie ist gefallen;
Gefallen ist die groſse Wunderstadt!
Die durch den Wein der Hurereyen,
Bey List und Zwang und Schmeicheleyen,
Die Völker aller Welt bisher bezaubert hat.

Gestürztes Rom! Wo ist nunmehr
Des Pabstes große Macht auf Erden?
Welch Königreich wird künftighin so sehr
Verführt, bestrickt, bezaubert werden?
Wer nimmt dein schnödes Zeichen an;
Da die den Schandfleck abgetan,
Die sonst dies Mal mit Stolz und Eifer trugen?
Nur weg damit von Stirn und Hand!
Des Himmels-Zorn ist schon entbrannt
Auf alle, die sich sonst zu deiner Rotte schlugen.

Wie dort vom Klange der Posaunen
Ganz Israel und Josua,
Bey Jericho, zwar froh, doch mit Erstaunen,
Schloss, Turm und Bollwerk sinken sah;
Man lässt ein Feldgeschrey erschallen,
Und seht, so Tor als Mauern fallen,
Wiewol kein Mensch die Hand daran gelegt:
So fällt auch Babels Pracht und Schöne,
Bloß durch ein kräftiges Getöne
Des ewig-starken Worts, das Erd und Himmel trägt.

Geht aus, aus der verbannten Stadt,
Erlöste! flieht aus Babels Toren.
Des Gräuels Wust, dem sie geopfert hat,
Hat Ansehn und Gewalt verloren.
Berühret nichts, was sie geweiht;
Es ist der Afterheiligkeit
Verworfne Frucht und Misgeburt zu nennen;
Des Aberglaubens blinde Brut
Mag, wie sie gern im Dunkeln ruht,
Sich in Ägyptens Nacht von Gosens Sonne trennen.

Was siehst du doch in deinen Zimmern?
Was siehst du, finstrer Vatikan?
Was hilft es dir, dass tausend Lampen schimmern,
Da keine dich erleuchten kann?
Wie lange soll auf den Altären
Das trübe Licht der Kerzen währen,
Das aller Welt des Irrtums Leitstern war?
Hinaus mit dem verwünschten Scheine!
Der Wahrheit heitrer Strahl alleine
Vertreibt die Finsternis und macht die Kirche klar.

Aus dir, gepriesnes Sachsenland!
Entspringt das Licht der reinen Lehre.
Du hast den Docht des Glaubens angebrannt,
Der sonst fast gar erloschen wäre.
Aus deinen Mauern, Wittenberg!
Entsteht das unerhörte Werk:
Die Tiber selbst erstaunt vor deiner Elbe.
Die Engelsburg erbebt vor dir;
Der Riegel bricht, es springt die Tür;
Es wanken Grund und Dach und Pfeiler und Gewölbe.

Den Tag soll keine Zeit vergessen,
Als dort, auf seinem Kaiserthron,
Der fünfte Karl im Fürstenrat gesessen,
Karl, Deutschlands loberfüllter Sohn.
Die holde Majestät der Blicke
Verspricht Germanien ein Glücke,
Dem keines gleicht, davon es sonst geblüht;
Karl ist ein zwiefach großer Kaiser,
Indem er zwar auf Vorberreiser,
Doch auf den Glauben auch mit heitrem Geiste sieht.

Ihr Fürsten! auf! denn euer Mund
Muſs jetzt den ganzen Weltkreis lehren.
Hier tut getrost des Glaubens Inhalt kund;
Nord, Ost und Westen wird euch hören.
Seyd kühn und voller Freudigkeit;
Ihr sprecht hier für die Christenheit;
Vollendet dann, wozu euch Gott erkoren.
Durch euch muſs hier ein Werk geschehn,
Dazu die Vorsicht euch ersehn,
Bevor euch die Natur ans Licht der Welt geboren.

Es schützt euch Ansehn, Stand und Würde,
Gewalt und Abkunft, Volk und Land;
Der Fürstenhut und die Regentenbürde
Hat euch ja nicht den Mut entwandt.
Das Schwert umgürtet euch die Lenden:
Ergreift es mit beherzten Händen;
Verteidigt euch, dafern man euch verletzt.
Seyd fertig, Blut und Haupt zu wagen!
Denn hier sein Leben feil zu tragen,
Ist christlicher, als Gott der Ruhe nachgesetzt.

Ihr tuts. Die Wahrheit steht euch bey,
Ihr kämpft und siegt und triumphieret.
Der Feinde Wut und wüste Raserey
Hat eure Groſsmut nicht gerühret.
Euch dankt das frohe Luthertum!
Euch gibt die halbe Welt den Ruhm!
Euch wird man noch nach tausend Jahren ehren!
Euch preiset auch dies Lied; — — doch nein!
Weil Ehre, Dank und Preis allein
Dem Vater alles Lichts im Himmel zugehören.

Wer kennt nicht Luthers Geist und Feuer,
Melanchthons sanfte Lindigkeit?
Die beyderseits, bey diesem Ungeheuer,
Ihr Haupt gewagt und nichts gescheut.
Wenn jener brannte, dieser dämpfte;
Der eine löwenmutig kämpfte,
Der andre stets auf Friedenspunkte sann:
Wer hats so weislich angefangen,
Erdacht, beschlossen und verhangen,
Dass ein so widrig* Paar dennoch zuletzt gewann?

Dort trotzt ein fester Heldenmut;
Hier bebt ein halbverzagter Glaube;
Dort spottet man der ärgsten Feinde Wut;
Hier kriecht die Blödigkeit im Staube.
Die Eintracht sah der Zwietracht gleich:
Sie störten beyde Babels Reich,
Teils durch Gewalt, teils durch ein kluges Weichen.
Gott selbst! Gott selbst hat das versehn?
Nur dergestalt konnt' es geschehn,
Das vorgesteckte Ziel der Schlüsse zu erreichen.

Kein Mensch, soweit sein Witz auch langet,
Langt hier mit seiner Vorsicht zu.
Wer trieb das Werk, damit jetzt Zion pranget,
O höchste Weisheit! sonst, als du?
Aus tausend wundervollen Werken
War leichtlich Hand und Kraft zu merken,
Die alles trieb, bedacht, erhielt und tat.
Beschämte Spötter, weicht zurücke!
Ihr seyd zu schwach; drum kehrt die Blicke
Auf eurer Einfalt Trost, den eitlen Bilderstaat.

---

* „widrig" ist hier soviel als „widerspenstig", „trotzbietend"; nämlich der katholischen Gewalt gegenüber.

Fallt nieder, murmelt, schlagt die Brust,
Zerstoßt die Stirn, erzwinget Zähren,
Zerpeitscht den Leib, dem Heiligen zur Lust;
Er wird sich schon geneigt erklären.
Küsst hundertmal ein faules Bein,
Den schnöden Raub vom Rabenstein,
Den der Betrug in Gold und Glas geschoben;
Vergöttert Lumpen, Asche, Kot,
Die man für Krankheit, Schmerz und Tod
Zur Panacee bestimmt und heilig aufgehoben.

Hängt Kutten um, erhandelt Messen,
Zieht Glocken, räuchert, betet an,
Schlagt Kreuzer vor, enthaltet euch vom Essen,
Zeigt, dass die Andacht hungern kann.
Noch mehr: manch Gaukelspiel erscheine;
Der Mutter Gottes Auge weine;
Es fließe dort das Blut des Januar.
Was hilfts? Bei tauber Götzen Ohren
Ist Seufzen und Gebet verloren;
Denn totes Holz und Stein nimmt keiner Ehrfurcht wahr.

Sagt, lässt sich noch kein Helfer sehn?
Erscheint kein Heiliger auf Erden?
Will Nepomuck durch euer heißes Flehn
Noch nicht gerührt, nicht günstig werden?
Umsonst! Ein lahmer Loyola,
Ist, statt der Himmelsbürger, da.
Iberien heckt seinen neuen Orden.
Der stützet Roms zerbrochnen Stuhl;
Der zeucht das Tier aus seinem Pfuhl,
In den es schon gestürzt und fast vergraben worden.

Wie sonst durch Sonnenschein und Regen,
Bey angebrochner Frühlingszeit,
Der Gärten Pest, die ganz erstarrt gelegen,
Die schnöde Raupenbrut gedeiht:
Sie kriecht aus ihrem engen Neste,
Und breitet sich durch Laub und Äste,
Auf jedes Blatt, auf alle Knospen aus,
Und kehrt durch ihr verwägnes Wüten
Den Schmuck der hoffnungsvollen Blüten,
Ja Stängel, Zweig und Stamm in Abschen, Wust und
Graus.

So wuchs auch die beschorne Schaar
Der kaum entstandnen Loyoliter;
Und fraß darauf, sobald sie zeitig war,
Der Königreiche Mark und Güter.
Europa wird ihr Untertan;
Ein Meer, das niemand zählen kann,
Beschwert den Kreis der überschwemmten Erden.
Nunmehr ist weder Hilf noch Rat!
Es haßt und scheut sie Fürst und Staat —
Wiewol es ist zu spät, davon befreyt zu werden.

Weh euch! ihr armen Protestanten,
Weh euch! denn die Gefahr ist groß.
Flieht Hab und Gut, gleich Mördern und Verbannten;
Wo nicht: so kehrt in Babels Schooß.
Auf euch ist ihre Wut erhitzet,
Ihr tückerfülltes Auge blitzet,
Sie drohen euch mit Flammen, Strick und Stahl!
Der Untergang ist euch geschworen;
Ihr fleht umsonst, ihr seyd verloren!
Es donnert schon in Rom des Bannes Wetterstrahl.

Nein! Zion soll und wird bestehn,
So lange Mond und Sonne scheinen.
Doch Babels Macht muss endlich untergehn;
Und sollten alle Mönche weinen.
Luzern droht ihm den neuen Fall;
Es droht ihm dort in Portugall
Ein weiser Held, der seine Rechte schützet.
Nur frisch gewagt! das Lateran
Hat seinen Donner weggetan,
So daß kein Bannstrahl mehr auf Feind und Ketzer
blitzet.

Dort, wo die Welt im Eise wohnet,
Blüht auch das Evangelium.
Da, wo der Dän und Schwed und Preuße thronet,
In Chur- und Liefland herrscht sein Ruhm.
Ein Teil der Reußen und Sarmaten,
Ein Teil von Stambuls weiten Staaten,
Halb Deutschland, Schweiz und Holland nimmt es an . .
Pannonien, die Britten, Schotten,
Virginier und Hottentotten,
Sammt Coromandels Volk sind ihm schon zugetan.

O! möchte seiner Lehren Blitz
Der Länder Überrest durchdringen;
Und überall der Pfaffen Aberwitz,
Des Aberglaubens Macht bezwingen!
O, müsste noch der Teil der Welt,
Den Mahomet gefesselt hält,
Den hellen Glanz der Wahrheit einst erblicken!
O, sollt auch jenes Südenland,
Das kein Columbus noch erfand,
Die Tempel durch den Dienst des wahren Gottes
schmücken!

Wie ist mir? Meiner blöden Blicke
Geschwächter Strahl verstärket sich.
Wie wol ist mir! Ein günstiges Geschicke
Erhört den Wunsch und tröstet mich.
O welch ein Schauplatz lässt sich sehen!
Denn was noch künftig soll geschehen,
Wird mir entdeckt und stellt sich völlig dar.
O süßer Anblick! schöne Zeiten!
Ich seh, ich sehe schon von weiten,
Was jedermann gewünscht, was kaum zu hoffen war.

Ich sehe schon den Tyberstrom
Die Herrschaft geistlicher Tyrannen,
Mit Mut und Kraft aus dem gedrückten Rom,
Aus ganz Hesperien verbannen.
Ich sehe Tempel und Altar,
Und Mönch und Pfaffen in Gefahr,
Den Bilderdienst, das Fegefeuer schwinden.
Kein Papst ist mehr, kein Cardinal;
Der Klöster ungeheure Zahl,
Die Wust und Staub bedeckt, ist gar nicht mehr zu finden.

Die Wahrheit herrscht und triumphiret,
Sie hat der Lügen Schwarm gedämpft;
Der Sonnenstrahl, der ihre Scheitel zieret,
Das Reich der Finsternis bekämpft.
Man sieht bey ihren Reichsgenossen
Die schönsten Tugendzweige sprossen,
Die stetig blühn, stets voller Früchte stehn:
Der Torheit Samen ist verdorben,
Die Brut der Laster ausgestorben,
Und ihr erwünschter Thron soll niemals untergehn.

Erscheine bald, du güldne Zeit!
Beschleunigt euren Lauf, ihr Tage!
Daß einst die Welt mit froher Dankbarkeit
Von unsrer Wünsche Nachdruck sage.
O, wäret ihr schon jetzo da!
O, wären wir euch schon so nah,
Als unser Herz es wünschet und begehret!
Das Papsttum wäre schon verbannt,
Der Muselmann ganz unbekannt,
Der Jud und Heide selbst zu Zions Gott bekehret.

Vesuv und tausend Schwefelgrüfte,
Die Wälschland längst den Fall gedräut,
Verdoppelten die flammenreichen Düfte,
Ben Zions erster Jubelzeit.
Der Zunder tiefverborgner Schläuche
Zerriß der Erden hohle Bäuche
Und öffnete der Berge wüsten Schlund;
Er drohte Babel zu verwüsten,
Und tat dem Sitz der Antichristen
Schon dazumal die Glut der Rache Gottes kund.

Zwar jetzo schont des Himmels Huld
Auch seiner Wahrheit tolle Feinde.
Die Langmut hat mit ihrem Trotz Geduld
Und schützt indessen ihre Freunde.
Doch wacht dereinst sein Eifer auf,
So wird sein Arm der Bosheit Lauf
Mit leichter Müh daraus zu hemmen wissen.
Alsdann wird Trotz und Widerstand
Vor solcher starken Allmachtshand
Wie Dampf, in reiner Luft, gar bald verschwinden müssen.

Herr, der du einst das schnöde Toben
Des unbekehrten Sauls besiegt;
Durch Blitz und Ruf sein Schnauben aufgehoben,
Womit er dich zuvor bekriegt:
Ach! strahle doch mit hellem Lichte
Auch Zions Feinden ins Gesichte,
Bis ihre Wut vor deiner Gnade weicht;
Bis Tiger, Lämmer, Skorpionen
Und Tauben bey einander wohnen,
Und deiner Weisheit Schluſs den vollen Zweck erreicht.

Dort fängt bereits der Orient
Die Wissenschaften an zu lieben;
Die doch bisher allein der Okzident,
Europas bester Teil, getrieben.
Der Moskowit und die Türken
Vergisst der alten Barbaren
Und sucht und liebt den Flor der freyen Künste.
So giengs auch hier, eh Luther kam.
Verstand und Witz macht Völker zahm;
Und jede Kunst gereicht dem Glauben zum Gewinnste.

Verschonet doch, ihr rauchen Zeiten!
Verschonet doch dies schlechte Blatt;
Der späten Welt, womöglich, anzudeuten,
Was man von ihr gehoffet hat.
Ihr neuen Völker! werft die Blicke
Auf unser Altertum zurücke;
Ahmt unsre Lust und Jubelfreude nach:
Ja, übertrefft uns, wenn ihr könnet.
Vielleicht wird euch das Glück gegönnet,
Die Frucht gereift zu sehn, so jetzt die Knospen brach!

## Das heimliche Anliegen.

Harter Himmel! dein Geschicke
Macht mir täglich neuen Schmerz:
Deiner Fügung rauhe Blicke
Foltern mein gequältes Herz.
Ich empfinde tausend Plagen,
Tausend Martern und Verdruss,
Die ich aber keinem sagen,
Keiner Seele klagen muss.

Mir allein bekannte Sorgen
Schläfern mich des Abends ein;
Und der angebrochene Morgen
Lässt mich nicht vergnügter seyn:
Denn nach dem verschwundnen Schlummer
Wird die alte Marter neu;
Ja mein stiller Seelenkummer
Lässt mir keine Stunde frey.

Scheint mein Antlitz gleich vergnüget,
So ist doch mein Geist betrübt:
Mein verstelltes Auge trüget,
Wenn es frohe Blicke gibt.
Herz und Seele schwimmt in Zähren,
Wenn der falsche Mund schon lacht.
Ach! wann wird das Leid sich kehren,
Das mich so verkehrt gemacht!

Ach, wann wird das Licht erscheinen,
Das die Finsternis zerstreut?
Wann verwandelt sich das Weinen
In erwünschte Fröhlichkeit?
Öffne, taubes Glück! die Ohren,
Zeige mir den hellen Tag,
Der mich aus den schwarzen Toren
Dieses Jammers führen mag.

Wol mir! mein versöhntes Glücke
Spottet meiner Seufzer nicht;
Es verkehrt die finstern Blicke
In ein heitres Sonnenlicht.
Ach! ein Anblick süßer Freuden
Strahlt mich schon von weitem an:
Glücklich ist! wer nur im Leiden
Lust und Glück erwarten kann.

# Ode.

Schönste Augen! holde Kerzen,
Die ihr mir zur Marter brennt,
Ihr entzündet tausend Herzen.
Doch was hilfts, daſs man euch kennt?
Überall strahlt euer Licht,
Nur mich Armen seht ihr nicht.

Kehrt euch doch, ihr süßen Blicke!
Auch auf ein verschmachtend Herz:
Zieht euch nicht so schnell zurücke,
Denn von euch entspringt mein Schmerz.
Habt ihr mich nun selbst verwundt;
Ey! so macht mich auch gesund.

Wüſstet ihr nur, was ich denke,
Wenn ihr mich so gar verschmäht;
Und indeſs, daſs ich mich kränke,
Wol nach schlechtern Seelen seht:
Würdet ihr bey meiner Pein,
Nicht so unempfindlich seyn.

Klärt euch aus, ihr holden Sterne!
Und verändert euren Blick.
Meine Demut steht von ferne.
Wünscht und hofft ein beſser Glück;
Hofft das Ende meiner Qual
Ach! erbarmt euch doch einmal!

# Die Gleichgültigkeit.

Gleichgesinnt bey allem seyn
Heißt Vernunft und Tugend schänden,
Und bey allem Sonnenschein
Sich durch eigene Schuld verblenden.
Schönheit, Geist und Artigkeit,
Sind fürwahr nicht stets zu finden:
Soll denn ihre Seltenheit
Nicht ein menschlich Herze binden?

Seht der Auen Frühlingspracht!
Lockt und reizt sie nicht die Sinnen?
Sollte denn der Schönheit Macht,
Nicht vielmehr den Geist gewinnen?
Wer der muntern Jugend Glanz,
Nicht für rührend will erkennen;
Der verschwört die Menschheit ganz;
Der ist Stein und Stahl zu nennen.

Nein! mir gilt nicht alles gleich;
Ich kann hassen, ich kann lieben;
Ich bin an Empfindung reich,
Reich an Zärtlichkeit und Trieben.
Tadelt denn mein Wesen nicht,
Wenn ich Geist und Anmut ehre:
Denn Natur und Wahrheit spricht,
Daß ich mit zur Welt gehöre.

# Die Zufriedenheit.

## I.

Zufriedenheit! mein auserwählter Schatz
Komm, labe mich durch deine Güter;
Mein ganzes Herz gibt deiner Gottheit Platz
Und spottet murrender Gemüter.
Was hilft der Gram, der Geist und Körper quält,
Die Kräfte schwächt, das Leben kürzet;
Ich klage nicht, wiewol mir manches fehlt —
Ein Tor, der sich in Kummer stürzet!

Ein heitrer Geist, der ist mein bester Ruhm:
Mich schrecken nicht des Pöbels Träume.
Ein freyes Herz, das ist mein Eigentum;
Mein Zeitvertreib sind meine Reime.
Ich strebe nicht nach Titeln, Geld und Gut,
Was ist so hoch als weise Geister?
Was ist so reich als ein gesetzter Mut?
Des Glückes Herr, des Unglücks Meister?

Man nennt mich arm: doch hab ich stets genug;
Ich wünsche mir kein fettes Erbe.
Wenn mancher Sohn den Vater niederschlug,
So wünsch ich, daß er niemals sterbe!

Mein Kleid ist schlecht, mein Beutel klein und leer,
Mein Bette schmal, mein Zimmer enge;
Doch mach ich mir das Leben niemals schwer —
Was sollte mir der Güter Menge?

Dort sitzt ein Tor im lauten Überfluss
Und martert sich durch lauter Sorgen;
Ihm mangelt nichts, wie wol er darben muss,
Man sieht ihn oft von Ärmern borgen.
Ein Taler bringt mir mehr Ergetzlichkeit
Als ihm ein goldgefüllter Kasten;
Der Geizhalz darbt und hungert jederzeit,
Und ich, Gottlob! darf niemals fasten.

Zwar weiß die Welt von meinem Namen nicht;
Kein Zeitungsblatt rühmt meine Taten:
Doch wenn kein Mohr und Perier von mir spricht,
Ist mir deswegen doch geraten.
Kennt mich ein Freund, der Witz und Tugend liebt,
So darf mich weiter niemand kennen:
Und wenn kein Fürst mir Gnadengelder gibt;
Darf ich mich seinen Knecht nicht nennen.

Doch hat es mir noch nie an Lust gefehlt;
Denn Welt und Himmel ist mein eigen.
Des Reichen Hand hat nur das Geld gezählt,
Mir täglich neue Lust zu zeugen.
Sein Haus und Hof, Stall, Garten, Wald und Feld
Bringt ihm die Last und mir die Freude;
Und wenn er gleich den Namen, Herr behält,
Genießen wirs doch alle Beide.

Kein Zufall macht mein Herze misvergnügt;
Kein Ungemach kann mich betrüben,
Was mich betrifft, das hat der Herr gefügt,
Das läſſt ſich mein Gemüt belieben.
Trifft mich ein Schmerz; ganz recht; ſo ſollt es ſeyn:
Die Vorſicht hat ihn mir erleſen.
Mislingt ein Wunſch; ich finde mich darein:
Vielleicht iſt mirs nicht gut geweſen.

So wohnt mein Herz in einer Felſenbruſt,
Die nichts als Schand und Laſter ſcheuet;
Denn bin ich mir nichts ſträfliches bewuſſt,
Verlach ich alles was mir dräuet.
Ja, fiele gleich der Bau des Himmels ein,
Und ſchlüge dieſe Welt in Stücken;
Soll Fall und Schlag, ſo herzhaft wollt ich ſeyn!
Mich kühn und unverzagt erdrücken.

II.

Ich ſuch und finde mein Vergnügen
In ruhiger Zufriedenheit.
Drum ſoll mich Wahn und Eitelkeit
Durch falſche Güter nicht betrügen.
Kann ich vergnügt mit allem ſeyn;
So iſt der ganze Weltkreis mein.

Ihr Fürsten strebet nur nach Kronen,
Bis ihre Last euch blutig drückt;
Ich schätze mich weit mehr beglückt,
Als alle, die in Schlössern wohnen:
Denn darf ich nur kein Sklave seyn;
So ist der ganze Weltkreis mein.

Ein Geizhals strebet nur nach Schätzen,
Und setzet seinem Durst kein Ziel.
Doch ist er reich, was hilfts ihm viel?
Mein Armut kann mich mehr ergetzen:
Denn darf ich nur nichts schuldig seyn;
So ist der ganze Weltkreis mein.

Ein reicher Schlämmer lebt im Sause,
Und sucht darinn sein Himmelreich:
Allein die Lust versalzt sich gleich;
Man trägt ihn krank und matt vom Schmause.
Hab ich ein einzig Gläschen Wein;
So ist der ganze Weltkreis mein.

Was gehen mich die stolzen Kleider,
Der Höfe leeres Blendwerk an?
Wenn ich nicht Purpur tragen kann,
So schwänzt mich auch kein schlauer Schneider.
Ist nur mein Kleid bezahlt und rein;
So ist der ganze Weltkreis mein.

Fortuna! spare deine Gaben,
Und mache meine Freunde groß;
Denn sitzen die dem Glück im Schooß;
So werd ich keinen Mangel haben.
Ihr, Werte! dürft nur glücklich seyn:
So ist der ganze Weltkreis mein.

Doch sollt ich einen Thron besteigen,
Ich würd ihn meiner Chloris weihn.
Wiewol mein Reichtum ist sehr klein;
Ich hab ein Herz, das ist ihr eigen!
Wird ihrs dafür das meine seyn;
So ist der ganze Weltkreis mein.

Hat Salomon gleich tausend Frauen,
Er hat auch tausendfache Not.
Ich habe kaum für eine Brot;
Doch der kann ich mein Herz vertrauen.
Wird sie mir nur beständig seyn;
So ist der ganze Weltkreis mein.

So such und find ich mein Vergnügen
In ruhiger Zufriedenheit.
So soll mich Wahn und Eitelkeit
Durch falsche Güter nicht betrügen.
Ich kann vergnügt mit allem seyn;
Drum ist der ganze Weltkreis mein.

## Schreiben an
## Franz Christoph von Scheyb.

1750 im Oktober.

---

Orestrio! mein Freund! Du Trost in meinem Leben,
Denn dazu hat Dich mir des Schicksals Huld gegeben;
Nachdem zwey Dritteil schon des Laufs vorüber sind,
Und meiner Scheitel Höh schon Reif und Schnee gewinnt.
Aus Costnitz! hätte mirs auch jemals träumen können?
Aus Schwaben sollte mir ein Freund sein Herze gönnen?
Wer hätte das geglaubt? seit dem ein böser Schwab,
Mir Lebenslang von Stolz und Haß die Proben gab;
Der bittern Rachgier Gift für ungeschehene Sachen,
Durch höhern Arm geschützt, mir wusste schwer zu machen.
Nun liegt er in der Gruft; beglückt, wie er geglaubt,
Wenn ihm an Geist und Leib der Tod das Seyn geraubt.

So lern ich denn an Dir, und wenig andern Proben:
Kein Volk sey überhaupt zu schelten und zu loben.
Ein jedes Land erzeugt Gemüter edler Art;
Wohl dem! dem eins davon in Freundschaft günstig ward.

Dies Glück erteilest Du mir ferngebornem Preußen;
Den jener Bernsteinstrand kann seinen Zögling heißen,
Dem Albertinens Schooß die Musen lieb gemacht,
Bis ihn das Glück hierher in Deutschlands Kern
gebracht.
Hier hab ich Geist und Witz noch feiner ausgeschliffen;
Was Pietsch mich nicht gelehrt, aus Menkens Huld
begriffen;
Durch fremder Sprachen Licht das Deutsche mehr
gestärkt,
Und aus der Alten Höh der Neuern Fall bemerkt.
Hier fand ich Bessern noch, den Schmuck von deutschen
Landen.
So hab ich nach und nach die Wahrheit mehr verstanden:
Daſs auch das beste Feld von selbst nur Unkraut trägt,
Wenn keines Gärtners Hand den Fleiß daran gelegt.
Wie töricht ist es denn, von Sonn und Luft zu sprechen,
Da Griechenland und Rom der Regel Nachdruck
schwächen?
Behaupte wie du willst, hochweiser Montesquiou!
Das Klima mache klug. Ein Kluger lacht dazu!
Und läſst zur Probe, dich die Menschen, gleich den
Blüten,
Wie Noller Hühner heckt, nach Wettergläsern brüten.

Allein bestätigt nicht Dein Beyspiel, edler Freund!
Was, überhaupt gesagt, so widersinnisch scheint?
Ein wärmer Land hat Dir Empfindung Geist und
Leben;
Mir nur der kalte Belt ein Fünkchen Witz gegeben.
Mit nähern Blicken schoſs die Sonne, Dir zu gut,
Viel mildre Strahlen ab, als sie am Pregel tut.

Kein Wunder! daſs Dein Geiſt ſich über mich geſchwungen,
Als du die Luſt der Welt, Thereſien beſungen.
So gern ich dies geſteh, ſo falſch iſt jens dabey.
Schuf denn der Sonnenſtral in Coſtnitz einerley?
Wie kams, daſs auf der Bank, wo Bickolo geſeſſen,
Sie allen Schülern nicht gleichviel Witz zugemeſſen?
Und hat ſie das getan; wo ſind die andern nun?
Warum verrät ſie nicht ihr Denken, Schreiben, Tun?
Wer kennet ſie in Wien? O! wer kann das ergründen?
In ſoviel Ländern iſt doch nur ein Scheyb zu finden:
So wie mein Vaterland nur einen Pietſch erzeugt;
Der durch erhabne Glut auch wälſche Geiſter beugt.

Wolauf, erleſner Freund! verſammle Deine Kräfte;
Komm, wage noch einmal Kaliopens Geſchäfte.
Nimm ihr heroiſch Rohr der Göttin aus der Hand,
Und mach uns abermal die Kaiſerin bekannt,
Die ſo viel Thronen ziert; die das Geſchick erkoren,
Der Zeiten Schmuck zu ſeyn, die ſie zur Welt geboren.
Dein Vorſatz iſt ſo ſchön, als edel und gerecht:
Denn wo der Gegenſtand des Dichters Kraft nicht ſchwächt,
Ja ſie vielmehr erhöht; da muſs es ihm gelingen,
Der Dichtkunſt höchſten Preis ſich ſpielend zu erringen.

Nur eins bekümmert mich von allem was Du ſchreibſt;
Daſs du voll Eigenſinn bey jenen Muſtern bleiſt,
Die Griechenland und Rom der Welt zuerſt gewieſen,
Wenn ſie der Helden Lob nach der Natur geprieſen.
Du lieſeſt den Homer, wie auch Virgil getan,
Eh er die Stifter Roms, Aeneas und Aſcan,
Nach Latien geführt. Der hieß ja wol vor Jahren,

Als Geist und Dichtkunst noch in ihrer Wiege waren,
Das Augenmerk der Kunst, der Vater von dem Witz,
Der alles aufgeklärt, als noch der Musen Sitz
Im Grajerlande lag. Jedoch zu unsern Zeiten
Hat alles sich verkehrt, bis auf der Dichter Saiten.
Ich glaubte jüngst wie Du: bis ich nur jüngst gelernt,
Daſs man durchs Altertum sich von dem Ruhm entfernt,
Ein Muster selbst zu seyn; daſs man die Geister hindert,
Wenn die Vernunft den Flug der Phantasey vermindert,
Und klüglich schreiben lehrt. Drum gib ein wenig acht,
Was mich seit kurzer Zeit auf andern Sinn gebracht.
Wer zwanzig Jahre schon der Dichtkunst Regeln lehret,
Verdient vielleicht ein Ohr! das ihn geduldig höret.

Als Friedrich Augusts Wink in Leipzigs Lehrer Zahl
Drey Jahr, eh er erblich, mir dieses Amt befahl;
(Vielleicht weil ich sehr oft, des Helden Gnadenproben
An Musen und Parnaſs, der Wahrheit nach, erhoben)
Beherrschte leider mich noch der verjährte Wahn:
(Wie Feller vor der Zeit, und Rappolt auch getan)
Man müsse nach der Spur der alten Regeln gehen,
Die Dichtkunst auf den Grad der Griechen zu erhöhen.
Und den vermiſste man. Ein dummes Quodlibet,
Wo weder Kopf noch Schweif am rechten Ende steht,
War damals Meiſsens Lust. Ein läppisch Zotenwesen
Voll Unvernunft und Schmutz ward überall gelesen.
Satiren nannte man, was doch Pasquille sind;
Ein Trauerspiel, ein Stück, wo Harlekin gewinnt;
Ein Lustspiel, wo Pandolf nebst zwanzig andern Toren,
Des Lederhändlers Zweck zu hindern sich verschworen;
Wo sich ein Poltergeist auf hundert Arten zeigt,
Und Doktor Faust das Volk zu Zauberkünsten neigt.

Das epische Gedicht war vollends gar vergessen:
Warum? solch hohes Zeug bringt keinem was zu essen.
Brautsuppen kochte man für Braut und Bräutigam;
Ein Chronodistichon, ein künstlich Anagramm,
Ein Kabbalistikum, und, dass wir nichts versäumen,
Manch Rätsel voller Schmutz, nebst Bild- und Leber-
reimen.

Hier brach mein Eifer los! der Weise von Stagir,
Und sein unsterblich Buch vom Dichten, winkten mir.
Ich las es öffentlich, und sucht es einzuschärfen,
Und lehrte den Geschmack des Pöbelvolks verwerfen.
Zum Muster wies ich an, die Schönheit der Natur;
Wie meine Dichtkunst schon auf der Lateiner Spur
Aus dem Horaz gezeigt. So ward der Wust verdrungen,
Der kurz vorher Vernunft und Tugend fast bezwungen.
Ganz Leipzig dankte mir; man tat die Augen auf;
Der richtige Geschmack gewann nun freyen Lauf;
Halb Deutschland fiel uns bey, und eiferte mit Sachsen,
Wo Geist, Vernunft und Witz am schönsten könnte
wachsen.

Doch leider! nur umsonst! Ein ungleich heller Licht,
Das aus den Alpen quillt, und durch die Nebel bricht,
Die unsre Geister noch mit Wahn und Irrtum deckten,
Bestrahlt der Dichter Heer, die noch im Dunkeln steckten.
Man sucht den Milton auf, bey dem Homer ein Kind,
Virgil und Tasso nur verlachte Schüler sind.
Man lehrt ihn Schweizerdeutsch, man sucht ihn an-
zupreisen,
Und seine Schönheit recht der blinden Welt zu weisen.
Ein Auge blinzelt nur, das man aus dicker Nacht
In helle Zimmer führt, vor vieler Kerzen Pracht.

Wenn Spiegel ohne Zahl der Strahlen Glanz verstärken;
So wird es anfangs blind und kann fast nichts bemerken.
So schien uns Miltons Buch ein unerträglichs Licht.
Wer es zuerst erblickt, empfand die Schönheit nicht,
Wo Satan wider Gott erst mit Karthaunen krieget,
Bis Gott und Mensch verspielt und Satan herrlich
sieget.
Doch endlich fiengen wir, auch in der finstern Kluft
Wo Tod und Sünde haust, und von der heitern Luft
Sich durch ein neunfach Tor, und soviel Mauren trennet,
Das Feuer anzusehn, das schwarz an Flammen brennet.
Ein Kind scheut anfangs nichts von der Gespenster
Macht;
Es sieht, es hört sie nicht: doch, gibt es fleißig acht,
Was kluge Betteln uns von Poltergeistern lehren:
So fängt es an zu sehn, so fängt es an zu hören.
Wie Eulen auch bey Nacht mehr als am Tage sehn,
So kann es itzt von uns im Milton auch geschehn:
Zumal seit dem man uns ästhetisch denken lehret,
Vernunft und Licht verwirft, die Dunkelheit verehret.

Jedoch ein größrer Geist, als Milton zeiget sich.
O Freund! es ist kein Scherz; nunmehr ermuntre Dich
Ein deutsches Meisterstück, die Frucht von Bodmers
Lehren,
Die Zürich der Welt geschenkt, zu sehen und zu ehren.
Meßias wird erzeugt! Nicht, den der Juden Schaar
Schon seit so langer Zeit zu sehn begierig war;
Nein, den ein ander Chor von unbeschnittnen Ohren,
Sich in Gedanken längst zum Trost und Heil erkoren.
Meßias wird erzeugt, ein episches Gedicht,
Das aller Britten Stolz durch deutsche Kräfte bricht;
Voltairen schamrot macht, den Fenelon verdunkelt,

Weit mehr als St. Amant, und Ariosto funkelt;
Den Tasso übertrifft; vor dem auch du, Marin,
Wie Maro und Homer noch musst den Kürzern ziehn.
Der Lehrer selbst erstaunt vor dem zu großen Schüler,
Und betet ihn fast an. Der heiße Wunsch so vieler,
Ein deutsches Heldenwerk von solchem Schrot zu sehn,
Dem Himmel sey gedankt! ist nicht umsonst geschehn.
Hier strahlt ein dunkler Glanz. Hier stützet man den Glauben
Mit Fabeln neuer Art: wer will ihn uns nun rauben?
Was kein Prophet gesehn und kein Evangelist,
Was kein Apostel wusst, das lernst du hier, mein Christ!
Der Schriftgelehrten Witz wird uns, mit tiefen Schlüssen,
Dies neue Bibelwort hinfort erklären müssen.

Auf nun, gelehrter Freund! ergreif Dein Heldenrohr,
Und stelle Dir dies Werk zum Musterbilde vor.
Wer ihm nicht ähnlich schreibt, kann Deutschland nicht gefallen;
Homer ist abgesetzt, Virgil misfällt uns allen.
Ein Tasso schreibt zu matt, zu wässerigt, zu klar:
Dagegen Chapelain doch etwas dunkler war.
Ein wenig hat Lucan sich auch empor gehoben;
Noch mehr war Silius und Claudian zu loben;
Der Grieche Lykophron, den Dampf und Nacht umhüllt,
Wies noch am leidlichsten ein recht ästhetisch Bild.
Doch Miltons hoher Geist und unseres Landsmanns Gaben,
Sind der Vergöttrung wert, und müssen Tempel haben.

Wiewol ich sehe schon: Du bleibst auf Deinem Sinn!
Homer hat Dich behext. Um aller Welt Gewinn
Gehst Du von dem nicht ab, dem seit dreytausend
Jahren,
Die größten Geister auch zu folgen eifrig waren;
Dem Plato nachgeahmt, den Sokrates verehrt;
Dem Maro gleichen will, den Flaccus schätzen lehrt.
Gut! folge Deinem Kopf. Du liebst ein deutlich
Wesen?
Vernimm das Donnerwort: Kein Zürcher wird Dich
lesen.

---

# Schreiben an die Reichsgräfin von Manteufel.

1743.

Im Namen der deutschen Sprache.

---

O Gräfin! dieser Tag der Deinen Namen führt,
Erinnert mich der Pflicht, die nun auch mir gebührt:
Seitdem Du meiner Dich so gnädig angenommen,
Daſs ich verschmähtes Weib darf in Dein Zimmer kommen.
Seit sich der Seine Stolz vor Übermut erhebt,
Mein eigen Volk verführt, und mich fast gar begräbt;
Seit Hof und Adel mich fast ganz und gar verschworen.
Gieng allgemach mein Ruhm und ganzer Schmuck verloren.
Der Bürger floh mich schon und selbst der Ackermann
Nahm manch verstümmelt Wort von fremden Zungen an.
Ich trug der Grobheit Schimpf; und, artiger zu sprechen,
Wollt jeder Deutsche fast mich Ärmste radebrechen.

Ein lang gedehntes Oui schien voller Geist zu seyn;
Und Non klang zierlicher, als mein verworfnes Nein.
Kein Stutzer durfte mehr die Schönen schön benennen.
Sie mussten sie durchaus nur für Beautez erkennen.
Wer weiß das andere nicht? Allein seitdem Du Dich,
O Gräfin! mein nicht schämst, und seit Dein Geist auch mich
Geschickt befunden hat, Dein witziges Erfinden,
Durch den geübten Kiel in manchen Reim zu binden;
Seitdem Dein Einfall auch in meinen Worten klingt,
Seit Deiner Engelstimm ein deutsches Lied gelingt,
Und Wälschland und Paris durch Zärtlichkeit beschämet:
Wird auch das Vorurteil der Unvernunft gelähmet.

Man höre, heißt es itzt, was Henriette singt!
Was ihre Feder schreibt, und was so reizend klingt,
Als ob der zarte Ton, Toskana gleich, gediehen,
Als ob Apollo Ihr Petrarchens Geist verliehen!
Was Dank verdienst Du nicht, erlauchte Dichterinn!
Ich weis, wie sehr ich Dir hinfort verpflichtet bin.
Wer Dir gefallen will, wird mich nicht mehr verachten;
Und mich, weil Du mich liebst als angenehm betrachten.

Jedoch, wo reißt mich doch der Trieb der Dankbarkeit
An Deinem Feste hin, das mich so sehr erfreut?
Dein edler Namen ziert die höchsterfreuten Stunden,
Die sich so schön für mich noch niemals eingefunden.
Erschien Er doch noch oft und stets mit neuer Lust!
Und brächte Dir zugleich die Wünsche Deiner Brust
In der Erfüllung mit, und krönte dich mit Segen:
Wie freudig würd ich seyn, den Glückwunsch abzulegen.

Die deutsche Sprache.

## An die Musen.

Reizende Musen!
Edle Göttinnen
Reizet doch immer
Alles auf Erden,
Euch zu verehren.
Reizet und locket
Junge Gemüter,
Liebliche Künste,
Singen und Spielen,
Dichten und Reimen,
Fleißig zu lernen,
Eifrig zu üben,
Andre zu lehren,
Allen zu preisen;
Und die Verderbnis
Roher Verächter
Stolz zu verachten.

# Drey Scherzgedichte.

1.

## Auf Herrn M. Joh. Fr. Mayens Geburtstag.

Ein Biedermann, der werte May,
Begehet seinen Jahrtag frey,
Drauf singt ein Freund und Diener seyn,
In Knittel-Versen hübsch und fein.

---

Geliebter May, vertrauter Freund,
Mit dem mein Herz es ehrlich meynt,
Vor dessen Treu ich ebenfalls,
Mein Hab und Gut, ja Kopf und Hals,
Von Herzen gern verwetten wollt,
Dafern es jemand fordern sollt;
Hier kommt ein schlechtes Wunschgedicht,
Doch nicht zu deinem Namenslicht,
Wie du mir neulich in Johann,
Die Ehrbezeugung angetan;
Vielmehr zu deinem Wiegenfest,
So heute dir aufs allerbest
Des Himmels Huld erscheinen lässt.
Nicht zwar als ob der Schlendrian,
Und bloß der Abgott Herkomman,
Mich itzt zum gratulieren trieb',
Nein, weil ich dich von Herzen lieb'.

So komm denn, dreygedritte Zahl!
Kommt, lieben Musen, allzumal,
Und gebt mir solche Lieder ein,
Die so beliebt und redlich seyn:
Da jedes Wort so deutsch und frey,
So fern von aller Heucheley,
So rein von aller Phantasey,
So frey von aller Sklaverey,
So munter und geschickt dabey,
So aufgeweckt und sinnreich sey,
Als euer Freund, mein werter May.

* * *

So fängt sich denn mein Carmen an
So gut ich immer weiß und kann.

* * *

Von was vor einer edlen Art,
Du Freund, in deiner Jugend zart,
Zu Zittau, der berühmten Stadt,
Die wenig ihres gleichen hat,
Gewesen seyst, an Witz und Fleiß,
Das schweig ich hier, weil ichs nicht weiß.
Es wissens aber alle die,
So dich daselbst oft spät und früh,
Auf freye Künste hübsch und fein,
So gut sie da zu haben seyn,
Ganz eifrig und erpicht gesehn,
Und dieses ist gewiß geschehn.
Ich denke nur an das allein,
Wie dich der liebe Vater dein,
In früher Kindheit unterwies,
Bis er dich in die Fremde ließ.
O Freund! hier wallt mir Herz und Mut,

Dieweil auch mich mein Vater gut,
Von Jugend auf, wie sichs gehört,
Manch Kunst und Wissenschaft gelehrt,
So, daſs wir beyde lobesan,
Ein gleiches Glück genossen han.
Und daher kam nun dein Verstand,
Der schon in früher Zeit erkannt,
Man habe von Natur Vernunft,
Und dörfe der Pedanten-Zunft,
Die uns mit dürren Regeln quält,
Daran doch oft das Beste fehlt,
Nicht blindlings folgen, wenn sie gleich
Uns drohen, daſs das Himmelreich,
Ohn ihrer Grillen Hudeley,
Unmöglich zu erlangen sey;
Da sie doch selbst von Herzen blind,
Des Unverstandes Lehrer sind,
Und nichts zu denken sich gewagt,
Als was man ihnen vorgesagt,
Und was der Wahn der Vorderwelt,
Zum Schulenabgott vorgestellt.

Ich eile nun mit frohem Sinn,
Mit dir zum schönen Leipzig hin,
Wo du, mein Freund, seit langer Zeit,
Die Schätze der Gelehrsamkeit,
Sowol in der Philosophie,
Als auch in der Theologie,
Und andern Wissenschaften mehr,
Aus manches wackern Mannes Lehr,
Den Bienen gleich, ohn Ruh und Rast,
Aufs fleiſsigste gesammelt hast:
Da mancher Frühkopf, wie man spürt,

In zwanzig Monden ausstudiert;
Und eh sein Kursus sich noch schließt,
Mit allem fix und fertig ist.
Ja wenn er noch gleich Kindern spielt,
Dem Phöbus Kranz und Lorbern stiehlt,
Der Themis nach dem Hute greift,
Und in Hygäens Tempel läuft.
Mein Freund! ach könnt es doch geschehn,
Daß ich der Zungen zehnmal zehn
Im Munde hätt! So wollt ich dich,
Hier loben tun recht meisterlich,
Wie herrlich du bey Tag und Nacht,
Die edle güldne Zeit verbracht,
Wenn mancher schmauste, ritt und fuhr,
Das Geld vertat mit seiner Jungfer.*)
Nicht anders, als wenn ohngefähr,
Das fromme Leipzig Sodom wär;
Dergleichen Satz, zu dieser Frist,
Doch noch nicht ganz erwiesen ist:
So saßt du bey den Büchern dein,
Und ließest sie dir lieber seyn,
Als alles was ein wilder Geist,
Studentenmäßig leben heißt.
Die Weisheit war dein Augenmerk,
Gelehrsamkeit dein liebstes Werk;
Doch bliebst du ein Eklektikus,
Und wurdest kein Sektarius,
Der stets auf andre Sekten keift,
Die sein Verstand doch nicht begreift.
Die Wahrheit war dein Zweck und Ziel,
So dir in jeder Sekt gefiel.

*) Das dem „fuhr" entsprechende Reimwort hat dem Verfasser der ‚Kritischen Dichtkunst', der diese Scherzgedichte entnommen sind, nicht aus der Feder fließen wollen.

Jedoch du wolltest weiter gehn,
Und auch der Alten Witz verstehn,
Das machts, dass du den Theophrast
Und Epiktet im Kopfe hast.
Du hast den Seneka studiert,
Dem Antoninus nachgespürt,
Auf welche mancher tobt und schmählt,
Ja sie zu blinden Heyden zählt,
Dem es doch selbst am Hirne fehlt.
Hier fandst du nun der Weisheit Quell,
Den Stax nicht kennt, und doch so schnell,
Der armen Pallas zum Verdruss,
Der Weisheit Meister heißen muss.
Wie macht dich nicht dein Cicero,
Durch sein güldne Schriften froh!
Die oft ein kleiner Rednerheld
Vor lauter Stroh und Stoppeln hält,
Der sein Geschwätz galant und schön,
Mit Kollektaneen erhöhn,
Und als ein recht gelehrter Mann,
Mit Münzen ausstaffiren kann;
Der alles mit Citatis füllt,
Und öfters vor ein Sinnebild,
Ein Anagramm und Wörterspiel,
Das Sonnenbrüdern wohlgefiel,
Nicht hundert tausend Taler nähm,
Wenn er sie gleich gezahlt bekäm.
Dem Cicero ein Schulfuchs dünkt
Und selbst aus W = d = ngt-Pfützen trinkt.

Allein, wie kommts dass mein Gedicht,
Kein Wort von fremden Sprachen spricht,
Der Morgenländer wohlgemut,

Darin man so viel Wunder tut,
Wenn mancher hochgelehrte Wurm,
Die Zungen, so bey Babels Turm,
So wie man glaubt, entstanden sind,
In seinem engen Schädel findt,
Und doch in Züchten lobesan,
Die eigne Muttersprach nicht kann.
Mein Freund, du sahst es klüglich ein,
Was das vor Grillenfänger seyn,
Die sich um lauter Punkte zank'n,
Und endlich noch dem Himmel dank'n,
Der ihnen Gnad und Kraft verliehn,
Nach unablässigem Bemühn,
Zu zeigen, dass bald hie bald da,
Ein falsches Wort? Nein, nur ein Schwa,
Ein kurzes vor ein langes A,
Ein langes vor ein kurzes E,
Ins Rabbi Kimchi Kodex steh.
Weit besser wies sich dein Verstand,
Weit besser ward er angewandt,
Wenn du ihn vor die Redensart
Die unser Deutschland braucht, gespart.
Hierin hast du es weit gebracht,
Und stets den Unverstand verlacht,
Wenn mancher, dessen Spruch nichts gilt,
Uns zornig, deutsche Meister schilt.
Du hast dem allen nachgespürt,
Was unsre Sprache schimpft und ziert,
Und dich so wohl darin geübt,
Dass jeder deine Schreibart liebt.

Ich schweige von der Poesie
O Freund, die macht dir keine Müh;

Du kennst der alten Dichter Zahl,
Virgil, Horatz und Juvenal,
Lukretz, Ovid, Lucans Pharsal,
Terentz und Plaut und Martial,
Und wie sie heißen allzumal.
Doch was? Du kennst sie ja nicht nur,
Du folgst auch ihrer Bahn und Spur,
Und liebst mit ihnen die Natur,
Vor welche Phöbus Lorbern brach.
Weit anders als die Reimsucht tut,
Die Deutschland itzt mit ihrer Brut,
Die täglich ärgre Jungen heckt,
Gleich Pest und Seuchen angesteckt:
Die unaufhörlich singt und reimt;
Und leyrt, und heult, und rast, und träumt;
Die, wenn ihr Lied am besten klingt,
Vernunft und Reim und Sylben zwingt,
Mit ihrer Aftermusen Frucht,
Dem Pöbel zu gefallen sucht,
Ein ehrbar Ohr mit Zoten quält,
Kurz, der sonst nichts, als alles fehlt.

Wo komm ich hin? mein Lobgedicht
Gedenkt noch deiner Tugend nicht.
Sie blieb zuletzt, und das mit Recht:
Denn wäre sie gemein und schlecht,
So hätt ich sie mit vielem lob'n,
Wie sonst die Schmeichler tun, erhob'n.
Allein ich mach es kurz und gut:
Du bist ein ehrlich deutsches Blut,
Und hast ein redliches Gemüt,
Das bloß auf wahre Tugend sieht,
Den Geiz verdammt, den Hochmut flieht,

Auch nicht am Joch der Wollust zieht.
Du bist kein Freund der Eitelkeit,
Du wünschest dir kein prächtig Kleid,
Kein eignes Haus, kein reiches Weib,
Und bist vergnügt, wenn Geist und Leib
Nur nichts von Schmerz und Krankheit weiß.
Wiewol auch denn verdienst du Preis,
Indem auch mitten in dem Schmerz
Dein starkes Philosophenherz,
Ein festgesetztes Wesen zeigt,
So sich vor keinem Zufall beugt.
Freund, dieser kurzgefasste Ruhm,
Ist in der Tat dein Eigentum,
Der Grund, das zwischen uns der Ord'n,
Der Freundschaft ist gestiftet word'n.
Vier Jahre sinds, da sahst du mich,
Und liebtst mich eher, als ich dich,
Darüber ich in meinem Sinn,
Mir selber noch gehässig bin.
Allein der Fehler ist ersetzt,
Du weißt wie hoch ich dich geschätzt,
Wie deine Liebe mich ergetzt,
Dass Leipzig ohne sie allein,
Mir fast kein Leipzig würde seyn,
Zumal ichs, lehrts nicht Tullius?
Vors höchste Gut erkennen muss,
Wenn man ohn allen Heuchelschein,
Mit Freuden*) kann vertraulich seyn.

Genug davon, das Blatt wird voll,
Darauf mein Wunsch noch stehen soll.

*) Gedruckt ist „Freuden" — aber „Freunden" scheint mir besser am Platze. Möglichenfalls liegt ein Druckfehler vor.

Doch Wertester, was wünsch ich dir?
Ich gönne dir so viel als mir,
Das ist, so manches Gut und Glück,
Als dir das himmlische Geschick,
Nach seiner Weisheit zugedacht,
Bevor es dich und mich gemacht.
Ich weiß, du hast daran genug,
Drum wär es wol gewiß nicht klug,
Wenn ich noch sonst was wünschen sollt,
Was Gott dir doch nicht geben wollt.
Wolan es bleibe denn dabey;
Doch steht mir noch ein einzigs frey,
So bitt ich dich recht wolgemeint,
Sey künftig, wie bisher, mein Freund!

---

2.

## Auf Herrn M. Stübners Magister-Promotion.

Als Junker Stübner wohlgemut,
Frau Pallas ziern und schmücken thut,
Mit Lorber-Zweigen hübsch und fein,
Sang dies ein treuer Bruder sein,
in fremdem Nahmen.

---

Freundlicher liber Bruder mein
Dem die neun Musen alle gmein
Apollo und Pallas insgesampt
Erhebn thun zum Magister-Ampt
Zum Lehrer gmachet han allhie

Der Waisheit oder Philosofi
Weil sie von wegen deiner Gabn
Der Eer dich werthgeschetzet habn
Seitdem du wol, daß gibt dir Praiß
Studirt mit unverdroßnem Flaiß
Als wellichs heut zu Tage nun
Schier wenige mit Eyffer tuhn
Hier wünscht dir zu deim newen Standt
Auf Unversteten wolbekandt
Dein alter guter Bruder vil Glück
Vnnd erhebt das himmlisch Gschick
Daß dich jzunder traun aufs best
Zum Meistr der Weißhait krönen lest
So wirst du ein Philosofus
Bist gleich sonst ein Theologus
Wilst dermahleinst in Züchtn und Ehrn
Ein Gmein den Weg der Sehlgkeit leren
Tust auch die weltlich Weisen-Zunfft
Nit*) spöttlich verachten mit Unvernunfft
Sagst nit sie mach nur Kätzerey
Atheisten vnnd Deysterey
Vnnd glaubst vilmehr on allen Scheu
Daß sie der rechte Vorhoff sey
On den man heitigs Tages nie
Kan eingan zur Teology
Lachst all verkehrte Stümper aus
Die sich ins liebe Gotes Hauß
Tringen mit unsächlicher Gwalt
Suchen da nur ihrn Auffenthalt
Ihr Weip und Kind wolln sie erneern
Nit abr die Ruchlosen bekern

*) Gedruckt ist „Nicht“, da hier aber stets „nit“ geschrieben wird, so liegt wol e in Druckfehler vor.

Wolln da andre Gots Weißhait leren
Möchtn selbst erst Menschen Weißhait hören
Gleich wie auch auch andre Stümper sunst
Strebn nur nach Advocaten-Kunst
Durchblättern den Justinian
Lernen den Acten-Schländrian
Vnnd verstehn nit die geringste Spur
Vom ewgen Gsätz in der Natur
Wolln große Juristen seyn
Bleibn alzeit am Verstand sehr klain
Jmgleichen in der Medicin
Siht man fast vile sich bemühn
Nichts nit mit größerm Eiffer treiben
Als die Kunst ein Recept z'verschreiben
Verstehn nit die Anatomy
Patology, Phisiology
Semiotic, Pharmacevtic
Higiene vnnd Botanic
Machen doch ein gewaltig Gschrey
Als obs Galenus selber sey
Kön'n nichts als schwitzen purgiren
Zur Aderlaßn vnnd Leut vexiren
Von solichen Stimpern allzumal
Welcher da ist ein große Zahl
Hastu Herr Bruder z'jeder Frist
Abscheu bezeigt on argelist
Ich b'sinn mich deiner Jugend zart
Wie fain die angewendet ward
In Bayreuth der weidlichen Stadt
Die uns zusamm'n erzogen hat
Da waren im Gimnasio
Wir beyd vnnd andre vilmals fro
Wenn wir beisammen spat und fruh

Lateinisch, Griechsch noch mehr dazu
Was man noch sonst guts lernen kan
Begirig mochten hören an
Die Saat hast da schon ausgestrewt
Die izt so schön nach Wunsch gedeyt
Hast da schon mit Verstand gehört
Was Leibnitz vnnd was Wolff uns glert
Zwen deutsche Philosofen b'kant
In Franckreich Welsch- vnnd Engeland
Mit wellichen sich kein ander Mann
In der Weltweißhait gleichen kan
Dieweil sie nemlich fix vnnd schön
Die Mathematic tief verstehn
Wellichs man auch dem Cartesius
Und Stagiriten nachrümen muß
Daher denn folgen tuht der Satz
Dem jdermann muß geben Platz
Daß Philosofen insgemein
Die nicht auch Geometern seyn
Gegn sie nur müssen schencken ein
Als du nun gar nach Leipzigck kamst
Sah man daß du noch baß zunahmst
Weil du den Anfang dort gemacht
Hier zur Vollkommenhait gebracht
Die tieffe Lehr der Welt-Weißhait
Mit noch vil größrer Schicklichkeit
Wie man sie löbelichst docirt
Nach Wolffs Manir scharpff ausstudirt
Hast nicht nur halbicht zugehört
Wie man dieselb vorträgt vnnd lehrt
Bist selbst daheimb noch weiter gangen
Hast zu lesen vil angefangen
Nit wie die Faulentzer getan

Die daran ihn'n begnügen lan
Daß sie den cursum mit gemacht
Die dictata ins rein gebracht
In den Cuffer sie gschloßen ein
Als soltn sie da gefangen seyn
Möchten auch hernach zu ihrem Hohn
Dem Cuffer gebn die Lorber-Kron
Der baß gefült mit Weißhait ist
Als ihr Verstand zu aller Frist
Als uns hernach gantz hell vnnd klar
Ihr Wort und Wärck macht offenbar
Ein Beyspiel uns hier geben kan
Ein wohlbekannter Schreibemann
Der im Discurs durch aignen Mund
Nit mehr als daß fürbringen kunt
Daß die geleert Materia
Stünd ausgeführet hie vnnd da
In seim schönen Collegio
Daß er hätt abgeschrieben fro
Als ers zum drittenmahl gehört
Wies ein berühmter Mann geleert
Zur Stund wolt man sein Buch gern sehn
Darauf es denn fürwahr geschehn
Als ers wollt aus dem Cuffer holen
Daß ihm sein Weißhait war gestohlen
Kein Dib hett ihm den Putz gemacht
Hett er sie ins Gehirn gebracht
Vor so verkehrter Weiß vnnd Art
Hat dich Minerva stets bewahrt
Herr Bruder dich mit Vorbedacht
Zum wurdigen Magister gmacht
Nit nur dem Nahmen nach zum Schein
Die sonst wohl nit ein Wildpret seyn

Doch darf ichs traun nur keck verschweigen
Du thust es uns bald selber zaigen
Wenn du auf dem Catheder frisch
Wirst stehn so steiff als im Harnisch
Dem offt die schärffsten Opponenten
Mit hundert spitz'gen Argumenten
Wenn sie gleich all auf dich loßrennten
Mit nichten doch durchboren könten
Da wird man sehn was du verstehst
Wie gründlich du im Schliessen gehst
Vnnd vor des Wiedersachers stürmen
Die arme Wahrheit kanst beschirmen
Den Zänckern bald das Maul kanst stopffen
Daß ihn'n das Herz im Leib thut klopffen
Vnnd sollichs wird kein Wunder seyn
Du sprichst behend vnnd schön Latein
Vnnd ergerst nit den Prißzian
Wie mancher vor der Zeit gethan
Wirst auch nit*) furchtsam stecken bleiben
Die Dißputation zu schreiben
Wie andre, die zwar Weißhaits voll
Wenn mans von ihnen fordern soll
Nit wissen weder aus noch ein
Obs Mädgen oder Bübgen seyn
Fragen vil**) nach allem dißputiren
Wenn sie nur ein groß M kan ziren
Nun werther Bruder nimm vorlieb
Daß ich dir ein schlecht Carmen schrieb
Seyend noch von der alten Werlet
Die ihr Gesänglein nicht beperlet
Rubint verguld't versilbert schön

*) Gedruckt ist „nicht".
**) Gedruckt ist „viel".

Thu dich nit nach der Kunst erhöh'n
Hab auch kein Zoten angebracht
Von Fickgen der so lieben Magt
Die der Magister insgemein
Ihr Buhlschafft und Gespons muß seyn
Wellichs wenn mancher es nit*) wüst
Er ganz vnnd gar verstummen müst
Vnnd brächt auf den Magister-Schmauß
Nit*) einen kalen Reim heraus
Sag dir auch nichts von deinem Krantz
Auch nichts von dem Magister-Tantz
Vilminder**) vom zu Bette gehn
Darbey offt garstig Fratzen stehn
Daß werden andre je und nun
An meiner statt schier weidlich tuhn
Vor mein Person hielt ichs vor baß
Zu wünschen Glück ohn unterlaß
Auf redlich Deutsch vnnd alt Manier
Daß dir Herr Bruder für vnnd für
Aus deiner schönen M'gister Zier
Vil**) Seegen, Heil vnnd Trost erwachß
Vnnd mach den Schluß wie sonst Hans Sachß.

---

*) Gedruckt ist „nicht".
**) Gedruckt ist „viel".

3.

# Quodlibet auf die Kürtzel- und Pönickische Hochzeit

in Leipzig. 1728.

---

Was heißt auf Deutsch ein Quodlibet?
O! dass man hier die Gabe hätt,
Dies fremde Wort hübsch deutlich auszudrücken!
Allein es will sich gar nicht schicken.
Lasst sehn! vielleicht wirds endlich glücken.
Vielleicht: was sie beliebt? vielleicht: von allem was?
O nein! wie schülerhaft klingt das?
Es schmeckt nach dem Latein.
Was Henker mag ein Quodlibet denn seyn?
Ists nicht ein Blatt voll Bübereyen?
Ein Mischmasch kleiner Schelmereyen?
Ein Chaos von Alfanzereyen?
Ein Abschaum von Poetereyen,
Darüber sich die Toren freuen?
Ein Auszug von Quelqu'choſereyen,
Davor sich alle Kluge scheuen?
Ein Büchschen voller Hauptarzneyen,
Die manchem ziemlich wohl gedeihen?
O nein! was denn? Nun treff ichs; gelt!
Ein Mäntelchen, das itzt die Wahrheit träget,
Wenn ihr die böse Welt
Fast überall den Weg verleget.
Das letzte bleibt das beste.

Drum merkt es wohl, ihr lieben Hochzeitgäste,
Dies ist ein Quodlibet,
Darin die alte deutsche Wahrheit
In einer dunklen Klarheit
Verkleidet und vermummet geht.

Verflucht!
Das ist ein güldnes Wort,
Man hört es fort und fort,
Und überall, wo mans nicht sucht.
Ach seht doch da! verflucht!
Wer kömmt denn hier? verflucht!
Was heißt denn das? verflucht!
Da liegt der Quark; verflucht!
Nun seh ichs erst! verflucht!
Versteht ers so? verflucht!
Hier meynt er den! verflucht!
Ja ja, das ists: verflucht!
So seys denn immerhin verflucht.
Man muſs die Kunst zu fluchen
Doch auch einmal versuchen.

Verflucht sey alles Schmähn und Lästern,
Verflucht der Hochmut eitler Schwestern,
Verflucht das Prassen reicher Brüder,
Verflucht die geilen Liebeslieder,
Verflucht das geizerfüllte Spielen,
Verflucht der Ehebrecher Schielen,
Verflucht der Plaudrer tummes Waschen,
Verflucht der Lecker freches Naschen,
Verflucht das Zeitungstragen,
Viel reden, wenig sagen,
Der Lauser großes Prahlen,

Der Schuldner spätes Zahlen,
Verschlagner Herzen Tücke,
Der Heuchler fromme Blicke,
Versprecher, die ihr Wort nicht halten,
Betrüger, so die Hände falten,
Possenreißer, Zotenmeister,
Eingebildete frühe Geister,
Alter Freyer langes Wählen,
Hohe Titel kleiner Seelen,
Großer Seelen kleine Mittel,
Und aller reichen Bettler Kittel.

Das heißt einmal geflucht!
Und zwar so arg, als wirs noch nie versucht.
Parbleu! Parbleu! ma belle,
Der Teufel hol mich auf der Stelle,
Sie sind ganz Engelschön!
So fluchte neulich Polyxen,
Ein junger, artiger, recht netter Petitmaitre,
Auf Deutsch, ein hübscher Gassentreter,
Bey einem schönen Bürgermädchen.
Sie zog das Maul als wie am Drätchen,
Und blitzte mit verzückten Blicken,
Das Herzchen fieng ihr an zu jücken,
Allein was kam heraus?
Sie brach in diesen Seufzer aus:
Mon cher Monsieur, sie tun mir nur fladiren,
Sie werden sich vor mir nicht commodiren.

Nicht wahr? das klang recht schöne,
Viel netter als das kreischende Getöne,
Das oft, wenn Rosimene singt,
Bis in des Nachbars Hofe klingt;
Viel netter als wenn Philosophen

Nach Art der Diener und der Zofen,
Statt der Philosophie,
Die neueste Zotologie
Im Sonnen-Bruder-Stilo lesen.
Das heißt alsdann ein grundgelehrtes Wesen!
Das hört der klare Kern
Der jungen Musensöhne gern:
Besonders wenn man Lobesam
Bis in die edle Physik kam.
Da kriegt das liebe Frauenzimmer
So manche feine Lehre.
Du schönes Volk, ach zeuch doch immer
Studentenhosen an,
Daſs dich ein solcher Mann
Mit einer Lektion aus Rückmarsdorf beehre.

Ich dachte was mich bisse;
Ist das nicht ein Geküsse!
In der Komödie; die Leute stehn dabey!
Ey, ey! die Liebesglut brennt wie ein heißer Brey.
Doch halt, der Bräutgam küſst die Braut;
Das läſst sich endlich hören,
Wir wollen sie nicht stören,
Denn nächstens werden sie getraut.

Ja, Herr Patron, das macht der Wind.
Durch diesen Spruch kam jener vormals blind;
Allein wir gehen weiter,
Als dieser Bärenhäuter.
Denn was macht nicht der liebe Wind?
Daſs Stümper Ämter kriegen,
Daſs feige Memmen siegen,
Daſs Ignoranten steigen,

Daſs Fiedler künſtlich geigen,
Daſs Toren Weiſe heißen,
Daſs alte Schwarten gleißen,
Daſs dieſer Bücher ſchreibet,
Daſs jener ſich beweibet,
Daſs mancher großen Staat geführet,
Der itzo Haus und Hof verlieret;
Das alles macht der liebe Wind.
Drum höre zu, mein Kind;
An dieſer güldnen Kunſt iſt all dein Glück gelegen:
Wind macht glücklich, Wind bringt Segen,
Wind macht Gönner, Wind macht Freunde,
Wind beſänftigt auch die Feinde,
Wind macht reich, gelehrt und klug;
Und wem das alles fehlt, der macht nicht Wind genug
Drum wunderts uns, daſs noch kein Panſophus
Den alten Windgott Äolus
Zum Glückspatron erleſen;
Und daſs kein Philoſoph zur Zeit ſo klug geweſen,
Zu zeigen, daß die ganze Welt,
Wo alles ſich aus lauter Wind erhält,
Aus Wind entſtanden ſey.
Was uns betrifft, ſo ſagen wir es frey,
Der Wind ſey bloß das Element,
Daraus die Welt beſtehet,
Darein ſie ſich zertrennt,
Wenn ſie dereinſt vergehet.

A ha! das war philoſophirt.
So gehts, wenn man zu viel ſtudiert,
Inſonderheit die Phyſikam,
Wie Sie, geprieſner Bräutigam.
Doch Sie verſtehn dabey

Das Corpus Juris schöner Kinder,
Und den Prozess nicht minder.
Wolan! Sie sind ein Advokat,
Und wir bedörfen guten Rat,
Ob die Exzeption in Rechten gültig sey,
Dafern ein Mädchen spricht: Ey, seyn, Sie, nicht, so, lo-se!
Wenn irgend jemand käme!
Phi, nein, phi, nein, ich schäme,
Ich schäme mich zu tode.
Das reimt sich nun zwar nicht auf lose,
Indessen schickt sichs doch dazu,
So wie das Heu vor eine Kuh.

Noch eins fragt sich zuletzt,
Wenn man sich paar und paar in eine Kutsche setzt,
Wie man sich da mit Scherzen,
Mit Lachen, Spielen, Dalen, Herzen
Am artigsten ergetzt?
Doch bald versehn, das weiß ein guter Freund
Weit besser, als sie selbst gemeynt.
Wir andre sehn nur hinten drein,
Und müssen arme Sünder seyn;
Wie jener auf der Post:
Indem sein Kamerade
Die süße Liebeskost
Ohn alle Gnade
Vor seinen Augen hat verzehrt;
Fürwahr, das ist ein Schimpf, der Mark und Bein
verzehrt.

Nun kommt das Lied vom Ende,
Ihr Leute klopfet in die Hände,
Das Quodlibet ist aus,
Und eilt ins Hochzeithaus.

Geh hin, du schlechtes Scherzgedicht,
Und zeige dich nur denen, die gern lachen,
Und jede Zeile nicht
Sogleich zum Erzpasquille machen.
Der Bräutigam, ein kluger Themissohn,
Versteht den Scherz von seinen Freunden schon,
Und seine schöne Pönickin
Erkennt mit hochvergnügtem Sinn,
Daſs wir es mit ihm ehrlich meynen.
Drum gibt sie uns Gehör:
Und was ists endlich mehr?
Wo alles lacht, da können wir nicht weinen.*)

Viel Glück zum neuen Stande!
Der Himmel knüpft die Liebesbande,
Wo sich ein Paar, wie hier, vertraut.
Das holde Bild der Jungfer Braut
Hat in der Tat uns allen
Von Herzen wohlgefallen:
Weil Geist und Witz und Sittsamkeit
Aus allen ihren Mienen
Erschienen.
Was haben wir denn mehr zu sagen?
Es müsse dieses neue Paar
Sein Lebenlang sich über nichts beklagen.
So manchen Tag, so manches Jahr,
So manches Jahr, so manchen Tag,
Als es sich selber wünschen mag,
Soll es die Lust der Hochzeit wiederholen,
Die süßer schmecken soll, als wenn man sie gestohlen.

So viel Gras die Erde träget,
So viel Jungfern Leipzig heget,

*) Im Don Carlos heißt es: „Wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen."

So viel Mädchen heimlich lieben,
So viel Briefe sie geschrieben,
So viel Weiber auf der Erden
Ihren Männern untreu werden,
So viel Männer oftmals lauschen,
Und mit ihren Nachbarn tauschen,
So viel man bey allen Sachen
Falsche Glossen pflegt zu machen,
So viel Dichter Zoten reißen,
Die doch schön und artig heißen,
So viel Herzen schöne Wangen
Hier in Leipzig schon gefangen,
So viel wir Koffee verzehren,
Eh wir diese Stadt ernähren,
So viel Segen Glück und Freude
Treffe die Verlobten Beyde.

Nun Kinder, geht zu Bette,
Und schlafet um die Wette.
Der Nachbar hält das Hörnchen schon,
Und bläst aus einem süßen Ton.
Wiewol wer weiß, ob ihr davon erwacht!
Gute Nacht! Gute Nacht!

---

# Nachahmung der zweyten Satire des Boileau.

(An Neukirch.)

1724.

---

Du seltner Wundergeist, o Neukirch! dessen Brust
Im Dichten niemals was von meiner Pein gewusst;
O Neukirch! dessen Kiel die Marter nie empfunden,
Dabey mir oftermals Geduld und Lust verschwunden;
O Neukirch! Phöbus Lust, der Musen echtes Kind,
Der du so wohl verstehst, was gute Verse sind;
O Neukirch! schaue doch, wie sich mein Dichten säumet,
Und sage mir einmal, wie macht mans, wenn man reimet?

Du sprichst: Ich weiß es nicht, es fällt mir alles ein.
Ganz recht; die Poesie scheint dir ein Spiel zu seyn.
Die Zeilen pflegen dir, wie Ströme, zuzufließen;
Man sieht dich keinen Vers gezwungner Weise schließen.
Kein ausgedehntes Wort verstellt dein Lobgedicht;
An Fehlern mangelts dir, an Reimen aber nicht.
Weit anders geht es mir, den ein ergrimmt Geschicke
Zu dieser Torheit treibt, dass ich an Reimen flicke;
Dem ein verborgner Trieb, der uns zu leiten pflegt,
Zur Strafe diesen Zug zur Dichtkunst aufgelegt.
Ich weiß, wie sehr ich oft bey dieser Arbeit schwitze,
Wenn ich, um einen Vers, wol halbe Stunden sitze;

Ich weiß, wie oft ich matt und überdrüssig bin,
Wenn ich das Elend seh, da mein bemühter Sinn
Sich ganze Tage lang zermartert, quält und kränket,
Und doch am Ende kaum ein Wort zum Reim erdenket.
Denn fällt mir Sara ein, so reimt sich Jesabel;
An des Mäcenas statt, reimt nur Ahitophel.
Ich sinn auf Mosheims Lob, doch spricht der Reim von Pfaffen:
Und also weiß ich mir fast niemals Rat zu schaffen.
Man fragt mich: Welches mag der beste Dichter seyn?
Da denk ich nun zwar Pietsch! Doch reimt sich Lohenstein.
Sing ich von Wolfens Ruhm, so schreyt der Vers von Langen.
Und endlich weiß ich selbst vor Scham nichts anzufangen.
Ich mache, was ich will, es geht mir niemals an;
Die Reime stören mich, daſs ich nicht dichten kann:
Was ich bejahen will, das wird der Vers verneinen,
Und wenn ich lachen soll, so reimt sich nur das Weinen.

Drum hab ich auch schon oft so vieler Jahre Frucht,
Mein ganzes Dichterwerk, verwünschet und verflucht.
Ich habe mich bemüht, die Seile zu verbannen,
Die meinen freyen Geist ins Joch der Musen spannen.
Ich schwöre tausendmal, daſs ich nicht dichten will,
Jedoch der Mund ist kaum von seinem Eide still,
Kaum bin ich etwas froh, daſs Phöbus mich verlassen:
So fangen unbemerkt die Wörter an zu passen.
Mein Feuer zündet sich, auch wider Willen, an,
So, daſs ich Kiel und Blatt nicht länger missen kann;
Mein eitler Schwur gerät allmählich ins Vergessen,
Und ich fang eilends an die Sylben abzumessen.

Doch weißt du, was mich oft am heftigsten verdrießt?
Daſs mein gewöhnter Kiel so eigensinnig ist,

Und kein vergeblich Wort in seinen Versen leidet,
Ja den geringsten Zwang mit strengem Ernste meidet.
Der kleinste Fehler macht die blöden Wangen rot:
Geschähe dieses nicht, was hätt es dann für Not?
Ich wollte ja so gut, als andre Stümper, flicken,
Und was sich gar nicht schickt, in meine Zeilen rücken.
Die Wörter rum und raus, die Sylben rab und rein,
Die sollten oft ein Trost in meinem Kummer seyn.
Wollt ich die kluge Welt mit Büchern übereilen:
So schrieb ich allezeit in ungleich langen Zeilen.
Wie mancher hat das nicht zu dieser Zeit getan!
Allein, ich scheue mich vor solcher Stümper Wahn;
Denn könnte sich mein Geist bey allen Lumpensachen,
Nach unsrer Pfuscher Art, ein gut Gewissen machen:
So wäre mir gewiss ein ganzer Band so leicht,
Als ein geschicktes Lied mir itzo mühsam deucht.
Es sollte sich kein Blitz so unverhofft entzünden,
Als ich für jeden Ton zehn Reime wollte finden.
Doch itzo quält mich oft ein ungeschicktes Wort,
Bald fehlts, bald fällt mirs ein; bald werf ichs wieder fort.
Ich pflege meinen Vers wol zehnmal durchzulesen,
Und zwanzigmal zu sehn, ob alles recht gewesen?
Das allerschönste Wort erwecket mir Verdruss,
Dafern es nur ein Loch im Verse füllen muss:
Und wenn ich öfters schon sechs Zeilen aufgeschrieben,
Ist doch zuletzt davon kaum eine stehn geblieben.

Verdammt sey jener Tor! der diese Kunst erdacht,
Und seinen Sinn zuerst in Versen vorgebracht:
Der, wenn er durch den Reim das arme Wort gezerret,
Zugleich Vernunft und Witz in einen Stock gesperret.
Verdammt sey jener Tag! der meinen Geist gelenkt,

Daſs er zum erstenmal die Sylben eingeschränkt.
Ach hätte mir kein Mensch die Dichtkunst angepriesen!
Ach hätte man mich nie im Reimen unterwiesen!
So könnte doch mein Geist, befreyt von aller Pein,
Sein lebenlang vergnügt und ohne Sorgen seyn;
Ich dürfte sonst nichts tun, als singen, scherzen, lachen,
Und mir, nach Art der Welt, vergnügte Tage machen.
Ich könnte manchesmal fein bald zu Bette gehn,
Ich hätte nicht so früh, als itzund, aufzustehn,
Und wüſste meine Zeit mit angenehmern Dingen,
Als dieser Marterkunst des Dichtens, hinzubringen.
Ich bin vor tausenden, von Gram und Sorgen frey:
Ich weiß in Wahrheit nicht, was schnöde Wollust sey:
Ich weiß den kleinen Stolz, der in mir wohnt, zu dämpfen,
Und werde nimmermehr um hohe Titel kämpfen.
Ich bete nicht das Glück an Fürstenhöfen an,
Und da mir auch der Geiz das Herz nicht fesseln kann:
So wett ich, daſs ich stets ein Glückskind bleiben sollte,
Wenn Phöbus mich nur nicht zum Dichter zwingen wollte.

Allein, nachdem die Sucht, die Mark und Bein verzehrt,
Durch dicke Dünste mir die Phantasie verkehrt;
Nachdem ein böser Geist mir durch sein tolles Rasen,
Die Lust zur Zierlichkeit im Schreiben eingeblasen:
So martert meine Brust ein täglicher Verdruſs,
Indem ich alle Zeit an Versen zimmern muſs:
Und endlich fang ich an, in meinem größten Leiden,
Picanders großes Glück im Dichten zu beneiden.
Beglückt ist Schönemann der große Reimemann,
Der ganze Predigten in Versen halten kann.

Dies Wunderwerk der Welt wird noch zuletzt die Gassen
Des prächtigen Berlins mit Versen pflastern lassen.
Das Reden fällt ihm schon in Prosa ziemlich schwer;
Er stürzet sein Gedicht, in ganzen Strömen, her,
Und weiß ein länger Lied im Husten vorzubringen,
Als man in Jahr und Tag vermögend ist zu singen.
Und ist das magre Zeug schon kraftlos, kalt und matt,
Daran ein Witziger Verdruss und Ekel hat:
So wird es ihm doch nie an dummen Lesern fehlen,
Die des Verlegers Ohr um seine Schriften quälen.
Sie sind mit ihm vergnügt, wenn nur das Reimwort klingt,
Und fragen nicht darnach, wie sich das andre zwingt.
Denn hört man nur das Paar der letzten Sylben passen:
So ist es ihm vergönnt, zehn andere wegzulassen.

Hingegen ist ja der ein rechtes Unglückskind,
Der leichter Wörter Zahl nach schweren Regeln bindt.
Ein Stümper, der da reimt, kann mit Vergnügen dichten,
Und sein beliebtes Werk mit Herzenslust verrichten.
Warum? er quält sich nicht; denn was sein kluger Sinn
Am ersten ausgedacht, das setzt er schleunig hin.
Er kann sich in sich selbst und seine Kunst verlieben,
Und wundert sich hernach, dass er so schön geschrieben.
Allein ein strenger Geist ist niemals recht vergnügt,
Weil Pegasus ihm nie nach seinem Sinne fliegt.
Er dünkt sich selbst zu schwach, vor andern seines gleichen
Den vorgesetzten Grad der Höhe zu erreichen.
Er tadelt und verwirft sein herrlichstes Gedicht;
Was aller Welt gefällt, gefällt ihm selber nicht:
Und wenn die Klügsten sich an seiner Schrift vergnügen,
Beklagt er tausendmal, dass er nicht gar geschwiegen.

O Neukirch! schaue denn, was meine Muse quält,
Wenn ihr Geschick und Art im Versemachen fehlt:
Drum lass mein Bitten nicht in tauber Luft verschwinden,
Und lehre mich die Kunst das Reimwort bald zu finden.
Wiewol ich merke schon, es wird vergebens seyn;
Ich bin nicht lehrhaft gnug, mir fällt so bald nichts ein.
Darum erbarme dich! hilf meine Triebe zäumen,
Und lehre mich die Kunst, hinfort nicht mehr zu reimen.

---

# Nachahmung der zehnten Satire aus Horazens erstem Buche.

---

Ich habe jüngst gesagt: Schmierander singet schlecht;
Wer ist so unverschämt, und spricht: Er reimet recht?
Doch weil die ganze Stadt bey seinen Liedern lachet:
So wird von seiner Kunst ein großes Werk gemachet.
Man lobt ihn, das ist wahr; doch er verdient es nicht:
Sonst schrieb' auch Bavius ein herrliches Gedicht.
Es ist zuweilen gut, das Lachen zu erwecken,
Allein im Verse muss was sonderbares stecken.
Man schreibe kurz und rund, die Rede fließe rein;
Doch muss sie auch kein Klang von leeren Schellen seyn.
Bald singet man betrübt; bald mischet man den Zeilen
Ein lustig Scherzwort ein. Man stürmt auch wol zuweilen,
Nach großer Redner Art, auf seinen Leser los;
Bald macht die Mäßigung den klugen Dichter groß.
Der Scherz ist oftermals dem Ernste nicht entgegen,
Und weiß ein großes Werk am besten beyzulegen.
So haben ihn schon längst die Alten angebracht;
So habens auch bisher die Neuen nachgemacht:
Allein so klug ist noch Schmierander nicht gewesen;
Er kennt die Alten nicht, und hat sie nicht gelesen.
Er ist für sich ein Mann, ein Dichter und ein Held,
Und hat sich niemals was zum Muster vorgestellt.

Drum fliegt sein Pegasus mit ungewissen Schwingen,
Drum kann sein rauher Mund nur lahme Töne singen.

Doch halt! ist das nicht schön? Er mischet das Latein
Mit ungemeiner Kunst in seine Lieder ein.
Das macht den Dichter groß; da spüret man im Lesen
Wie fertig der Poet im Priscian gewesen!
O langsames Gehirn! die Kunst ist gar nicht schwer.
Gebt mir ein großes Pack der ärgsten Stümper her,
Die alle sieht man auch das bunte Wesen treiben.
Du sprichst: Es ist erlaubt, fein untermischt zu schreiben:
So wie man keinen schilt, der süßen Alikant
In herben Rheinwein mischt. O himmlischer Verstand!
Gestehe mir, mein Freund! was soll ein Dichter nützen,
Der, wenn er suchen soll, der Deutschen Ruhm zu schützen,
Fürwahr, ein schweres Werk! sein Vaterland vergisst,
An Sprachen ungewiss, an Worten vielfach ist?
Machts Opitz etwa so? Hat Flemming so geschrieben?
Ist Canitz, Neukirch, Gryph und Pietsch nicht deutsch geblieben?
Ich, den ein deutsches Land aus Licht der Welt gebracht,
Sang vormals auf Latein: Allein bey später Nacht
Ist mir der Deutschen Held, der große Karl, erschienen:
Halt inne! war sein Wort, was soll die Arbeit dienen?
So töricht einer tut, der Holz zum Walde bringt:
So toll ist ein Poet, der fremde Lieder singt.

Ich will Schmierandern auch der Ehre nicht berauben;
Er bleibet ein Poet man mag es immer glauben.
Ich habe nur gesagt, dass er so unrein schreibt,
Dass nach der Sauberung sehr wenig übrig bleibt.
Ihr zürnt; doch saget mir, wie hat doch Schoch gesungen?

Ist ihm sein Dichten stets nach eurem Sinn gelungen?
Gefällt euch Rachel ganz? Wie reimet Lohenstein?
Und muſs nicht Tscherning oft ein Spott der Tadler seyn?
Wie soll Schmierander denn was ganz vollkommnes machen?
Warum verdrießt es euch, wenn wir den Reim verlachen,
Und sprechen, daſs die Schuld an seiner Dichtkunst liegt,
Wenn uns der harte Reim nicht allezeit vergnügt.

Wer in den Versen nichts, als bloß die Füße, zählet,
Der wird bey seiner Kunst durch keine Müh gequälet.
Vor Tische schmieret er zweihundert Zeilen hin,
Und nach der Mahlzeit bringt sein aufgeräumter Sinn
Noch eins so viel hervor. Er kann den Strom nicht stillen,
Kann, eh die Glocke schlägt, ein ganzes Blatt erfüllen;
Ja oft noch eins dazu: Wie jener Wundermann,
Der, wie ein Quell die Flut, die Verse speyen kann:
Denn dieser wird dereinst den seltnen Nachruhm haben,
Daſs man ihn in Papier von seiner Kunst begraben.

---

# Hexameter.

---

Rom und Athen war sonst ganz reich an Meistern und Künsten,
Doch was nützte die Zahl philosophischer Lehrer und Schüler,
Welche man irgend gesehn? O! was für ein törichtes Wesen,
Was für ein albernes Zeug ward täglich in Tempeln getrieben?
Pallas erschrak, und Jupiter selbst, der Vater der Götter,
Hatte nur Abscheu davor. Schwärmt, schwärmt nur, ihr rasenden Pfaffen!
Opfer und Räuchwerk ist nichts, wenn tausend Laster euch drücken.
Prüfet euch selbst, forscht Sitten und Herz, ja Sinn und Gedanken:
Dienet ihr Gott oder euch? Seht, wie das Gewissen euch ängstet!
Reinigt den Geist, sucht Weisheit und Zucht, lernt alles erdulden:

Dämpft erst tapfer und frisch die eignen Begierden und Lüste:
Dann zeigt andern den Weg und lehret sie tugendhaft wandeln;
Nüchtern, gerecht, großmütig und milde das Leben erfüllen:
Dann wird die Ehre der Weisheit bestehn, dann wird man bekennen,
Dass ihr durch Klugheit und Witz vor Barbarn den Vorzug gewonnen.

# Oden des Anakreon.

## 1.

### Auf die Leyer.

Ich will zwar die Atriden,
Ich will den Cadmus preisen:
Doch meiner Leyer Saiten
Ertönen nur von Liebe.
Ich wechselte noch neulich
Die Saiten sammt der Leyer,
Und sang Alcidens Taten:
Doch meine Leyer spielte
Von nichts, als lauter Liebe.
Drum gute Nacht, ihr Helden!
Denn meine Leyer tönet
Doch nur von lauter Liebe.

## 2.

### Über die Frauenzimmer.

Den Rindern gab Gott Hörner,
Den Rossen starke Lenden,
Den Hasen schnelle Beine,
Den Leuen Schlund und Zähne,

Den Fischen glatte Schuppen,
Den Vögeln leichte Flügel,
Den Männern Witz und Klugheit.
Das Weib war noch vergessen.
Was gab man ihm? Die Schönheit!
Die dient ihm statt der Pfeile,
Statt aller andern Waffen:
Denn alles Stahl und Feuer
Bezwingt die bloße Schönheit.

---

3.

## Auf den Amor.

Als der große Bär am Himmel
Dich bey später Nacht im Norden,
Vor Bootens Händen schwunge,
Und die Welt von Sorgen müde,
Schlafend auf dem Lager ruhte:
Hört ich Amorn an die Türe
Des verschlossnen Hauses klopfen.
Wer, so sprach ich, klopft denn draußen,
Und wer störet mich im Träumen?
Tu nur auf, war Amors Antwort:
Scheu dich nicht, ich bin ein Knabe,
Ganz beregnet und erfroren,
Und bey später Nacht verirret.
Das bewegte mich zum Mitleid;
Drum ergriff ich meine Leuchte,
Tat ihm auf und sah den Knaben,

Mit dem Köcher und dem Bogen,
Und mit Flügeln auf dem Rücken.
Darauf setzt ich ihn zum Feuer,
Und erwärmte Hand und Finger,
Selbst mit meinen eignen Händen;
Drückte gleichfalls, aus Erbarmen,
Ihm das Wasser aus den Locken.
Als er sich nun kaum erholet,
Sprach er: Lass uns itzt versuchen,
Ob im Regen meinem Bogen
Auch die Sehne schlaff geworden?
Plötzlich schoss er, und durchbohrte
Mir die Brust, wie Wespen stechen;
Sprang und lachte voller Freuden,
Sagend: Lieber Wirt! sey fröhlich,
Denn mein Bogen kann noch schießen;
Doch dein Herz wird Qual empfinden.

---

4.

## Auf sich selbst.

Auf den jungen Myrtenzweigen,
Auf den zarten Lotosblättern
Will ich liegen und eins trinken.
Amor soll, mit nackter Schulter
Und halb aufgeschlagnem Kleide,
Mich aufs artigste bedienen.

Denn kein flüchtig Rad am Wagen
Läuft so schnell, als unser Leben;
Und da bleibt von unsern Beinen
Nur ein wenig Staub im Grabe.
Drum was hilfts, den Grabstein salben
Und den schnöden Wust der Grüfte?
Salbt mich selber, weil ich lebe,
Krönet mich mit frischen Rosen;
Ruft mir her die schöne Freundinn!
Amor! eh ich von hier scheide,
Und dort bey den Toten tanze,
Will ich Gram und Leid verbannen.

---

5.

## Über die Rose.

Lasst uns doch Cupidens Rosen
Mit des Bacchus Lust vermischen.
Lasst uns doch mit Rosenkränzen
Unsre muntre Scheitel krönen,
Und bey zartem Lachen trinken.
Rose! Königin der Blumen!
Rose! jedes Frühlings Zierde,
Rose! Liebling aller Götter,
Rose! die Cytherens Knabe,
Mit den Charitinnen tanzend,
Selbst auf schöner Stirne träget.

Kröne mich denn, lieber Bacchus!
So will ich dein Lob besingen,
Und mit einer schönen Dirne,
In den besten Rosenkränzen,
Deinen Festtag tanzend ehren.

---

## 6.

## Über ein Gastmahl.

Mit bekrönter Stirn und Scheitel,
Wollen wir in Rosenkränzen,
Ganz betrunken, zärtlich lachen.
Seht das Mägdchen nach der Leyer
Mit den zarten Füßen tanzen,
Wenn ihr Stab, den Ephen zieret,
In der Hand vom Schütteln rauschet.
Hört zugleich den schönen Jüngling,
Dessen Lippen lieblich düften,
In die süßen Cithersaiten
Reizend schöne Lieder singen.
Aber Amor, gelb von Locken,
Mit dem lieben Vater Bacchus,
Und der lieben Göttin Venus,
Schmausen bey dem muntern Greise,
Dem beliebten Festgott, Komus.

# Zwey Sinngedichte.

1.

Machst du ein Sinngedicht; so laſs es kurz und klein,
Fein stachlicht, honigsüß: kurz eine Biene seyn.

2.

Ersäuft was Hörner trägt! schreit Mops mit lauter
Stimmen.
Ach, Schatz — versetzt sein Weib — so lern bey
Zeiten schwimmen.

# An eine Spröde.

## Madrigal nach dem Französischen.

Ich bin nicht mehr dein Untertan;
Ich will dich nicht zu meinem Leitstern wählen.
Dein Auge, das so reizen kann,
Soll mich hinfüro nicht mehr quälen.
Du bist zwar artig, klug und schön —
Was wollt' ich mehr, als deine Gunst gewinnen?
Allein du bist von felsenharten Sinnen,
Die aller Reizung wiederstehn.
Da nun dein Herz so unerbittlich ist,
So schwer und langsam zu bewegen:
Wolan; so bleibe was du bist —
Ich werde mich um dich nicht in die Grube legen.

# Anhang

Nachdem ich auf den ersten 13 Bogen jene Gottschedischen Gedichte, mitgeteilt habe, welche, sowol vom geschichtlichen als vom künstlerischen Standpunkt aus, für die deutsche Nachwelt des Dichters ihren Wert zu behalten verdienen: lasse ich jetzt bedeutsame Einzelstücke aus einer Reihe von Gedichten, die der Aufbewahrung im Tempel unserer Nationallitteratur nicht mehr würdig erscheinen, folgen. Sie enthalten zum Teil wichtige Selbstbekenntnisse, zum Teil wertvolle nationale, philosophische oder das allgemeine Leben umfassende Betrachtungen; offenbaren einenteils eine, für jene Zeit ungewöhnliche große plastische Kraft, und athmen anderenteils eine lyrische Anmut, wie wir sie höchstens in den anmutigsten Liedern Götzens, Goethes, und anderer erstrangiger Lyriker unter den Nachfolgern Gottscheds finden. Dementsprechend ordne ich diese Bruchstücke in drey Gruppen, bey deren Zusammenstellung ich mich, soweit es möglich, an die Entstehungzeit der Gedichte halte.

# Erste Gruppe

## 1724

Ich kenne meine Kraft und meine Schwäche schon;
Ich bin nicht so beglückt, als mancher Musensohn,
Der ungezweifelt glaubt; dass seiner Cither Saiten
Mit aller Alten Kunst um Rang und Vorzug streiten.
Ach nein, gelehrter Freund! so glücklich bin ich nicht!
Sobald ich dichten soll, errötet mein Gesicht.
Ich muss mich vor mir selbst und meinen Versen
schämen.

(Schreiben auf eines Freundes Magisterpromotion. I, 416.

## 1726

Die Nase hub ich schon; ich trug das Haupt empor.
Indess kam die Vernunft und sagte mir ins Ohr:
Gemach, betrogner Geist! du musst dich besser kennen,
Als Schmeichler, die zum Scherz dich einen Dichter
nennen.
Wie sonst ein steiles Rohr den schwachen Nacken neigt,
Wenn die bewegte Luft den stolzen Gipfel beugt
Und ihn zur Erde drückt: so schlug dies Wort mich
nieder,
Und meine Eitelkeit verschwand allmählich wieder.

(Schreiben an die Frau Volkmannin. I, 419.)

. . . . . . Klio schweige!
Fleuch mit deiner Häuchlergeige.
Fleuch, verhasste Lügnerin!
Andre magst du schmeicheln lehren,
Ich will bloß die Wahrheit ehren,
Der ich längst ergeben bin.
Komm, Thalia! du Getreue,
Straf und schilt die Welt aufs neue.

Lehre mich die Wahrheit schreiben,
Die der Welt zu Trotze bleiben,
Und sie schamrot machen soll.
Mache täglich Schand und Laster,
Unverstand und Wahn verhasster;
Zeige stets den alten Groll,
Den du längst der Schaar der Toren
Angedroht; ja zugeschworen.

(Ode an Thalia. II, 222.

---

## 1731

Ich dränge mich nicht gern durch Schmeicheleyen ein.

(Schreiben an den Hofrat Wagner. I, 399.)

---

Mich, Werter! kennst du schon, und hast vielleicht bemerkt,
Dass meine Muse nie der Laster Wahn gestärkt.
Mein Lob ist für Geschenk und Gold nie feil gewesen,
Und wer es dafür hofft, kriegt nie ein Blatt zu lesen.
Es kann zwar wol geschehn, dass auch mein Urteil fehlt,
Und Diesen oder Den zur Zahl der Weisen zählt,
Der solches nicht verdient: weil oft der Anblick trüget,

Wenn der verdeckte Schalk zu tief verborgen lieget.
Allein, ich opfre doch die Wahrheit nicht dem Nutz:
Ich schmück ein töricht Tun durch keinen falschen Putz.
Mit Vorsatz lüg ich nicht und hab ich je gelogen,
So hat der Schein gewiss mich selbst zuerst betrogen.
(Schreiben an den Hofprediger J. F. W. von Jerusalem. I, 450.)

---

## 1732

Ich weiß wol, was du denkst! Mich dünkt, du rufst mir zu:
Mein Freund, wer lobte wol bisher so gern als du?
Ganz recht, ich kenne mich, und will es frey gestehen,
Ich kann mich ebenfalls, wie sonst ein Mensch, vergehen.
Ich habe gern gerühmt, und stimmte manches Lob
Mit großem Jauchzen an, das den und die erhob.
Zuweilen wusst' ich gar aus den geringsten Sachen,
Die Stax und Mops verübt, ein Wunderding zu machen.
Ich pries was Mäßiges als unvergleichlich an,
Und ob ich gleich dadurch der Wahrheit weh getan:
So war die Absicht doch nicht völlig zu verwerfen;
Ich suchte durch den Ruhm den Tugendtrieb zu schärfen.
Doch, als die Weisheit mir nach diesem vorgestellt,
Man findet nichts so schön und trefflich in der Welt,
Das ohne Tadel wär und keine Flecken hätte:
So seufzt ich öftermals mit Jenem um die Wette,
Der stets mit Traurigkeit der Menschen Schwachheit sah,
Wenn nach des Pöbels Wahn die größte Tat geschah.
So ist denn, war mein Wort, kein Sterblicher zu loben?

So wird denn all ihr Tun ganz unverdient erhoben?
So ist denn keine Tat in allen Stücken rein?
Ja, ja! wer loben will, der muſs ein Lügner seyn.
Thalia muſste mich alsbald zum Schüler nehmen;
Ich fieng satirisch an, die Torheit zu beschämen!
Ich deckte manches auf, das schön von auſzen war,
Und stellte manch Gesicht in seiner Blöſze dar:
In Hoffnung, dergestalt durch die entlarvten Flecken,
Die gleiſznerische Welt vom Bösen abzuschrecken.
Allein, es war umsonst, die Lauge biſz zu scharf.
Es hieſz: Wie geht es zu, daſz der so lästern darf!
Wer hat ihm immermehr das Strafamt aufgetragen?
Und wer wird endlich was nach seinen Lehren fragen?
So war mein Hoffen aus. Ich merkte, daſs die Welt
Zu allem, was sie tut, nicht viel auf Regeln hält,
Und lieber blindlings tappt, als recht im Lichte gehet,
So nah ihr sichrer Fuſz an tausend Fallen stehet.
Drum hab ich nach und nach Thalien abgeschafft:
Doch weil mich Phöbus noch, mit ungeschwächter Kraft,
Zur Dichtkunst angespornt; so hat mir unter allen,
Die seine Schwestern sind, Melpomene gefallen.
Die hat mich, seit der Zeit, mit vielem Ernst gelehrt,
Wie man der Tugend Wort in klugen Fabeln ehrt;
Der Altertümer Nacht in hellen Tag verwandelt,
Und in dem Trauerspiel von Sittenlehren handelt;
Wie man der Weisheit Macht, der Groſzmut Stärke zeigt,
Wenn ein gesetztes Herz kein harter Zufall beugt;
Wie hoch die Bosheit wächst, wenn ihr die Freveltaten
Erst wohl von Statten gehn, und recht nach Wunsch geraten;
Und wie des Himmels Zorn mit sich nicht scherzen läſst,
Wenn sein gereizter Arm zuletzt der Laster Pest,

Mit siegender Gewalt im größten Wüten wehret,
Und ihre Raserey auf ihre Scheiteln kehret.
Dies ist die sichre Bahn, darauf mein Geist sich übt,
Wo er nicht schmeicheln darf, auch nicht das Tadeln
liebt;
Und bloß die Tugend lobt, und bloß das Laster schändet
Weil weder Eigennutz, noch Furcht sein Auge blendet.

(Schreiben an die Volkmannin. I, 954 5.

---

Ich bin ein deutsches Blut und halte gern mein Wort.

(Schreiben an G. Th. Ludwig. I, 406.)

---

1735

Wer Deutsch kann ist mir wert, wenn er es recht
versteht.

(Schreiben an Niccolaus Kelz. I, 458.)

---

Nur eins vergnügt den Sinn, wenn er zurücke denket,
Daß keine Nymphe mich am Pregelufer band;
Daß ich in Königsberg mein Herze nie verschenket,
Woselbst man doch soviel galante Kinder fand.
Ihr Schönen! lasst euch nur mein Trotzen nicht mis-
fallen!
Ich hab euch stets verehrt, und hätt euch gern geliebt:
Allein es war bestimmt, ich sollt aus Preußen wallen;
Wie hätt ich euch dadurch, wie hätt es mich betrübt!
Wie schmerzlich scheidet sichs, wo eine Liebste weinet?
Wo man sich trennen soll, und gar nichts hoffen darf:
Und wenn die Wiederkunft wol gar unmöglich scheinet.
In Wahrheit, solch ein Riss verletzet gar zu scharf!

Doch davon wusst ich nichts. Cupidens Rosenbande
Riss damals meine Faust ohn alle Müh entzwey.
Mich hielt in Preußen nichts; und selbst im Meißner
lande
Blieb meine starke Brust von Amors Stricken frey.
Zwar hatte mich einmal ein schönes Kind gebunden,
Doch als ein andrer kam, so fand er gleich Gehör:
Und weil ich dergestalt die Treue nicht gefunden;
So schwur ichs Amorn zu: ich lieb hinfort nicht mehr!
Wiewol der lose Gast hat sich an mir gerächet,
Er lockte mich sehr schlau bis an den Weichselstrand:
Da ward mein sprödes Herz durch seine Macht ge-
schwächet,
Da fühlte meine Brust ein unbezwinglich Band.
Doch Amor nicht allein; das Chor der Castalinnen
Und Pallas selber hat dies Band so fest gemacht.
Weil diese sich vereint, so mussten sie gewinnen,
Sonst hätt ich Amors Pfeil unfehlbar stets verlacht . .
(Elegie. I, 499.)

## 1749

Meine Treu
Erkauft kein König mit Geschenken.
Und gäbe mancher Fürst mir gleich,
So klein ich bin, sein halbes Reich,
So würd er doch mein Herz zu keiner
Ehrfurcht lenken.
(Ode an Maria Theresia. II, 23.)

Kein schnöder Eigennutz belebt mein Saitenspiel:
Die Muse setzt nur das zu ihrer Lieder Ziel,
Was groß und trefflich ist.

(Lobgedicht auf den Tod Friedrichs von Harrach. II, 414.)

## 1750

Herr! war ichs vor so Vielen wert,
Daſs meine Kraft sich nicht verzehrt,
Wie Lampen, deren Tocht verglimmet.
Hat Deine Vorsicht mich ersehn,
Zu Diensten, die noch nicht geschehn,
Und die Dein Ratschluſs schon bestimmet?
Bin ich geschickt dazu erkannt?
Sieh, Herr! ich bin in Deiner Hand.

Du bist der Töpfer, ich der Ton;
Du Herr! der Vater; ich der Sohn;
Ich bin das Werkzeug, Du der Meister!
Mach alles, was Du willst mit mir!
Nur wirf mich nicht erzürnt von Dir,
Du höchstes Gut erschaffner Geister!
Laſs meinen Dienst nur nicht gemein,
Nicht schändlich, nicht verwerflich seyn.

Mein Zweck war schon von Kindheit an,
So weit ich mich besinnen kann,
Mit Ernst der Welt und Dir zu dienen.
Du weißt, daſs meiner jungen Brust,
Die Neigung lasterhafter Lust
Schon als ein süßes Gift geschienen:
Was mancher höchst bemüht gesucht,
Davor nahm ich sehr oft die Flucht.

Dein Geist hat mich getreu regiert,
Und mancher Tugend zugeführt,
Die sonst der Jugend Trieb verfehlet.
Dem dank ichs, nicht der eigenen Kraft,
Daſs ich den Weg der Wissenschaft
Auf meines Vaters Wink erwählet.
Die erste Wohltat Deiner Hand
Hat mir den Führer zugewandt . . .

Sein treugemeynter Unterricht
Wies mir der freyen Künste Licht,
Und was die alten Sprachen nützen.
Er selber legte so den Grund,
Er selber tat mir spielend kund,
Wobey sonst Knaben mühsam schwitzen;
Bis ich im drey mal fünften Jahr
Zu höhern Schulen tüchtig war.

Hier wiesest Du mir Gönner an,
Die meines armen Fleiſzes Bahn
Durch Huld und Wohltun unterstützten.
Mein Mangel ward durch Zuschub leicht,
Die Lehrer wurden mir geneigt,
Indem sie meinen Eifer schützten;
Bis ihre Hand mir noch zuletzt
Den Hut der Lehrer aufgesetzt.

Bisher sah mich mein Preuſzenland;
Als Deine weise Vaterhand
Mich auch durch Trübsal prüfen wollte.
Ein Unfall, welcher mich bedroht,
Ward mir ein Ruf, der schnell gebot,
Daſs ich die Fremde suchen sollte.

Woselbst mir doch, kaum auf ein Jahr,
Der Unterhalt in Händen war . . .

Der hohen Schulen Purpurtracht
Hast Du mir viermal zugedacht,
Das edle Pleiß=Athen zu lenken:
Wenn mir der größten Männer Wahl,
Der Musen Zepter anbefahl,
Die Pindus=Bürger einzuschränken;
Die mir doch oft, bey stiller Nacht,
Der Saitenspiele Dank gebracht . . .

Zwar hat es mir, nach Art der Welt,
Die nichts Vollkommnes in sich hält,
Auch nicht an Hass und Neid gefehlet.
Doch hab ich gegen manchen Feind,
Die Brust, die sonst nicht fühllos scheint,
Mit Großmut und Geduld umstählet;
Und was die Lästersucht erdacht,
Durch sanftes Schweigen stumpf gemacht.

Dies sag ich nicht, als ob ich frey
Von Fehlern, Maal und Narben sey,
Die Diesen mehr als Den beflecken:
Nein Herr! Du kennest Herz und Sinn!
Und weißt schon, wo ich schuldig bin:
Was darf ichs Dir noch erst entdecken?
Du weißt, dass ichs geduldig trug,
So oft mich Deine Rute schlug.

Ich küsse Deine Vaterhand,
Die ich noch stets geschäftig fand,
Mein unverrücktes Wohl zu bauen.

Der will ich ferner was ich bin,
Mein Glück und Leben, Leib und Sinn,
Kurz, was nur mein ist, anvertrauen.
Jedoch, o Gott! was ist wol mein?
Ich, Welt und Himmel sind ja Dein.

Kann ich hier noch was Gutes tun,
So lass mich, Höchster! niemals ruhn,
Was Dir gefällt, ins Werk zu setzen!
Doch läuft mein Stundenglas bald aus:
So führe mich in jenes Haus,
Wo Du die Deinen wirst ergetzen!
Da will ich mehr, als hier geschehn,
Die Wunder Deiner Weisheit sehn.

(Als der Verfasser sein Fünfzigstes Jahr zurücklegte. II, 237 u. ff.)

—

# Zweyte Gruppe

1725

Wer arm an Taten ist, schmäht fremde Tapferkeit.
(Schreiben an den Generalleutnant von Schulenburg. I, 381.)

---

Wer von Natur Verstand besitzt,
Wem Klugheit und Vernunft aus allen Mienen blitzt,
Wer keine Silbe spricht, die er nicht abgewogen,
Und wol sein Lebenlang kein einzigmal gelogen;
Der bringt es ganz gewiss auf dieser Welt nicht weit.

*

Wer Vielen wohlgefällt, gefällt darum nicht Allen.
(Auf die Magisterpromotion Adrian Stegers. I, 525.)

---

1726

Wer nimmt allhier nicht wahr, dass uns die Einsicht fehlt,
Den eingepflanzten Trieb der Jugend zu ergründen?
Wir können oft ein Kind zu Sachen tüchtig finden,
Dabey der Ausgang zeigt, man habe schlecht gewählt.
Gott selbst, der Herr der Welt, schreibt allen in die Herzen,
Wozu sein weiser Rat ihn dermaleinst bestimmt:
Darum geschieht es stets mit ungemeinen Schmerzen,

Wenn uns der Väter Zwang die freye Wahl benimmt.
Ihr Ältern merkt euch dies: Man muſs ein Kind nicht zwingen,
Ihr eigner Trieb geht vor und wird gewiſs gelingen.

*

Der Handel reizte dich durch seine Trefflichkeit;
Der Handel, der das Glück der gröſsten Städte gründet;
Darinnen man das Mark der besten Güter findet,
Der Handel, der ein Volk von Dürftigkeit befreyt.
Wie konnte Holland doch zu solcher Macht gelangen,
Dadurch es Königen und Kaisern schrecklich ward?
Ach! wäre nicht das Volk dem Handel nachgegangen,
Und hätt es im Gewerb so Witz als Fleiß gespart:
Der sieben Pfeile Band, das wäre längst zerrissen . . .
(Gesang bey eines vornehmen Handelsherrn Eheverbindung. I, 543.)

---

Der Ehstand ist ein Werk, das niemand leicht vermeiden,
Das beyderley Geschlecht nicht leicht entbehren kann.

*

Auf hohen Schulen ist der Sitz der Aemsigkeit.

*

. . . Was nicht zu ändern steht,
Das soll man jederzeit vergnügt geschehen lassen.
(Gesang auf ein ansehnliches Hochzeitsfest. I, 547.)

---

1728

Töricht war die Zahl der Weisen,
So uns die Geschichte preisen,
Gegen unsrer Weisen Zahl.
Groß an Klugheit, jung an Jahren,
Viel gelernt und viel erfahren,
Doch am Kinne glatt und kahl:
Das sind itzo, da ich singe,
Die gemeinsten Wunderdinge.

(Ode an Thalien. II, 221.)

---

Ein unverzagter Held siegt auch mit schwachen Händen.

(Wettstreit der Tugenden. II, 936.)

---

1729

Wem nicht des Gottes Glanz die Augen blenden kann,
Und, wenn er größtenteils sein Vatergut vertan,
Den ausgeleerten Schatz in guten Stand zu bringen,
Den Geldsack, nicht die Braut, ins Hochzeitsbett lässt zwingen;
Wer nicht aus blinder Lust dem ersten Liebreiz weicht,
Erst der Verstellung Flor vom Angesichte streicht,
Darin die Schönen sich fast überall verstecken,
Und als ein weiser Mann die Herzen kann entdecken;
Kurz, wer vernünftig freyt, der freyet so, wie du;
Dem folget Glück und Lust, dem schneyt der Segen zu;
Dem gibt sein Hochzeitstag durch süße Morgenblicke,
Nur einen Vorschmack ab, von zehnfach größerm Glücke.

(Schreiben an den Oberberghauptmann von Kirchbach. I, 383.)

---

Die Weisheit, der ihr hold, ja ganz ergeben seyd,
Ist nicht ein schödes Spiel der Unbedachtsamkeit,
Ist nicht ein Tockenwerk der ungeübten Jugend:
Ihr Werk ist Wissenschaft, Gelehrsamkeit und Tugend.
Minerva gleicht fürwahr den frechen Dirnen nicht,
Die den gemalten Gips auf ihrem Angesicht,
Mit unverschämter Stirn, den jüngsten Buhlern zeigen,
Und jedem, der es wünscht, ins geile Lager steigen.
Man haut kein prächtig Bild aus jedem Kieselstein:
Kein niederträchtig Herz kann ihre Wohnung seyn.
Es muß ein edler Geist von ungemeinen Gaben,
Von seltnen Kräften seyn, der sie zur Freundin haben,
Ihr Herz gewinnen will. Wer nicht die Wahrheit liebt,
Des Pöbels Torheit haßt, der Einfalt Abschied gibt,
Vernunft und Klugheit mehr, als Geld und Wollust
achtet,
Der Dinge Grund erforscht, den Bau der Welt be-
trachtet,
Sich selber ausstudiert; und dann auf dieser Spur
Den unumschränkten Geist, den Meister der Natur,
In seinen Werken sucht, ergründet und entdecket;
Wem nicht ein großes Herz in starken Brüsten stecket,
So sich der Tugend weiht, die Lüste niederschlägt,
Der Menschen Bestes sucht, zu allen Liebe trägt;
Vor keinem Unfall bebt, von keinem Misvergnügen,
Verdruß und Kummer weiß, im Unglück nicht erliegen,
Nicht einmal wanken kann; wer nicht nach Ehre strebt,
Die aus der Tugend kommt — kurz: wer nicht denkt
und lebt,
Wie weise Männer tun, der irrt bey offnen Sinnen,
Und schmeichelt sich umsonst, die Göttin zu gewinnen.

⁂

Die Kunst ist nicht erschöpft: wer kann sie ganz ergründen?
Wer eine Wahrheit weiß, kann hundert andre finden.
Der Wunder sind wir selbst, Natur und Welt so voll,
Daſs Niemand ihre Zahl so leicht ergründen soll.
Drum lasst uns emsig seyn, und keine Mühe sparen!
Was man nicht heute lernt, das kommt doch mit den Jahren.

*

Wir müssen unser Pfand, das wir vom Himmel haben,
Nicht in den lockern Sand des Müßigganges graben.
Bestreitet überall das Vorurteil der Welt,
Die Philosophen nur für Grillenfänger hält;
Und lasset künftighin in Worten, Schriften, Werken,
Ein philosophisch Tun und weises Wesen merken:
Denn wo nicht selbst die Tat von wahrer Weisheit spricht,
Da glaubt man Hut und Ring und allen Titeln nicht.

(Die Pflichten eines Lehrers der Weltweisheit. I, 591.)

---

Sehr viel gewagt! wir wissens wohl:
Doch hilft das Wagen nicht zum Siegen?
Wie mancher ist ins Kapitol,
Durch kühnes Unterstehn gestiegen?

(Ode an den Grafen von Manteuffel. II, 100.)

---

. . . Ich zürne mit den Alten,
Die Deine Wunderkunst nicht mehr im Wert gehalten.
Neun Musen glaubte man: Doch für die Malerey
War keine Gottheit da, kein Frauenbild dabey.

Wie kam das immermehr? Was hatte sie verschuldet,
Daſs Phöbus sie nicht auch auf dem Parnaſs geduldet?
War Daphne nicht von ihr so vielmals vorgestellt,
Wie sie der Arme Paar empor geschwungen hält;
Und wie sich Hand und Haupt, bevor er sie berühret,
Zu Lorbeeräste kehrt, in Zweig und Blatt verlieret?
Hat sie nicht seinen Berg, der klugen Schwestern Sitz,
So wohl bekannt gemacht, als aller Dichter Witz?
Und braucht ihr Wesen nicht sowol des Himmels
Gaben,
Als Dichtkunst und Musik dieselben nötig haben?
Fürwahr es ist nicht recht, daſs man sie nachgesetzt,
Und sie der Musen Huld nicht gleichfalls wert geschätzt.
Drum wird man künftighin Dich Wernerin erwählen,
Und für die Malerkunst als zehnte Muse zählen.
Du bist der Ehre wert, weil Du die erste bist,
Dadurch der Männerzunft der Preis entzogen ist,
Der Preis in Deiner Kunst. Man ehret zwar mit
Rechte,
Den ungemeinen Wert am weiblichen Geschlechte.
Sie haben Geist und Witz, Verstand, Belesenheit,
Kunst, Sprachen, Wissenschaft, ja Mut und Tapferkeit,
Und noch weit mehr gezeigt. Wird Sappho nicht ge-
priesen?
Wie hat Theano sich vor grauer Zeit gewiesen?
Wer kennt Aspasien und ihre Weisheit nicht,
Von welcher Griechenland mit solchem Ruhme spricht?
Wer will Cornelien, der*) Mutter jener Grachen,
Zu dem gepriesnen Rom, ihr Lob zu Schanden machen?
Wo bleibt die Scudery, die edle Schurmannin,
Die kluge Dacier und Preuſsens Möllerin?
Und so viel andre mehr, die wir noch lebend ehren?

*) Gedruckt ist „die", was aber zweifellos nur als Druckfehler gelten darf.

Allein, wo wird ein Mensch von diesen Frauen hören,
Daſs sie den höchsten Grad in ihrer Kunst erreicht,
Und daſs der Männer Hand vor ihren Künsten weicht?
So hoch sie es gebracht, in allem, was wir lesen,
So ist es freylich wol, für Weiber, viel gewesen;
Für Männer aber nicht. Führwahr, Anakreon
Trägt vor der Sappho doch den Lorbeerkranz davon.
Und so gehts überall. Nur Du und Deine Künste
Entziehn den Meistern selbst die herrlichsten Gewinnste.
Ach denke selber nach, ist dieses nicht zu viel?
Auf! stecke Deiner Kunst bescheidentlich ein Ziel:
Und sey die erste nicht, die, eh man es geglaubet,
Dem männlichen Geschlecht das Vorzugsrecht geraubet.

(Schreiben an Frau Wernerin, sächsische Hofmalerin. II, 574.)

---

## 1730

Ich sag es noch einmal, Freund! ich erfreue mich!
Denn wer dein Wesen kennt, der rühmt und lobet dich,
Daſs du dir endlich auch den Schmuck belieben lassen,
Der deine Scheitel itzt so würdig kann umfassen.
Nun kehr ich wieder um, und gebe gar nicht mehr
Der alten Tadelsucht der frechen Welt Gehör,
Die alle Titel schilt; als ob ihr hoher Orden
Zu zahlreich, zu gemein, und ganz verächtlich worden.
Ich leugne solches nicht, ich hab es mitgemacht;
Weil ich den seichten Grund des Übels nie bedacht,
Nie reiflich überlegt. Itzt will ich mich bemühen,
Und ihm den ganzen Schein der Richtigkeit entziehen.
Ja, spricht man, dazumal verstund man noch das Jus,
Als noch Tribonian, als auch Accursius,

Nach vierzig Jahren kaum zu sagen sich erkühnten,
Daſs sie der Themis recht, wie sichs gehörte, dienten.
Nun aber dünkt sich ja ein junger Prakticus,
Der kaum recht schreiben kann, so klug als Bartolus.
Und stürbe fast vor Scham, dafern ihn die Klienten
Schlecht weg, Herr Advokat, und nicht Herr Doktor nennten.
Zum Teil hat man schon recht. Was Rang und Ansehn gibt,
Ist unsrer stolzen Zeit weit mehr, als je beliebt.
Man borgt und bettelt Geld, dafür zu promovieren,
Und hungert herzlich gern, den Staat nur auszuführen.
Kein Wunder! daſs hernach, wer schwere Beutel hebt,
Der armen Kunst zu trotz, bey reicher Torheit strebt;
Und, weil die Jungfern auch nach Rang und Titeln wählen,
Sehr viele Hut und Ring, die Braut zu äffen, stehlen.
Daher entsteht denn auch ein groſser Übelstand:
Der Graduierten Zahl nimmt täglich überhand,
Und könnte mit der Zeit zu einer Last der Erden,
Wie sonst das fromme Stift der Tempelherren, werden.
Die Jugend stürmt ja schon der Themis Aufenthalt:
Ihr Schwert beschützt sie nicht vor dringender Gewalt.
Die Kränze werden ihr leicht aus der Hand gewunden:
Was Wunder? sind ihr doch die Augen zugebunden.
Doch hebt ja den Gebrauch der Misbrauch niemals auf:
Wer schilt die Kaufmannschaft im Handel, Kauf, Verkauf;
Obgleich sich hier und da Betrüger eingeschlichen,
Aus deren ganzem Tun die Billigkeit entwichen?
Es schmückt der Lehrerhut noch manche kluge Stirn;
Und gibt er, wenn es fehlt, gleich selber kein Gehirn:

So trifft mans doch noch oft, wie guten Wein bey Kränzen,
Wo man die Scheitel sieht mit diesem Schmucke glänzen.
(Als ein geschickter Rechtsgelehrter den Doktorhut erhielt. I, 441.)

---

Viktoria! Wie froh erbrach ich jüngst das Blatt,
Das deines Bruders Hand mir eingeliefert hat.
Nun bin ich wieder froh, daſs sich dein Kiel bequemet,
Und sich der deutschen Art im Schreiben nicht geschämet.
Die Worte flieſzen dir so sanft, so zart und rein,
So munter, deutlich, voll, so schön und ungemein,
Als hätte Klio selbst den Kiel, den du gebrauchet,
Zu Hippokrenens Flut am Pindus eingetauchet.
Die Franzen werden stolz, wenn du französisch schreibst,
Und zu der Missetat auch deinen Diener treibst,
Der doch auch deutsch versteht. Verspare doch dein Wissen
Für jene, die vielleicht, wie Hunde, bellen müssen,
Wenn man sich nicht bequemt und ihre Mundart spricht:
Bey Deutschen schimpfe nur durchaus das Deutsche nicht.
Ich selber hab es schon dem Himmel abgebeten,
Daſs ich Germanien so sehr zu nah getreten.*)
(Schreiben an die Braut, L. A. V. Kulmus. I, 444.)

---

Ein bloſzes Wollen und Beschlieſzen
Macht wahrlich noch kein dankbar Herz.
(Singgedicht auf die Fürstin zu Zerbst. I, 318.)

---

*) D. h.: daſs ich, dir zu Liebe, gelegentlich französisch an dich geschrieben habe.

Ein Schiffer, der ein Kahn im Sturme wohl regieret,
Wird auch auf Schiffen leicht ein kluger Steuermann.
(Elegie auf den Tirschauer Bürgermeister Georg Schulz. I, 479.)

---

Die Liebe rechter Art blüht nur im Ehestande;
Hier herrschet noch ein Rest von reiner Zärtlichkeit.
(Elegie bey einem Hochzeitfeste. I, 489.)

---

Ein Haus, darin ein Mann ganz einsam Tafel hält,
Ist niemals so beglückt, ist nie so wohl bestellt,
Als wo ein kluges Weib die Sorgen mit ihm teilet
Und, wenn es übel geht, des Kummers Wunden heilet.
(Bey eines ansehnlichen Rechtsgelehrten Hochzeitfeste. I, 528.)

---

Der Tote war nichts mehr, als was wir alle sind,
Ein Geist, dem Fleisch und Blut zur Wanderhütte
diente;
Ein Sohn der Sterblichkeit, ein nichtig Adamskind,
Dem die Verwesung selbst in Haut und Adern grünte.
Sein Leben dünkt uns kurz; allein die größte Zahl
Der Monden dieser Zeit ist stets sehr klein zu nennen:
So spät ein Greis erblasst, so wird er allemal
Den langen Lebenslauf für allzukurz erkennen.
So eilt der Stunden Strom, so schwindet Jahr und Tag,
So fliegen wir davon, und kommen nicht zurücke:
Wer ist denn in der Welt, der von sich rühmen mag,
Er habe mehr gelebt, als wenig Augenblicke?
(Elegie an eine Wittwe. II, 609.)

---

1731

Wo man gezwungen geht, da bleibt man stets zurück.
(Schreiben an Friedrich August. II, 367.)

---

1732

Was hilfts, dass dein bemühter Fleiß
Den Wissenschaften nachgerungen;
So, dass Minervens Lorbeerreis
Schon dein gelehrtes Haupt umschlungen?
Was hilft dir aller Musen Gunst?
Der Tod fragt nichts nach Geist und Kunst.
(Ode beym Hinlritt eines jungen Gelehrten. I, 284.)

---

Die träge Langsamkeit,
Mit ihren abgezählten Tritten,
Kommt oft zu spät zum Opfertisch geschritten,
Und hat so manchen schon gereut:
Denn was man will wohl aufgenommen sehen,
Das muss sehr bald geschehn.

*

Die Ersten nach dem Willen
Sind oft die Letzten im Erfüllen.
(Singgedicht an den Hofrat Karl Otto Rechenberg. I, 329/30.)

---

Wie sich die wilde See bey Wind und Wetter regt,
Der Wellen graue Flut ohn Unterlass bewegt,
An allen Ufern schäumt, und selbst den Landmann schrecket,
Den doch der Felsen Schutz vor ihrer Wut bedecket:

So ist der Lauf der Welt. Hier herrscht der Unbestand;
Hier beut ein Ungestüm dem andern stets die Hand:
Wer ihren Fluten traut, kann nirgends stille stehen,
Und muss oft, eh er glaubt, zerscheiternd untergehen.

Allein, wie dorten sich ein kluger Steuermann,
Durch Tau und Anker, doch ganz fest erhalten kann;
Wenn gleich der Winde Zorn auf Mast und Segel stürmet,
Und das empörte Meer sich noch so gräßlich türmet:
So kann auch in der Welt ein Geist geruhig seyn;
Denn stürmt das Eitle gleich auf seine Großmut ein,
So bleibt sein Herz dennoch, in reicher Tugendfülle,
Mit Gottes Rat vergnügt, und in gelaßner Stille.

(Gesang an L. A. Schröter, beym Tode seiner Gattin. I, 515.)

---

## 1733

Die Nacht ist hin, der Tag bricht an!
O Sachsen, auf aus deinem Schlummer!
Vergiss, was dich betrüben kann,
Und fasse dich nunmehr, nach herbem Gram und Kummer.
Was weinst du doch um deinen Held,
August, die Lust der halben Welt,
Den du, so wie es schien, vor kurzer Zeit verloren?
Getrost! du irrst. Er lebet noch!
Er lebt! ach jauchze, jauchze doch!
Und zeigt sich nur verjüngt und gleichsam neu geboren.

Wie eine zarte Braut erwacht,
Wenn sie des Liebsten Stimme höret,
Nachdem der Hochzeitskerzen Pracht

Ein trauriges Gerüst von seiner Gruft gestöret;
Sie rafft sich auf und sieht umher,
Und sieht bestürzt und zweifelt sehr,
Ob irgend sie dabey ein süßer Traum betrogen.
Doch endlich glaubt sie, was sie sieht;
Und weil ihr Glück nun wieder blüht,
So wird im Augenblick der Brautschmuck angezogen:

So sah ich Sachsens matten Blick
Auf einmal hell und munter werden.
Der bloße Ruf von solchem Glück,
Gesetzt, er wäre falsch, erweckt es aus der Erden.
Wie? heißt sein Wort: Was: lebt August?
Lebt Friedrich, seiner Länder Lust?
Wer spottet meines Grames und tröstet mich zum Hohne?
Es ist unmöglich! — — Sachsen, nein!
Man täuscht dich nicht; dein Wunsch trifft ein:
Denn Friedrich August lebt wahrhaftig in dem Sohne.

*

Man eilt zur Jagd; dein Roß ist stolz,
Dich, Herr, ins freye Feld zu tragen;
Ein weites Garn umspannt das Holz,
Da will es Preis und Ruhm durch seinen Lauf erjagen.
Das Waldhorn tönt, das Windspiel bellt,
Das Rohr geht los, das Wildpret fällt,
Oft sinkt ein matter Hirsch ganz athemlos zur Erde.
O Kurfürst! diese Heldenlust
Muß billig deiner Fürstenbrust
Der beste Zeitvertreib, nach Müh und Sorgfalt werden.

Dies war der alten Helden Brauch,
Sie dämpften Hydren und Chimären!
So hetzte sonst Ulysses auch,

Im Jagen so geübt, als in der Weisheit Lehren.
So hat dort der Trojanerheld,
Karthago, durch dein flaches Feld,
Auf einem schnellen Gaul des Wildes Spur entdecket;
So ward auch Agamemnons Pfeil
Manch aufgespürtes Wild zu teil,
Bevor er Troja noch in lichten Brand gestecket.

O! wären diese Helden doch
Bey solcher Fürstenlust*) geblieben:
So stünden Priams Mauern noch;
So hätte Griechenland sich selbst nicht aufgerieben!
Was half sie ein so langer Krieg,
Zu dem der teurerkaufte Sieg,
Durch ganze Ströme Bluts, ein geiles Weib errungen?
Weit besser ists, ein Tier bekämpft,
Ein erimantisch Schwein gedämpft;
Als voller Mordbegier ein feindlich Heer bezwungen.

Wann wird das menschliche Geschlecht
Doch endlich seiner Wut vergessen,
Und sich nach Billigkeit und Recht,
Nicht nach der blinden Macht gestählter Fäuste messen?
Zurück, ihr Furien, zurück!
Verbergt nur euren finstren Blick
In des Avernus Pfuhl, und räumt den Kreis der Erden:
Irenens Gottheit zeigt sich schon,
Sie pflanzt sich unter uns den Thron,
Und ganz Europa soll ein Friedenstempel werden.

*) Hier lobt er den Jagdeifer der Könige, weil er glaubte, daß durch ihn die in Kriegen zum Durchbruch kommende „Mordbegier" gedämpft werden könnte. Bey andern Gelegenheiten spricht er sich gegen die ewigen Hetzjagden der Großen wesentlich anders aus.

Sie bricht schon an die güldne Zeit,
Da wir aus Schwertern Sicheln schmieden;
Wo keine Macht der andern dräut,
Seit dem die Feder mehr, als sonst der Stahl entschieden.
Es weicht der Völker Barbarey;
Man liebt kein rohes Feldgeschrey,
Seit die Vernunft den Platz der Dummheit eingenommen.
So scheint es, daſs dem Okzident,
Der Gott den Gott des Friedens nennt,
Vor allem Blutdurst schon ein Ekel angekommen . .

(Ode an Friedrich August II. I, 36 u. ff.)

---

Die Hand der bildenden Natur
Verschwendet selten die Geschenke.

*

Was ist so groſs, was so geringe
Das nicht zuletzt vergeht und fällt?

*

Erhebe Sinnen und Gemüt
Bis in des Himmels blaue Ferne;
Wo, wie du weiſst, in jedem Sterne
Ein ganzer Sonnenkörper glüht. —
Dreht jeder nicht um seine Glut
Ein Heer von Welten in die Runde?
Belebt sie nicht zu jeder Stunde
Der warmen Strahlen Silberflut?
Und gleichwol hat man wahrgenommen,
Daſs mancher Lichtquell schon verglommen.

Des Pöbels Schrecken, ein Komet,
Mit seinem ungeheuren Schwanze,
Was ist er, in dem trüben Glanze?
Ein Erdball, der zu Grunde geht.
O! gehn hier ganze Welten ein,
Wenn Frost und Hitze sie verheeret;
Und werden Sonnen auch verzehret:
Wie kann ihr Bürger ewig seyn?
Wie kann der Mensch, der Wurm auf Erden,
Dem Untergang entrissen werden?

*

Was hat des Menschen Witz erdacht,
Durch Kunst und Ehrgeiz ausgeführet,
So stark erbaut, so schön gezieret,
Dem nicht die Zeit den Garaus macht?
Auch Babels Mauern sind schon Staub,
Aegyptens eingestürzte Säulen
Sind die Behausung wilder Eulen;
Rom selber war der Barbarn Raub.
Sein Rest ist kaum in hohlen Gründen,
Mit Schutt und Graus verscharrt, zu finden.

Wo ist der Auswurf der Natur,
Der Weltbezwinger tolle Menge,
Die triumphirend im Gedränge
Auf tausend warmen Leichen fuhr?
Wo sind die Geißeln aller Welt,
Des menschlichen Geschlechtes Plage,
Die Misgeburten ihrer Tage;
Die darinn bloß ihr Lob gestellt,
Als unersättliche Tyrannen
Den Erdkreis in ihr Joch zu spannen?

*

Bekümmerts dich vielleicht dabey,
Daſs einſt dein Name ſich verlieret;
Und daſs der Ruhm, der ihn gezieret,
Auf keinem Erben ewig ſey?
Ach! denke doch: was hilft es viel,
Daſs einſt die Welt die Sylben nennet,
Daran man lebend uns gekennet?
Was iſt ihr Lob? Ein Gaukelſpiel!
Was fühlen wir von dem Vergnügen,
Wenn wir dereinſt im Staube liegen?

Dein Sohn war edel! Doch wer weiß:
Vielleicht wär ihm ſein Sohn misraten.
Oft ſchwächen ſchnöder Enkel Taten
Der Ahnherrn wohlerworbnen Preis.
**Die Welt iſt unſer, weil wir ſind!**
Genug, daſs dieſer Punkt der Erde
Nach uns auch andre tragen werde;
Geſetzt, daſs unſer Lob verſchwindt:
Wir ſelber haben ja vergeſſen,
Wer dieſen Platz vor uns beſeſſen . . .
(Ode an den Hofrat Benemann beym Tode ſeines einzigen Sohnes. I, 114 u. ff.)

---

Pflegt die Brut gemeiner Seelen,
Nichts, als Geld und Gut, zu zählen,
Wenn ſie mit verſtellter Glut
Den verliebten Antrag tut:
So beſiegt erhabne Geiſter
Nichts als Großmut und Verſtand.
(Ode an Mosheim beym Tode ſeiner erſten Gattin. I, 134.)

---

Die Wahrheit trennt zwar Dunst und Schatten,
So uns der Irrtum umgetan:
Doch muss man ihr auch Zeit verstatten,
Dass sie sich kräftig zeigen kann.

Des reinen Glaubens ersten Schein
Hat Huss und Wicklef längst erblicket;
Und war die Dämmerung gleich klein;
So hat sie doch die Welt erquicket.
Der Morgenröte mattes Glänzen
Hat Luthers Blick zuerst entdeckt.
Bis sich auch in die fernsten Gränzen
Der Schrift geweihter Strahl erstreckt.

Melanchthon, dessen Witz und Fleiß
Germanien noch dankbar ehret
Hat uns zuerst durch Müh und Schweiß,
Der Künste Nutz und Frucht gelehret.
Er wusste, dass des Glaubens Sätzen
Der Sieg noch einst so wohl gelingt,
Wenn die Vernunft aus ihren Schätzen
Die Waffen auf den Kampfplatz bringt.

(Ode an den Hofprediger Eoler. I, 148.)

Seht! Gott winkt, und dies geschieht.
Hört! Er spricht, und alles bebet:
Er ists wert, dass ein Gemüt
Sich entzückt zu ihm erhebet.
O! so schwingt euch in Gedanken
Über Welt und Sonnen hin . . .

(Ode zum Lob der Poesie. I, 171.)

---

1734

Du bist ein Philosoph, mein wertgeschätzter Freund!
Der gründlich eingesehn, was andern nur so scheint.
Du weißt, daß dies Gebäu des Himmels und der Erden
Nicht könnte von sich selbst so eingerichtet werden.
Der Klügling Epikur hat deinen Beyfall nicht,
Der nur von leerem Raum und kleinen Stäubchen
spricht;
Die sich von ohngefähr in eine Welt verbunden,
Als jedes nach und nach den rechten Platz gefunden.
So glaubt er keinen Gott, der was erschaffen hat:
Hier hat kein Vorbedacht und keine Weisheit statt.
Der blinde Zufall muß die toten Körper lenken,
Die sich ins weite Nichts durch ihre Schwere senken.
Gleichwol entsteht ein Bau, der Pracht und Schön-
heit zeigt;
Ein Himmel, wo ein Stern den andern übersteigt,
Ein Erdball, der den Schooß mit Gras und Blumen
schmücket,
Davon uns jedes Blatt durch seine Kunst entzücket;
Ein Meer, wo alles lebt, was Haut und Schuppen
trägt;
Das Land, wo Tier und Wurm sich tausendfältig regt;
Die Luft, an Vögeln reich und ungezählten Schaaren,
Die itzt geflügelt sind und vormals Würmer waren.
Noch mehr: der Mensch entsteht, der Mensch, das
kluge Tier,
Voll grübelnder Vernunft, voll lüsterner Begier;
Der durch die schwache Hand auch Elephanten zähmet,
Den schnellsten Vogel fängt, den Walfisch selber lähmet.

*

Das mächtigste Geschöpf geht immer seinen (Gottes)
Weg;

Auch wenn es widerstrebt, erfüllt es Gottes Zweck,
Den er sich vorgesetzt. Dies zeigt der Welt am Ende:
Daß Gott die Torheit selbst geschickt zum Besten wende.

Ja, sprichst du, wie mich dünkt: wo bleibt die Freyheit nun?
So kann ja niemand was nach eignem Willen tun?
Warum nicht, werter Freund, wir tun ja, was wir wollen:
Und tun doch allezeit, was wir verrichten sollen.

(Lehrgedicht. I, 596 7.)

---

. . . . . . Auch in gelehrten Sachen
Pflegt Vorurteil und Wahn oft taub und blind zu machen.

(Schreiben an Nicolaus Kelz. I, 458.)

---

1735

Wo es an Golde fehlt, da finden güldne Worte,
Und spräch ein Engel sie, kein aufgeschlossnes Ohr.

*

Ein Kranz steht doppelt schön, auf Arbeit, Müh und Schweiß.

*

Wohl dem! der seinen Schatz im Kopfe bey sich träget,
Der Tugend eifrig dient, wenn er das Laster höhnt,
Geduld und Ämsigkeit in starkem Herzen heget:
Kein Zweifel, daß zuletzt ihn auch das Glücke krönt.

(Elegie. I, 498.

---

Dies ist der Lauf der Welt. Man liebt und weiß nicht wie;
Man wählt und weiß nicht was: darum gelingts auch nie.
(Schreiben an die Gattin. I, 462.)

---

## 1738

Aus kurzem Scherz quillt lange Plage.
(Gesang auf den Kurprinzen Friedrich Christian. II, 453.)

---

## 1739

Preußens Waffen ehrt die Welt,
Und dein Arm Du weiser Held,
Wird sich einst zum Wunder machen.
(Ode an den Kronprinzen Friedrich, später Friedrich d. Großen. II, 43.)

---

## 1740

So, Deutschland! irrt dein Vorwitz sich,
Ganz blind bey eignen Trefflichkeiten:
Ein toller Dünkel reizet dich,
Nach fremder Völker Tracht, und Witz und Kunst zu streiten.
Die Güter, so der Allmacht Hand
Dir überflüssig zugewandt,
In deiner Berge Mark, in Land und Strom geleget;
Was Luft und Teich und Garten baut,
Das ekelt deiner Lüsternheit,
Die nur ein fernes Land mit fremder Pracht erringet.

So weit die Schranken der Natur
Sich über Meer und Erd erstrecken,
Erblickt man nie die mindste Spur
Von Tieren, die den Rumpf mit fremden Häuten decken.
Kein Schuppenheer legt Federn an,
Kein Volk in Wäldern hegt den Wahn,
Den reichbehaarten Balg mit Schuppen zu vertauschen.
Kein Löwe wünscht ein Tigerkleid,
Kein Straus begehrt die Eitelkeit,
Dem bunten Pfauenschweif den Zierrat abzulauschen.

Verführtes Deutschland! du allein
Veränderst täglich die Gestalten;
Die deutsche Tracht schien dir zu klein,
Dem Tagus äffst du nach, mit Mänteln voller Falten.
Du schnittest Wamms und Hosen auf,
Als hätte Titans hoher Lauf
Dein kühles Land so stark, als Granada entzündet.
Bald schien dir Frankreichs Torheit schön,
Wo niemand nach den Tag gesehn,
Da nicht der Schneiderwitz ein neu Geschöpf erfindet . .

Wo pflegt die laute Nachtigall
Des Guckgucks Sylben nachzuäffen?
Wo sucht durch ihrer Kehle Schall
Die Lerche das Geplerr des Wachtelvolks zu treffen?
Die Schwalbe singt, die Taube girrt:
Und beyder Ton wird nie verwirrt,
Wenn gleich der Frösche Heer in lauen Sümpfen kröchzet.
Das deutsche Volk vergeht sich nur,
Indem es wider die Natur
Die eigne Mundart hasst, nach fremden Sprachen lechzet.

Kein Wunder, daſs die Zunge stockt,
Wie kann sie deutsch und redlich sprechen:
Seit Frankreichs List das Ohr gelockt,
Und alle Welt gelehrt, so Sylb als Eide brechen?
Der Sprache von vermischter Art,
Die damals erst geboren ward,
Als Deutschland Gallien und Rom gehorchen lehrte;
Dem Bastard aller Barbarey
Legt man der Schönheit Gipfel bey,
Der unsrer Mundart doch mit beſſrem Recht gehörte.

So reizend hat kein Honigseim
Verzognen Kindern noch geschmecket,
Als uns ein halbverstandner Reim,
Wo aller Witz und Geist in fremden Sylben stecket.
Toskaniens berufner Dunst,
Der wälschen Töne Zauberkunst,
Die ein geschwollnes Nichts in langen Trillern zerret;
Der niedern Bühne freche Zunft,
Der tollsten Gaukler Unvernunft
Hat aller Alten Kunst den Eingang längst versperret.
(Jubelode auf die Buchdruckerkunst. II, 247.)

---

Dem Arme, der die Himmel ausgebreitet,
Und sie mit Sonnen ausgeziert,
Um die er tausend Welten leitet,
In deren Kreisen sich der Geist verliert;
Dem Arme, der den schweren Erdball trägt
Und mit Geschöpfen reich besetzet,
Die Luft und Land und See verpflegt,
Wird nichts zu schwer, was deinen Blick ergetzet:
Man sieht erstaunt, was noch kein Auge sah.
Er winkt; es kömmt: Du sprichst; so steht es da!
(Kantate auf die Erfindung der Buchdruckerkunst. II, 313.)

1741

Du Kind der ewigen Vernunft!
Beherrscherin der kleinen Zunft
Der Weisen, die dich göttlich ehren;
Erhabne Wahrheit! stärke mich,
Mein blöder Mund erkühnet sich
Dein himmelhohes Lob zu mehren;
Dein Lob, das der erfreuten Welt
Jetzt doppelt stark ins Auge fällt.

Wirf aus dem blaugewölbten Saal
Vom Thron der Gottheit, einen Strahl
In meines Geistes enge Schranken;
Erheitre mir so Witz als Sinn,
Und gib mir, der ich irdisch bin,
Die Kraft zu himmlischen Gedanken.
Lass Einfall, Sinn und Wort so rein,
Als dein höchst lautres Wesen seyn.

Du kommst; ich seh dein göttlich Bild!
Dein Auge, das gleich Sternen gilt,
Blitzt von dem hellsten Himmelslichte.

*

Willkommen auf der Unterwelt!
Wo sich die Einfalt fertig hält,
Der Vorurteile Joch zu küssen:
Wo stets die Torheit Sklaven macht,
Wenn Tyranney und finstre Pracht
Die Heiligtümer schmücken müssen;
Wo nichts, als Herrschsucht, Fluch und Bann
Den niedren Pöbel lenken kann.

Wie sonst des Nordens trübe Luft,
Gleich einer schwefelreichen Kluft,
Bald weiß, bald rote Strahlen quillet;
Wie da ein wallend Licht sich zeigt,
Bald langsam fährt, bald flatternd steigt,
Und fast den ganzen Himmel füllet;
Doch so, dass dieser Aftertag
Die Schatten nicht vertilgen mag:

So hat, gepriesnes Altertum!
Auch deiner Weisen hoher Ruhm
Die oft getäuschte Welt betrogen.
Ein falscher Glanz, ein blasser Schein
Schien oft ein Morgenrot zu seyn,
Das vor der Wahrheit hergezogen:
Allein dein ungewisses Licht
Versprach sehr viel und hielt es nicht.

*

Wer wollte nicht die Torheit hassen?
Wenn gleich ihr allzufrecher Schritt
Die Wahrheit noch mit Füßen tritt.

(Ode zum Geburtsfeste des Grafen von Manteuffel. II, 104.)

---

## 1742

Nur wahre Großmut füllt die Herzen
Mit auserlesnen Trieben an;
Dabey man auch im Unglück scherzen
Und allen Gram besiegen kann.

Ein starker Eichbaum auf den Höhen,
Wo er sich an die Wolken türmt,
Bleibt unbewegt und standhaft stehen,

Wenn Luft und Wetter auf ihn stürmt.
Die schlanke Fichte stürzt darnieder,
Wenn nur ein kleiner Sturm sich regt;
Sie fällt, indem sie hin und wieder
Ein Dutzend andre niederschlägt.

Ein schwacher Geist mag furchtsam klagen,
Wenn ihm ein trüber Himmel droht:
Ein edles Herz wird nie verzagen,
Und öfters trotzt es auch den Tod.

*

So wie des Himmels feuchter Segen
Sich reichlich auf den Erdball geußt,
Und niemals fragt, ob Tau und Regen
Auf lauter Blumengärten fleußt: —
So sind der Großmut hohe Triebe
Auf aller Menschen Heil bedacht;
So daß sie weder Haß noch Liebe,
Teils schläfriger, teils munterer macht.

(Das Lob der Großmut. II, 138.)

---

## 1743

Nichts ist so reizend, als die Triebe,
Die aus gerührter Brust entstehn.

*

Wie weit vergehst du, Göttin dich?
Willst du die Kunst und Weisheit gar verwerfen?
Glaub, wo nicht sie die Sinne schärfen,
Da schimpft ein Staatsmann dich und sich.
War nicht die Staatskunst aller Zeit
Das Eigentum berühmter Weisen?

Stammt nicht der Kern der trefflichsten Gesetze,
Die so viel kluge Völker preisen,
Von ihrer Einsicht Gründlichkeit?
Ja, trugen nicht auch Dichter solche Sätze
In hundert edlen Liedern vor,
Dabey so mancher Fürst die Lust zum Schlaf verlor?
(Singgedicht an den Grafen von Manteuffel. II, 289.)

---

1744

Ein kriegerischer Stahl schützt selten Witz und Wissen;
Wer Sinn und Arm und Faust auf anders nicht beflissen,
Als nur auf Blut und Tod, auf Würgen, Mord und Glut;
Der achtet das nicht groß, was Buch und Feder tut,
Verschmäht die Wissenschaft und ein gelehrtes Wachen;
Wodurch die Musen doch auch Helden größer machen,
Als Harnisch und Triumpf. So ists, durchlauchtes Paar!
Ein strenger Zwingeland nimmt keiner Künste wahr;
Er stört nur Glück und Ruh und hindert das Bestreben,
Wodurch die Weisen sich, der Menschen Not zu heben,
So Tag als Nacht bemühn. Wer hat es nicht gesehn?
Wer hat es nicht beklagt, was zu der Zeit geschehn,
Als unser Vaterland in ganzen dreyßig Jahren
Des Krieges Last gedrückt? Wer hat es nicht erfahren,
Wie da die wilde Wut das kluge Volk geplagt,
Die Wissenschaft verdrängt, die Musen fortgejagt;
Und uns die Barbarey, die wir kaum halb bezwungen,
Mit stürmender Gewalt von neuem aufgedrungen.
O hübe nur auch itzt der Kriege langen Lauf
Bey vielen nicht die Lust zü stillern Kämpfen auf!

Und möchte nur der Trieb, viel Länder zu bekämpfen,
Nicht Geist und Wissenschaft bey Deutschlands Bürgern
dämpfen!

(Lobgedicht auf Friedrich den Streitbaren. II, 377.)

---

## 1745

Noch mehr! die Fürsten selbst verderbt die Lust zum
Jagen,
Die um ein wildes Vieh ihr teures Leben wagen.
Sie fliehen Ruh und Rast, vergessen Volk und Reich,
Und werden allgemach an Wut den Wölfen gleich,
Die kein Erbarmen rührt; verwandeln sich in Bären,
Die voller Grausamkeit ihr eigen Nest verheeren;
Vertrauen ihren Staat, den Zepter und das Schwert,
Der ungetreuen Brut, die Geld und Volk verzehrt;
Den Fürsten jagen läßt, und seine Schafe schieret,
Und selber das verschlingt, was Heer und Land verlieret.
Das ist Dianens Schuld! Und dergestalt verfällt
Die wahre Heldenart allmählich in der Welt.
Die auch zwar oft zur Lust ein kühnes Wild erschlagen,
Doch nie die Kunst verlernt, den Zepter recht zu tragen.

*

. . . . . . Sie (Minerva) nährt die Zänkereyen,
Die oft der Jugend Sinn und blöden Witz zerstreuen;
Lehrt Stümper ihren Ruhm auf fremde Schande baun,
Und ihrem Dünkel mehr, als allen Göttern, traun.
Daher entspringen die, so alles meistern wollen,
Als hätte Jupiter sie erst befragen sollen.
Ist das nun nicht zu kühn, wenn sich ein Mensch
empört,
Den Meister, der ihn schuf, die Welt erschaffen lehrt,
Sich selber noch nicht kennt, doch die Natur will kennen,

Was sie getrennt verknüpft, was sie verknüpft zu
trennen.
Ein andrer bringt aus Kot, ein lebend Tier aus Licht,
Befeuchtet lockern Staub und bildet ein Gesicht,
Und knetet ein Gehirn, das von den schwersten Sachen
Mit Einsicht und Verstand soll kluge Schlüsse machen.
Ein andrer forscht zu frech des Übels Quellen nach,
Sucht es im Jupiter und kehrt sein Lob in Schmach;
Sieht nicht die Ähnlichkeit in den erschaffnen Wesen,
Die Jupiter vereint, nicht einzeln, hat erlesen.

*

Wie kann ein Männersinn dem Schmeicheln wider-
streben?
Wo nicht, da pflegt er doch dem Keifen nachzugeben.
Drum war der letzte Rat: die strengste Heimlichkeit;
Die jeder großen Tat zum höchsten Heil gereicht.

*

Auch hier wird dermaleins Louise klärlich sehn,
In was für Absicht dies, und jenes nicht, geschehn;
Daß dieser Erdball nicht der ganze Zweck gewesen,
Warum der Weltbau ward; daß alles, was wir lesen,
Von Herrschsucht, Mordgier, von Krieg und Kriegs-
geschrey,
Ein lächerlicher Zank um ein paar Punkte sey,
Die fast kein Auge sieht: wie aus dem Ameishaufen
Zwey Heere dieses Volks erhitzt zusammenlaufen;
Wo Helden Taten tun, und wo man Wunder sieht,
Wie sich das tapfre Volk um Ruhm und Sieg bemüht;
Wo Länder untergehn, die dies Geschlecht bewohnet,
Wo man die Kinder nicht im Mutterleibe schonet;
Und wo der ganze Lohn für alle Macht und List,
Zuletzt ein Splitterchen von einem Strohhalm ist.

(Lobgedicht auf Louise Dorothea von Sachsen-Gotha. II, 338.)

Ein leichter Ast wird schwer, wenn Herkules Faust ihn rührt;
Und Frankreichs Volk beherzt, wenn Deutscher Mut es führt.

*

Auf! tapfrer Cumberland, der Welfen edles Reis!
Bellona leitet Dich zu lauten Ruhm und Preis.
Der Mayn sah Dich bereits an Deines Vaters Seiten,
Wie dort den Hannibal bey dem Hamilkar streiten.
Schwör ihm, wie jener tat, auf Deutschlands Heilsaltar,
Dem Volke feind zu seyn, der stets sein Erbfeind war.
Dein Vater fordert es, der Britten Reich desgleichen:
Was gilts, der Franzen Reich soll nie den Rhein erreichen.

*

O Deutschland! dieses ist des schnöden Kaltsinns Frucht:
Itzt schlägt dich Frankreich bloß durch Helden deiner Zucht!
Belohne du sie selbst; dann hast du sie zu Freunden,
So spotte künftig kühn des Zorns von allen Feinden.
Nimm Gallien das Volk, das deutsch von Ankunft ist,
Das Elsaß und den Rhein als seine Söhne grüßt,
Das auch die Schweiz erzeugt, die selbst mit Kindern handelt,
Und freyer Bürger Haupt in Sklavenvolk verwandelt;
Nimm alle die zurück, die deutsche Luft gebar;
Gib Frankreich alles hin, was vormals gallisch war;
Vertausche Mann um Mann, Soldaten um Soldaten:
So ist dein Glück gewiss, und Frankreich schlecht geraten.
Der Kern von seiner Macht ficht künftig auch für dich,
Und sein verzärtelt Volk verliert allein für sich.

(Patriotische Gedanken über die Schlacht bey Fontenoy. II, 397.)

Des Aberglaubens Reich, das gern im Dunkeln steckt,
Hat jederzeit den Hass der Einsicht ausgeheckt.
Seit Unvernunft und Wahn sich mit den Klöstern
mehrten,
Und Mönche seltner Art die Layen dumm seyn lehrten,
Erstickte diese Brut der Wahrheit alten Glanz;
Das menschliche Geschlecht verlor sein Vorrecht ganz:
Er ließ sich Witz, Verstand, Vernunft und Weisheit
rauben,
Und trug das harte Joch vom blinden Köhlerglauben.

*

Der liebt die Wahrheit nicht, der nicht für sie will
kämpfen.

*

Wer nicht nach Weisheit forscht, der kann sie leicht
verlieren,
Wer Weisheit finden will, muss immer weiter spüren.

Dies lehrt uns die Natur, die nichts auf einmal gibt;
So zärtlich sie den Stamm der Menschenwelt geliebt,
So langsam pflanzt sie doch Verstand und Witz in Kinder.
Begreift doch kein Geschöpf im ersten Jahre minder
Als dies erlesne Tier von großer Fähigkeit!
Dem alles langsam wächst; dem Mühe, Fleiß und Zeit
Den Vorteil erst verschafft, wie man vernünftig denket,
Der Dinge Grund erkennt, und sich zum Schöpfer lenket.

Erst dringt des Lichtes Strahl in seiner Augen Paar,
Drückt Bilder ins Gehirn und macht die Seele klar.
Der Schall erfüllt das Ohr und lehrt auf Töne merken,
Bis die Gedanken sich durch Wort und Namen stärken.
Geruch, Geschmack, Gefühl, erhöhen auch den Witz:
Ein kleiner Eindruck wirkt bis in der Seele Sitz.
Allmählich wacht sie auf und lernt in vielen Jahren

Durch Unterricht Verstand, und Klugheit durchs
Erfahren.

Doch Vorurteil und Trug verführt die größte Zahl.
Manch falsches Urteil zeigt des Willens schlechte Wahl.
Der Sinne Zauberwerk legt der Vernunft viel Stricke;
Und so verfehlt der Mensch aus Irrtum oft sein Glücke.
Ihr Weisen aller Welt! erklärt, durch welchen Trieb
Ihr dieses eingesehn, was lange dunkel blieb:
Sagt, welcher hohe Zug wies euch, in tausend Werken
Der bildenden Natur, den Schöpfer zu bemerken?

Was wars, als dieser Geist, der in euch selber wohnt?
Die schließende Vernunft, die keiner Mühe schont,
Der Wesen Grund und Art und Ordnung auszuspüren;
Erst selbst was einzusehn; dann andre anzuführen.
Der hat den ersten Stein zu dem Gebäu gelegt,
Darin des Altars Pracht das Bild der Wahrheit trägt;
Der so viel Weihrauch brennt, den mit vereinten
Händen
Die Völker aller Welt in diesen Tempel senden.

(Gesang auf den Tod des Hofrats F. W. Gohr. II, 494.)

## 1746

Ein Mensch sey, was er sey, er wünscht die Gunst
der Welt,
Und schätzt sich erst beglückt, so bald er sie erhält.

*

Der Arm der Ehre sucht, macht hundert andere sicher:
Ein Geist, der Beyfall wünscht, schreibt nutzerfüllte
Bücher;
Ein Künstler sinnt und strebt nach kluger Kenner Ruhm,
Und sein Erfinden wird der Völker Eigentum.

(Gesang auf den Tod Johann Ludwigs von Anhalt. II, 469.)

O teures Vaterland! wie herrlich ist dein Ruhm!
Ist nicht die Tapferkeit vorlängst dein Eigentum?
Hat deiner Söhne Witz dich nicht noch mehr erhoben?
Und muss der Deutsche nicht schon ihre Schriften loben?
Er tut es, doch voll Neid, indem er nicht erwägt,
Dass sich ein deutsches Blut in ihren Adern regt,
Dass du ein Garten bist, den seine Huld gepflanzet.
Dass deiner Krieger Mut sehr oft das Reich umschanzet.
(Schreiben an Flottwell in Königsberg. II, 567.)

---

Ich kenne Welt und Hof, und was darinnen lebet:
Kein Großer kennt und ehrt die Weisheit, wie er soll;
Nur Pracht und Lust und Geld sind das, wonach man strebet!
Wer bloß nach Einsicht ringt, der bleibt verachtungvoll.

*

Die Weisheit lehret uns in allem Brüder seyn . . .
Indem, wo Weisheit gilt, der Stand kein Vorrecht heißt.
(Elegie II, 583.)

---

## 1747

O! sprach er: strenges Volk von Kriegern!
Sey künftig auch im Frieden groß!
Das stolze Lorbeerlaub von Wut gewohnten Siegern
Macht doch den Erdball nicht von seinem Jammer los.
Der sanften Künste goldnes Vließ
Macht aus der Welt ein Paradies,
Verschafft den Sterblichen weit dauerhaftre Güter.
Des Handels Flor, die Wissenschaft
Gibt Städten Reichtum, Volk und Kraft,
Und bändigt durch Verstand die wildesten Gemüter.
(Ode auf die Krönung Friedrichs V von Dänemark. II, 21.)

1749

Wie trügt der Augenschein von ferne!
Je mehr ich alles kennen lerne,
Je mehr entdeck ich unsre Welt!
Hier ist kein Sitz der Tugendhaften;
Frei herrschen tausend Leidenschaften,
Die jeder Busen in sich hält.

(Ode auf das Karlsbad. II, 74.)

Dies Haus der Eitelkeit, der Schauplatz schnöder Lust;
Die Bühne mancher Not, dadurch der Menschen Brust
So oft bestürmet wird; die Rennbahn der Begierden:
Der Sorgen Lagerstatt, wo zwischen Gold und Zierden
Der bleiche Gram regiert, der scheele Neid sich plagt,
Die Herrschsucht Schlösser baut, nach mehreren Ländern jagd,
Sich quält und Andere drückt: die sah er nun verschwinden.

*

Nennt mich der Wahrheit Schüler:
Hier gelten Grafen nichts. Was gilt der Stolz so Vieler,
Die bey der Titel Dunst der Weisheit Gold verschmähn,
Und sich voll Unvernunft auf Stamm und Wappen blähn?
Hier gilt man, was man ist . . .

*

. . . es gibt noch edle Herzen,
Die mit der Wissenschaft nicht gleich den Kindern scherzen;
Nicht mit den Schalen bloß zum Schein beschäftigt sind,
Und solche Lehren fliehn, wo man den Kern gewinnt.

Die meisten freylich zwar sind träge zum Ergründen;
Sie suchen nur das Ziel der Neigungen zu finden,
Der Lüste Gaukelspiel. Vernunft, Philosophie,
Heischt Einsamkeit, Geduld: und dieses schrecket sie.

(Lobgedicht auf den Tod des Grafen von Manteuffel. II, 407.)

---

Zu Hause mäßig seyn, zum Felde stets bereit,
Das brachte vormals Rom zu Macht und Herrlichkeit.
Hingegen, Pracht und Stolz und Schwelgereyen lieben,
Die Waffen aber nur im höchsten Notfall üben;
Das stürzte Rom so tief, als es gestiegen war.

(Schreiben an einen Vornehmen vom Adel. II, 547.)

---

Das Glück sieht nicht auf Geist und Stärke
Und lohnt sehr oft aus Eigensinn und Gunst.

(Elegie an Orestrio. II, 594.)

---

1750

Die Tapferkeit gibt erst den Schlüssen Kraft.

(Weltstreit der Götter und Göttinnen am Theresienfeste. II, 333.)

## Aus Gedichten ohne Angabe der Entstehungszeit.

---

Ein frommer Hirt der macht es so:
Die Heerden treibt er auf die Heide;
Ihm selber macht sein Weibchen froh,
Die sorgt für seine Schnabelweide.
Des Abends, wenn er müd und matt
Von seinen Fluren wiederkehret,
Des Tages Last getragen hat;
Wird ihm die Lust noch spät gewähret.

Willkommen, spricht sie, lieber Schatz!
Und streckt ihm Hand und Mund entgegen
Dann nimmt er an dem Tische Platz;
Dann kann er sich zu Bette legen.
Sie speiset ihn, sie deckt ihn zu,
Bis sich die Morgenröte zeiget;
Und er, nach wohlgepflegter Ruh,
Ganz munter aus dem Lager steiget.

*

Ein Priester muss den Schein vermeiden.

(Ode bey einer Priesterhochzeit. II, 205.)

---

Die Torheit will an allen Enden
Die armen Sterblichen verblenden
Und drückt die Welt mit schwerer Hand.

*

Ach, Unschuld! Zierde reiner Sitten,
Wie wenig kennt dich itzt die Welt!
Du edle Einfalt schlechter Hütten,
Wie hat man dich zurückgestellt!

Mit Gold und Silber, Sammt und Seiden,
Worin sich itz auch Sklaven kleiden,
Kam Pracht und Wollust in das Land.
Verschwendung, Geiz, Betrug und Lügen,
Ist seit der Zeit sehr hoch gestiegen,
Und nimmt noch täglich überhand.

(Ode auf den Tod einer Matrone. II, 208.)

---

Der Ehstand ist kein Schandgerüste.

(Ode bey einer Vermählung. II, 223.)

---

Da war das edle Gut, Zufriedenheit, zu spüren,
Das tausend Sterblichen was unbekanntes bleibt.
Da lernten wir an uns, dass unter allen Tieren
Sich bloß der dumme Mensch im Gram die Zeit vertreibt!
Er quält sich Tag und Nacht mit Sorgen und Geschäften;
Sein allerärgster Feind ist seine Phantasey:
Die schreckt und plagt ihn stets und bringt den Lebenssäften,
Durch ihre Zauberkunst, ein tötend Wesen bey.
Der eine nennt sich arm, und lebet doch von Zinsen,
Und schläft auf Gold und Sammt und fährt in Kutschen her.
Drum speist er nichts als Brey und halbgesottne Linsen:
Denn bey der teuren Zeit fällt ihm das Fleisch zu schwer.
Ein andrer sitzt bereits dem Fürsten an der Seite,
Doch quält die Ehrsucht ihn; er dünkt sich noch zu klein.
Er möchte gern so groß als die berühmten Leute,

Prinz Edward, Kulichan und Osmann Bassa seyn.
Der dritte wünschet sich das schönste Weib auf Erden,
Und sieht der Anmut Reiz an seiner Gattin nicht;
Besorget stets ein Glied der großen Zunft zu werden,
Da er doch täglich selbst Gelübd und Treue bricht.
So plagt die Sterblichen ein ungereimter Dünkel;
Bald schreckt die Zukunft sie, bald die vergangne Zeit;
Bald stützet Mops den Kopf, bald seufzet er im Winkel —
Und woran fehlt es ihm? Bloß an Zufriedenheit.
Wohl dem! der diese Welt so nimmt, wie er sie findet,
Zu allem, was geschieht: So sollt es kommen! sagt;
Sich in die Menschen schickt, und sie zu nichts verbindet,
Als dazu, was der Welt auch selber schon behagt.
Wohl dem! der allgemach durch Witz und gute Sitten,
Sein eigen Glück erzwingt und seine Wohlfahrt baut;
Die man noch eins so leicht in schlecht gebauten Hütten,
Als in der größten Burg St. Ildefonse schaut.
Wohl dem! der mehr nicht wünscht, als was er schon besitzet,
Und keinem vorenthält, was er ihm schuldig ist;
Den Nächsten nie verletzt und jedem willig nützet,
Obgleich noch kein Gewinn sogleich zurücke fließt.
Wohl dem! der klüglich sich den Mittelstand erwählet,
Nach keinen Kronen strebt, nach keinen Titeln geizt,
Und glaubt: daß jeder Brust ein wahrer Adel fehlet,
Die nach ein eitles „von", ein scheckigt Wappen reizt.
Wohl endlich auch noch dem! der sich in keuscher Liebe
Ein artig Kind erwählt, das Treu und Tugend schmückt;
Denn so geneußt sein Herz die Anmut zarter Triebe.
Kurz: wer zufrieden lebt, der ist allein beglückt.

(Elegie auf eines Freundes Verheiratung. II, 601.)

Kein Ort ist so entfernt, kein Land so sehr entlegen,
Dahin Rebekka nicht zu ihrem Jakob eilt.

*

Mit Grämen wird es Nacht, mit Ängsten wird es
Morgen.

(Elegie auf einer Schwester Hochzeit. II, 610.)

---

Die Liebe schläfet nie.

*

Der Frühling lacht nicht stets mit angenehmen Blicken;
Der Sommer brennt nicht stets das ausgedörrte Feld;
Der Herbst kann uns nicht stets durch Most und Wein
erquicken;
Der Winter drückt nicht stets die halberstorbne Welt.
Die Liebe läſſt nicht nach. In allen Jahreszeiten
Ist ihrer Zärtlichkeit die Witterung bequem:
Die Luft sey warm und kalt, die Winde mögen streiten:
Das alles und noch mehr ist ihr ganz angenehm.

*

Liebt, weil ihr könnt, und weil die Jugend währet!
Wer weiß, wie bald der Tod die kurze Lust verbeut?
Liebt, eh des Alters Sturm der Schönheit Schmuck
verzehret
Und, wie das gelbe Laub, in Staub und Erde streut.

(Elegie auf eine Dichterhochzeit in Leipzig. II, 613.)

---

## Dritte Gruppe

---

### 1728

Sie (Saxonia) schmückte Haupt und Haare
Nicht durch der Frühlingskinder Glanz:
Ein dichtgeflochtner Ährenkranz
Umschloss die Stirn und hieng ihr auf die Wangen.
Sie pries der Äcker Fruchtbarkeit,
Und wusste zwar der reichen Furchen Segen,
Mit dankbarer Zufriedenheit
Als Gottes Wohltat auszulegen:
Doch dass ich reif und sicher ärnten kann,
Dass, sprach sie, meiner Felder Saaten,
In keines Feindes Hand geraten:
Das hat, nächst Gott, mein Held, August, getan.

Indem sie dieses kaum gesungen,
Dass Feld und Wald davon erklungen;
So kam ein tanzend Chor
Der lieblich scherzenden Najaden
Die sonst am Pleißenufer baden,
Aus ihrem nassen Schilf hervor . . . .

(Auf Friedrich Augusts des II. Namenstag. II, 270/71.)

---

Sogleich eröffnet sich des Zimmers hohes Tor,
Ich sehe nichts, als Licht und Pracht und Glanz davor.
Des Bodens Marmor gleißt, die hellen Spiegelwände
Entziehn dem starren Blick des Saals wahrhaftes Ende.

Das Öl der Ampeln ist in Silber angeflammt,
Des Thrones Stufen deckt ein reich gestickter Sammt,
Er selbst ist Elfenbein und prangt mit teuren Steinen;
Die Wahrheit soll darauf als Richterin erscheinen.

Sie kömmt und nimmt ihn ein. Ein heller Sternen-
kranz
Umzirkt die heitre Stirn mit Schimmer, Licht und
Glanz.
Den Leib deckt ein Gewand von himmelblauer Seide,
Ein purpurfarbner Streif umgibt den Saum vom Kleide.
Der Gürtel gleicht dem Schnee, die Rechte birgt den
Stab,
Den das Verhängnis ihr zum Eigentume gab.
Er ist ein feines Gold; doch streut an dessen Spitze
Ein Herz, das Augen hat, ringsum die schärfsten Blitze.
Bey solcher Majestät vertieft das Auge sich,
Vergisst man seiner selbst! . . .

(Wettstreit der Tugenden. II, 435.)

---

## 1729

. . . Der Tiefen müde Flut.

(Ode bey widriger Schiffahrt über die Ostsee. I, 209.)

---

Gott Lob! der trübe Trauerflor
Sinkt Rudolstadt vom Angesichte,
Die Kummernacht weicht Hymnens Lichte
Und treibt so manchen Wunsch empor.
Der Fürstenhof gleicht einem Garten,
Der nach des Winters Schnee und Eis
Mit tausend frischen Blumenarten
Der Gärtner zu vergnügen weiß.

(Ode auf das zweyte Beylager des Fürsten zu Schwarzburg-Rudolstadt. II, 71.)

1730

Sogleich erschien ein lichter Strahl,
Da drang aus Sachsenland in Augsburgs Fürstensaal,
Zu Karls des Fünften Kaiserthrone,
Um welchen sich Germanien gestellt.
Sogleich zerstreute sich
Der neuentwölkten Wahrheit Schimmer,
Aus dieses Helden Zimmer
In alle Welt.

(Singgedicht an den Reichshofrat von Gärtner. I, 323.)

---

Ich sehe der mutigen Streiter Getümmel,
Ich höre den Schall:
Die staubigte Wolke verdunkelt den Himmel,
Es blitzt überall.
Es blinken die Schwerter, es schüttert die Erde,
Es scharren und wiehern die schnaubenden Pferde;
Dann donnert darunter das hohle Metall.

*

Ihr tut sehr wol daran,
Daß ihr euch so vergnügt erweiset;
Und wenn ich selbst die Zahl verstärken kann,
Die Friedrich Augusts Taten preiset:
So bin ich jederzeit
Mit Stahl und Glut bereit.
Der Stärke Donner soll es zeigen,
Und wenn ihr Knall wird schweigen;
Soll der Raketen schneller Flug
Des hohen Namens Wunderzug,
Mit funkenreichen Strahlen
In die gestirnten Lüfte malen.

(Mars, in einem Singgedicht auf Friedrich August. I, 308.)

1733

Ich sah der heitren Stirne Pracht
In finstern Trauerflor verhüllet;
Den Blitz, der sonst ihr Auge füllet,
Verlöscht der Tränenwolken Nacht:
Ihr angenehmer Mund im Sprechen
Kann sich der Seufzer nicht entbrechen.

*

Wo bleibt sein offnes Angesicht,
Mit den bescheiden freyen Mienen;
Daraus der edle Geist erschienen,
Von dem die Stirn, als Herold, spricht? —

*

Der Frühling fängt mit lauer Hand
Die kahlen Fluren an zu schmücken.
Und Phöbus lacht mit holden Blicken
Auf Florens buntes Brautgewand . . .

(Ode an den Hofrat Benemann beym Tode seines einzigen Sohnes. I, 114 u. ff.)

---

Der Hochzeitfackeln helle Flammen
Sind oftmals kaum recht ausgetan;
Kaum schmeckt das neue Paar beysammen,
Was Lieb und Treue schenken kann;
Kaum sind die zartvereinten Herzen
Einander halb und halb bekannt:
So lockert schon der trübe Brand
Zu früh entzündter Totenkerzen;
So folgt auf Hymnens Freudenwein
Ein unverhoffter Leichenstein.

*

Die Gruft, die seine Glieder deckt,
Steht noch voll tränender Zypressen.

(Ode auf ein vornehmes Vermählungsfest in Hamburg. I, 251.)

Welch ein heitres Augenlicht
Strahlt mit unschuldvollen Blicken;
Alles, was dich kann entzücken,
Alles, was dich wird erquicken,
Ziert ihr holdes Angesicht.
(Singgedicht bey Magister Pantkens Trauung. I, 356.)

---

Genug gelobt, genug geschwärmt!
Die Dichtkunst kommt, ihr altes Lob zu retten,
Das wir ihr fast entwendet hätten,
Seitdem an ihrer statt die Reimsucht bloß gelärmt.
Sie kommt, die rohe Welt zu lehren,
Wie sehr man schuldig sey, ihr Wesen zu verehren.

Sie kommt! blickt auf! des Phöbus Glanz
Umgibt ihr Haupt, und scheint sie zu vergöttern;
Ein ewig grüner Lorberkranz
Umgibt die muntre Stirn mit den geweihten Blättern.*
Sie hat Minervens Rüstung an,
Ein Saitenspiel in den gelehrten Händen;
Ein güldner Zaum hängt an den Lenden,
Der Herzen wilder Art mit Sanftmut zähmen kann.
Man sieht zugleich, an beyden Seiten,
Die Gratien bereit, sie tanzend zu begleiten.

Ihr frischer Schritt geht stark einher,
Ihr flüchtig Kleid ist zierlich aufgeschürzet;
Ihr weises Wort ist wohl gewürzet,
Den Ohren angenehm, an Nachdruck aber schwer.
Sie lässt vor ihres Thrones Stufen
Die Lästrer ihres Ruhms, und ihrer Söhne, rufen.
(Ode zum Lobe der Poesie. I, 163 ff.)

---

* Wenn bey Goethe Reime wie ‚Blättern — vergöttern' auf Rechnung seiner heimischen Mundart gesetzt zu werden pflegen, so erkennt man aus obiger Stelle und vielen anderen Stellen, dass er auch in dieser Beziehung nur Gottscheds Nachahmer und Nachfolger gewesen ist.

1735

Schönster Tag von allen Tagen,
Brichst du endlich doch herein!
Endigt dein erwünschter Schein
Alle Plagen,
Die ich bis daher getragen?
Soll ich endlich glücklich seyn?

*

Phyllis liebt nach edler Art
Phyllis unsrer Nymphen Zierde,
Denn ihr Herz blieb treu und zart.
Selbst die Großmut nährt die Triebe
Ihrer oft bestürmten Liebe.
Da die sehnlichste Begierde
Nun so lieblich eingetroffen;
Labt sie billig, nach dem Hoffen,
Des Geliebten Gegenwart.
(Singgedicht auf den Geburtstag seiner Braut. I, 356.)

---

1738

Wer ist der Jüngling, groß an Mute?
Das Herz wallt ihm von edlerm Blute,
Als ganzen Schaaren neben ihm.
Sein Blick ist scharf, sein Ansehn prächtig,
Sein Geist gesetzt, sein Gang bedächtig:
Und nichts erkühnt er sich mit frechem Ungestüm.
(Gesang auf des sächsischen Kurprinzen Namensfest. II, 459.)

---

## 1741

Die stillen Linden,
Wo Phöbus wohnt,
Sind hier zu finden,
Wo Friedrich thront.
In Augusts Schatten
Sind alle Matten
In sanfter Ruh;
Nimmt Philurene,
Durch muntre Söhne
An Künsten zu.

*

Also strahlen, auch von ferne,
Der erhabnen Sphären Sterne
Dennoch hell und dennoch klar.
Ja, die Wirkung ihrer Gluten
Wird, durch lichte Silberfluten,
Tausend Welten offenbar.

(Singgedicht auf die Königliche Familie. II, 259.)

---

## 1746

An ihrer Pleiße stillem Rande
Saß Philuris gelassen und vergnügt:
Als in dem frohen Meißnerlande,
Nach Krieg und Wut, Irenens Hand gesiegt.
Ach! sprach sie, ihr erwünschten Stunden!
Wo Friede, Ruh und Sicherheit regiert:
Wie schön habt ihr euch eingefunden!
Wie lieblich wurdet ihr, nach kurzer Flucht, gespürt!
Wohnt stets allhier! herrscht allezeit!
Sie greift sogleich nach ihrem Saitenspiele,
Das an der schönsten Linde hieng,
Wiewol die Herbstluft schon durch falbe Blätter gieng.

Voll heißer Regung, voll Entzücken,
Empfand den Ruf die frohe Philuris;
Als ihren aufgeklärten Blicken
Sich Hymen selbst, der muntre Brautgott, wies.
Er trug die Fackeln schon in Händen,
Die er vor kurzem angefacht,
Um durch der reinsten Triebe Macht
Der Bayern hohes Haus an Sachsen zu verpfänden,
Und Sachsens schönsten Zweig den Bayern zuzuwenden.
Minerva sah ihn lächelnd an;
Denn er war stolz, dass er so viel getan,
Zwey hohe Häuser zu verbinden,
Und Deutschlands Einigkeit noch kräftiger zu gründen.

*

(Hymen singt):

Durch Brand und Morden
Und Räuberhorden
Die Welt in Schrecken
Und Not zu stecken,
Ist schlechte Kunst.

Durch meine Kerzen,
Entzünd ich Herzen
Und schmelz in Flammen
Die Welt zusammen;
Aus Lieb und Gunst.

(Singgedicht an Friedrich August. II, 266.)

——

## 1747

Ein Volk geschäftiger Tritonen
Ist eifrig um den Hafen her;
Kein Bootsmann will den Schmuck der bunten Flaggen
schonen,

Die Masten werden schon von langen Wimpeln schwer.
Sie flattern schwirrend in der Luft,
Und Amphitrite selber ruft
Das Chor der Najaden in einen Kreis zusammen.
(Ode auf die Krönung Friedrichs V. von Dänemark. II, 24.)

---

Wess ist die englische Gestalt
Der Schönen, die Auroren gleich erscheinet?
Vielleicht ist es Dianens Ebenbild,
Das durch sein Silberlicht die Stadt mit Glanz erfüllt?
Doch nein: ich seh auf allen Seiten
Die Gratien den Zug begleiten:
Ich seh, es flattert hin und wieder
Der Amouretten Goldgefieder
Um die geschmückten Wagen her.
Ja, Hymen selbst kommt nicht von ohngefähr,
Mit seiner Fackel in der Hand,
Erfreut vorangegangen. (Serenade. II, 274.)

---

## 1748

Wie zagte der Argiver Strand,
Als Aesons Prinz, sammt den Vertrauten,
Im Schiffe kühner Argonauten
Auf hoher See vor ihm verschwand!
Die Fahrt gieng in entlegne Meere,
Die sonst kein griechisch Boot befuhr;
Nur Jason, nebst dem kleinen Heere,
Wagt Züge, sonder Bahn und Spur.
Er eilt, an kolchischen Gestaden
Des goldnen Bliesses Raub zu laden.

Allein, wie freudig und entzückt
Steht Argos, als nach tausend Sorgen,
Man einst an einem frohen Morgen,
Das längst vermisste Schiff erblickt?
Man zweifelt, ob man recht gesehen:
Allein es kömmt; das Ruder schlägt,
Es schäumt die See, wie vor geschehen!
Es ists, mit allem, was es trägt.
Kaum zeigt sich Jason, als vor Freuden,
Geschrey und Lust die Luft durchschneiden.
(Anfang einer Ode auf den zurückkehrenden Erbprinzen zu Saalfeld u. Koburg. II, 57.)

---

1749

Der Schellenberg sah halb entzückt,
Die Flucht von Frankreichs Bataillonen.
Das deutsche Rachschwert focht beglückt,
Und schlug den Blitzen gleich, die gallischen Schwadronen.
(Ode an den Grafen von Seckendorf. II, 86.)

---

Sie spricht! O welch ein Strom von Anmut füllt die Luft!
Wie, wenn zur Frühlingszeit ein süßer Balsamduft
Von Rosen und Jasmin, der Gärten Raum erfüllet,
Der jedes Herz erquickt und unablässig quillet:
So wird hier Ohr und Geist durch jedes Wort ergötzt.
(Gesang auf Maria Theresia. II, 423.)

---

Öffnet euch, ihr Perlentore,
Lasst mich ein!
Hier allein
Werd ich ewig sicher seyn.

In den goldnen Himmelsmauern,
Wo die Seraphinen
Statt der Wächter dienen:
In der starken Engel Chore
Wird die Ruh beständig seyn.
Öffnet euch, ihr Perlentore,
Lasst mich ein!

(Singgedicht für das Leichenbegängnis eines Reichsgrafen zu Reussen. II, 294.)

---

Kaum hörte dies der Chor
Der unentschlafenen Pierinnen,
So liess er sich bereits gewinnen
Und trat vergnügt auf den Pernass hervor.
Der frohe Phöbus selbst
Ergriff bey dieses Festes Feyer
Die allmachtreiche Leyer
Und liess bey seiner Schwestern Singen
Die göttlichschönen Töne klingen.

(Singgedicht auf Hofrat Rechenbergs Geburtstag. II, 309.)

---

Sosehr die Langsamkeit
Der Liebenden Vergnügen hindert;
Wenn Zweifelmut und lange Schüchternheit
Dem Herzen stets die Hoffnung mindert:
So schön pflegt nach so trübem Hoffen,
Wann endlich doch das Wünschen eingetroffen,
Das Sonnenlicht der Freuden aufzugehn:
Man sieht die Nacht der Kümmernisse
Nicht mehr am Horizonte stehn.

(Singgedicht auf eine Hochzeit. II, 320.)

# Anmerkungen.

Herrn Johann Christoph Gottscheds, der Weltw. und Dichtk. öffentl. Lehrers in Leipzig, der Kön. Preuß. und Bonon. Akad. der Wiss. Mitgliedes*, Gedichte, bey der itzigen zweyten Auflage übersehen, und mit dem II. Teile vermehret, nebst einer Vorrede ans Licht gestellet von Johann Joachim Schwaben — erschienen 1751 bey Bernhard Christoph Breitkopf in Leipzig, nachdem die, 1736 veröffentlichte, erste, einbändige Auflage seit Jahren vergriffen gewesen war. Sie enthielten zusammen 1255 bedruckte Seiten Gedichte, dazu beym 1. Bande einen vortrefflichen Kupferstich von J. C. Sysang nach dem Bildnis der Frau A. M. Werner, eine Vorrede von 27 Seiten, eine, 5 Seiten lange ‚Nachricht wegen der neuen Auflage', und beym 2. Bande ein 4 Seiten langes Widmungsgedicht, das „Der Durchlauchten Fürstinn und Frau, Frauen Carolinen, vermählten Fürstinn von Trauthson, der Durchlauchtigsten ältesten Erzherzoginnen Königlichen Hoheiten Hochbetrauten Oberhofmeisterin" zugeschrieben war. Dieser neuen Auflage waren alle Uebertragungen und ‚Parodien' der Ausgabe von 1736 entzogen, an deren Stelle jedoch so viel neue Gedichte eingefügt worden, dass sich die Notwendigkeit herausstellte, eine zweybändige Sammlung erscheinen zu lassen. Ein in Aussicht genommener 3. Band kam nicht mehr zu Stande. Selbst die zwey Bände scheinen nur wenig gekauft worden zu seyn; da im Breitkopfschen Verlage noch 1900 Vorräte dieser alten Auflage vorhanden waren. Das „grüne Deutschland" hatte es verstanden, den Dichter und Schriftsteller Gottsched so tief in Misachtung beym gebildeten Durchschnittspublikum

* Die vielen Abkürzungen wurden offenbar von Gottsched gemacht, um das Satzbild des Titelblattes in ein schönes, dem Auge wohltuendes Verhältnis zu bringen. Gottsched hatte auch für solche Äußerlichkeiten einen sicheren und feinen Blick; was sich in allen bey Breitkopf seit etwa 1730 gedruckten Büchern vorteilhaft bemerkbar machte und schnell für ganz Deutschland vorbildlich wurde. Der Aufschwung der deutschen Bücherausstattung knüpft an die Bestrebungen Gottscheds-Breitkopfs an.

jener Zeit zu stürzen, dass seine Bücher, zumal seine Gedichte, kaum noch Käufer fanden. Bis zu einem gewissen Grade war es wol auch überflüssig, eine solche Riesensammlung von Versen herauszugeben, die zum größtenteil aus wertlosen oder doch wertlos gewordenen Trauer-, Hochzeit-, und Lobgedichten bestand. Ein stattlicher Band, dem alles Wertlose entzogen worden, hätte zweifellos mehr Wirkung gemacht, wäre dem leichtfertigen Spott der „Grünen" entrückt geblieben. Es lässt sich nicht klar erkennen, warum Gottsched sich entschloss, die Welt mit allen seinen Gelegenheitgedichten noch einmal bekannt zu machen. Möglichenfalls lag eine Art von Zwang vor, weil ja viele dieser Gedichte an die hervorragendsten Namen der verschiedenen Dynastien, Adelshäuser und des niederen Adels geknüpft waren. Es hätte scheinen können, als ob er die vielen Fürsten, Grafen, Freyherren und anderen hochbeamteten Herrschaften, denen er s. Z. Gedichte im eigenen Namen und im Namen Anderer gewidmet hatte, jetzt nicht mehr der Ehre, in seinem Liederschatze berücksichtigt zu werden, für würdig hielte; und auch nur die Erweckung eines solchen Scheines konnte zu jener Zeit noch sehr unerfreuliche Folgen für einen Mann haben, dessen ganze reformatorische Tätigkeit nur zu sehr auf das Wohlwollen der Höfe und des Adels angewiesen war. Dazu kam, dass der Ansturm der unreifen Geister, die jetzt selbst eine Rolle spielen wollten, ihn und sein Lebenswerk ernstlichst bedrohten; dass er also darauf bedacht seyn musste, alle von ihm sorgfältig angeknüpften und in Fluss erhaltenen Beziehungen zu den einflussreichsten Persönlichkeiten Deutschlands festzuhalten und ans Licht zu rücken. Dabey kam es weniger auf den Wert der Gedichte an als auf die Personen, denen sie gewidmet waren — und so mag denn die Riesensammlung entstanden seyn, von der man immerhin mit einiger Berechtigung sagen muss: weniger wäre mehr gewesen. Im Rahmen jener Zeit konnte das allerdings kaum störend empfunden werden; denn man muss nicht glauben, dass der junge Lessing aus ernster Gesinnung heraus sein „berühmtes" Urteil über die Gedichte in die Welt sandte. Jedes der Gedichte hätte eine ‚Jubelode' seyn können: Lessing hätte dasselbe „Urteil" gefällt; denn ihm galt nicht die Sache sondern die Person. Gottsched sollte, musste lächerlich gemacht, unter die Füße getreten werden: da wurde kein Mittel verschmäht;

und Lessings „kritisches" Verhalten könnte auch in diesem Falle gar nicht hart genug gebrandmarkt werden, wenn die Tatsache nicht zu seinen Gunsten spräche, daſs in den zwey Bänden wirklich viel wertloses, hin und wieder sogar geschmackloses Zeug enthalten ist. Es gibt ja wenig Gedichtbücher des 18. Jahrhunderts, die, bey einigem Umfange, nicht eine Fülle von Spreu enthalten; hat es doch selbst Goethe nicht unterlassen können, die Unmaſse seiner meist geradezu seichten Festgedichte und seine zahlreichen, an allen möglichen hohen und höchsten Personen gerichteten Verse sorgfältig für die Welt aufzubewahren. Warum soll man also bey Gottsched verdammen und verlachen, was man bey Goethe mit feyerlichem Ernste duldet?

Dieses vorausgeschickt, wende ich mich nun der kleinen Auswahl zu, die ich aus Gottscheds Lyrik zusammengestellt habe, um ihr einige, dort und hier das Verständnis erleichternde, Mitteilungen folgen zu lassen.

* * *

Als ich aus meinem Vaterlande gieng. (S. 1—3.)
Wie ich im groſzen „Gottsched-Denkmal" und noch umständlicher in der Gottsched-Biographie (1. Bd., S. 92/102) nachgewiesen habe, floh Gottsched nicht aus der Heimat um dem drohenden Geschick, unter die Militärsklaven gesteckt zu werden, zu entrinnen; sondern dieses wurde nur, Dank der Mithülfe des Herzogs von Holstein, heraufbeschworen, weil dem jungen Magister die Möglichkeit geboten werden sollte Ostpreuſzen, an das er durch viele Verpflichtungen geknüpft war, zu verlassen. Dieses glückte dem ehrgeizigen, hohe Ziele verfolgenden Manne auch nur dadurch, daſs er vorschützte, nach wenigen Jahren wieder in die Heimat zurückkehren zu wollen; wie er dies im fünfletzten Verse des Gedichts ausdrücklich andeutet.

Damon und Prutenio. (S. 12—16.)
Auch dieses Gedicht verfolgt in der Hauptsache den Zweck, das Fernbleiben des „Flüchtlings" zu rechtfertigen. Die Worte:

„Mich dünkte, daſs ein Jahr
Schon ein geraumes Ziel zu Auſzenbleiben war,
Und daſs des Monden Glanz kaum zwölfmal wechseln sollte,
Bis ich mich wiederum zurück begeben wollte."

scheinen den Beweis zu liefern, dass Gottsched den in der Heimat Zurückbleibenden und vor Allem Denen, gegen die er Verpflichtungen hatte, eine Art von Zusicherung gegeben in spätestens einem Jahre wieder heimkehren zu wollen.

An Jungfer L. A. V. Kulmus. (S. 24—28.)

Gottsched war im Sommer 1729 nach Danzig gereist und hatte sich dort mit der Tochter des Königl. polnischen Leibarztes Kulmus still verlobt. Das „halbe Mäulchen", von dem auf Seite 25 in der 1. Strophe die Rede ist, wurde natürlich erst nach erfolgter heimlicher Verlobung „gestohlen". — Die 2 Gedichte dürften aus den Jahren 1730 und 1731 stammen.

Bey dem Hintritte eines jungen Studierenden. (S. 42—44.)

Der Betrauerte hieß Johann Caspar Pundt; er war 1712 in Bremen geboren, studierte seit dem Herbst 1731 in Leipzig und brachte sich hier „die Gewogenheit und Liebe aller derer zu wege, die ihn kennen zu lernen Gelegenheit gehabt" — wie Gottsched auf S. 421 der ‚gesammelten Reden' bemerket. Gottsched widmete ihm auch eine besondere Grabrede, über die man Näheres im 6. Bande der ‚Schriften, (S. 190/1) nachlesen mag.

An Herrn Samuel Seideln. (S. 45—48.)

Seidel, einer der Getreuen Gottscheds, stammte aus Schmoella im Altenburgischen. Er gehörte seit 1723 (11. Januar) der ‚Deutschen Gesellschaft' an, die damals noch den Namen einer ‚Deutschübenden Gesellschaft' führte.

Auf Herrn Otto Menckens Magisterpromotion. (S. 49—55.)

Friedrich Otto Mencke war der einzige Sohn Johann Burkhard Menckens, des Gönners Gottscheds, der ihn in die Wolfische Philosophie einführte. Geboren 1708, am 3. August, starb er bereits 1754, am 14. Mai, nachdem er seit dem Tode des Vaters (1732, d. 1. April) die ‚Acta Eruditorum' und die ‚Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen' weiter geleitet hatte.

An Herrn Romanus Teller. (S. 56—62.)

Romanus Teller stammte aus einer Theologen-Familie; er war selbst Geistlicher und stand vielfach im Kampfe gegen die Orthodoxie. Gottsched war ihm zeitlebens treu be-

freundet. Tellers bedeutendste Schrift ist wol das freysinnige ‚Lehrbuch des christlichen Glaubens‘, das um 1764 erschienen und vielfach angegriffen wurde, selbst von einem jüngeren Bruder Tellers, den Gottsched gelegentlich den „jungen D. Faust“ nannte.

An Herrn Johann Ernst Kulmus. (S. 63—68.)

Johann Ernst Kulmus war der spätere Schwager Gottscheds. Er war 1707 in Danzig geboren, studierte seit 1730 in Leipzig und starb 1767 als Stadtphysikus in Danzig.

An Herrn Johann Heinrich Winkler. (S. 69—74.)

Winkler gehörte seit 1727 (1. März) der ‚Deutschübenden Gesellschaft‘ an und war einer der Wenigen, die, nach der durch Gottsched bewirkten Erneuerung der Gesellschaft, die seit dem Dezember 1727 fortan kurzweg ‚Deutsche Gesellschaft‘ hieß, dieser treu blieben. Er war ein tüchtiger Gelehrter; hat sich aber nicht besonders hervorgetan. Im Jahre 1732 wurde er von der ‚Deutschen Gesellschaft‘ beauftragt, in Gemeinschaft mit Gottsched Anmerkungen zu Jablonski's Versuch über die Rechtschreibung, die dieser als Sekretär der Berliner Akademie der Wissenschaften veröffentlicht hatte, aufzustellen. Später gehörte er zur Gesellschaft der Alethophilen, die sich um den Freyherrn von Manteuffel geschaart hatte. In der ‚Karriere“ überflügelte er den älteren Gottsched, zum offen geäußerten Schmerze der Gottschedin, welche der Frau Professor Winkler das Glück von ganzem Herzen beneidete.

Die Reimsucht. (S. 90—97.)

Das erste anspruchvolle Gedicht Gottscheds, das er bald nach seiner Ankunft in Leipzig unter der Maske eines deutschen Persius gegen die Schmutz- und Unsinnslyriker des sächsischen Parnasses, vor allem gegen Henrici (Picander), richtete. Näheres hierüber findet man in meiner Gottsched-Biographie I, S. 126 u. ff.

Karl der Friedensstifter. (S. 107—116.)

Mit dieser Heldenode beginnt sowol die erste, einbändige, als auch die zweybändige Gedichtsammlung. Fortgefallen sind hier auf S. 109, zwischen der 1. und 2. Strophe zwey Strophen, in denen Karls „weise Jugend“ dem Adler verglichen wird, der auf seine Beute verzichtet, seinen „Raub dem Feind in Klauen lässt“, um die aufgehende Sonne,

„des Himmels schönstes Licht nach Herzenslust zu schauen".

Der auf Seite 110 erwähnte Königseck war einer der hervorragenden Heerführer Karls VI.; kaum weniger hervorragend war der, zwey Verse später genannte Generalfeldmarschall Heinrich Friedrich Graf von Seckendorf, dem Gottsched 1749, am 16. May, zur silbernen Hochzeit (er war mit einer Gräfin Hohenwarth vermählt) eine große, viel Schönes enthaltende Ode widmete, die ich nur deshalb meiner Sammlung entzogen habe, weil sie zu viel Zeitbeziehungen enthält, die für uns jeden Reiz verloren haben. Sollte ich späterhin noch dazu kommen, eine anspruchsvollere Sammlung der Gedichte zu veröffentlichen, so würde ich auch an diesem großen Ehrenliede nicht vorübergehen.

Ode auf den Tod des Prinzen Eugen v. Savoyen. (S. 117—126.)

Dieses gewaltige Heldenlied steht in den Gedichten an zweyter Stelle; es enthält 34 Strophen, von denen ich 5 gestrichen habe, weil ich sie für überflüssig und in mancher Beziehung vom Standpunkt unserer Zeit aus für geeignet hielt, die Wirkung des Ganzen zu beeinträchtigen. Die so entstandenen, aber, wie ich hoffe, nicht bemerkbaren Lücken sind zu suchen auf S. 120, wo hinter der 1. Strophe eine Strophe fortgefallen ist, auf S. 121, wo hinter der 2. Strophe zwey Strophen fortgefallen sind, und auf S. 126, wo vor der letzten Strophe zwey Strophen fortgefallen sind.

Das Lob des weiblichen Regiments. (S. 127—130.)

Ein unvollendetes Gedicht aus der ersten, einbändigen Sammlung. Es war als ein hohes Lied auf das weibliche Geschlecht beabsichtigt, wurde jedoch nicht vollendet. Die Überschätzung der Frau, welche dem jungen Gottsched eigen war, wich in späteren Jahren einer nüchternern Beurteilung; und diese scheint eine Fortführung des Hymnus nicht zugelassen zu haben.

Ode auf Leibniz. (S. 130—137.)

Lessing reibt sich in der „Kritik" der Gedichte auch insbesondere an dieser Ode; nicht ganz ohne Berechtigung; denn dieses Gedicht ist mit seinen 43 zehnzeiligen Strophen eine große Zumutung an den Leser oder Hörer, die auch durch den Gegenstand kaum entschuldigt werden kann. Die

ganze Geschichte Leipzigs und seiner Hochschule wird uns, nicht gerade fesselnd und in solcher Breite, vor Augen geführt, daß die Gestalt des Gefeyerten selbst fast verschwindet. Ich habe lange geschwankt, ob ich das Gedicht aufnehmen sollte; aber schließlich siegte doch die Einsicht, daß dieses anspruchvolle ‚Ehrenlied', schon um des Gefeyerten willen, nicht ganz übergangen werden dürfte. Nachdem ihm 25 überflüssige Strophen entzogen worden sind, kann es vielleicht für ein, der Aufbewahrung nicht unwürdiges Gelegenheitwerk angesehen werden. Fortgefallen sind auf S. 131 eine Strophe hinter der ersten Strophe; auf S. 133 hinter der ersten Strophe 4 Strophen, hinter der dritten Strophe eine Strophe; auf Seite 135 hinter der ersten Strophe eine Strophe; auf S. 136 hinter der zweyten Strophe sechszehn Strophen und auf S. 137 hinter der letzten Strophe die zwei Schlußstrophen, welche die notwendige Lobhudeley für den „Durchlauchtigsten Churprinzen" enthalten und mit den Versen schließen:

„Wo kann das Wissen schöner blühen,
Als wo die Fürsten selbst sich um sein Wohl bemühen."

Ode auf das zweyte protestantische Jubelfest. (S. 138—148.)

Auch dieses, als ‚Jubelode' einst so berühmte, allgemach aber nahezu unbekannt gewordene Gedicht hat sich einige, wenn auch ganz belanglose Streichungen gefallen lassen müssen; und zwar sind ausgefallen die 2 letzten Strophen, die nichts als die nötige Verbeugung vor den protestantischen Fürsten Sachsens, Preußens, Hannovers, Schwedens, Dänemarks, Württembergs und Braunschweigs und zugleich vor dem katholischen Kaiser, „der selber Zions Rechte schützet" enthalten.

Auf S. 139 habe ich zudem in der zweyten Zeile eine, mir nötig scheinende, Milderung angebracht. Bey Gottsched heißt es hier:

„Gestürztes Rom! wo ist nunmehr
Des Tieres große Macht auf Erden?"

— ich habe für „des Tieres" gesetzt: „des Papstes".

In allem Übrigen überliefere ich die, zwar ganz aus dem Geiste des unbedingten Luthertums heraus geborene, aber gewaltige Dichtung wortgetreu, mit dem Wunsche,

daſs man es, als ein, für Deutſchland ſehr bedeutſames Geistesdenkmal der antikatholiſchen Aufklärungsbeſtrebungen, für alle Zukunft in Ehren halten möge.

Das heimliche Anliegen. (S. 149 50.)

Dieſes tiefempfundene Lied erſchien zum erſten Male in der ‚critiſchen Dichtkunſt' und iſt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, in Beziehung zu einem Liebesroman zu bringen, der Gottſched ſehr ernſthaft in den Jahren 1725 u. 1726 beſchäftigte. Die Geliebte war die Tochter eines begüterten Kaufmanns Wolffermann, die 1726 einen Dr. Volkmann aus Liegnitz heiratete. (Näheres hierüber im 4. Kapitel des 1. Bandes meiner Gottſched-Biographie.)

Ode. (S. 151.)

Angeblich „im fremden Namen auf eine vorgeſchriebene Melodie" gedichtet, aber höchſtwahrſcheinlich aus ſehr ernſter eigener Empfindung heraus entſprungen. Auch dies Gedicht erſchien zuerſt in der ‚critiſchen Dichtkunſt'. In der 2. Strophe habe ich das Anfangswort „Dreht" in „Kehrt" umgewandelt, da das Wort „Dreht" heute für uns einen proſaiſchen Klang hat und den Eindruck beeinträchtigen würde.

Die Gleichgültigkeit. (S. 152.)

Nur erſchienen in den ‚Oden der deutſchen Geſellſchaft' (1728), wo es das 9. Gedicht des 4. Buches bildet. Das Gedicht iſt in ſofern von beſonderer Wichtigkeit, weil es uns den feurigen, liebeverlangenden jungen Gottſched unmittelbar vor Augen führt.

Die Zufriedenheit I. II. (S. 153—157.)

Das erſte Gedicht findet ſich nur in den ‚Oden der deutſchen Geſellſchaft'; das zweyte, das offenbar nur eine reifere Neugeſtaltung des erſten Verſuchs vorſtellt, erſchien in der ‚critiſchen Dichtkunſt' und wurde ſpäter allein von Gottſched für die zwey Auflagen der ‚Gedichte' feſtgehalten. Ich habe beyde Stücke nebeneinander ſtehen laſſen, da ſie ein feſſelndes Stück Entwicklungsgeſchichte des Dichters Gottſched liefern. Namentlich im zweyten Gedichte tritt die Matthias Claudius-Gemütlichkeit ſchon ganz deutlich hervor.

Schreiben an Franz Christoph von Scheyb. (S. 158—165.)

Freyherr von Scheyb gehörte zu den treueſten Freunden und Schülern Gottſcheds; er bekleidete ein höheres Amt in

Wien und war einer von den nicht Allzuvielen, die in Österreich und am Wiener Hofe den deutschen Musen dienten. Seine Lyrik steht ganz im Banne der Lyrik des Meisters, den er allerdings nie erreichte. Der Zug zum Leben fehlt ihm; und seine Ausdrucksfähigkeit ist sehr bescheiden. Im Jahre 1746 veröffentlichte er die ‚Theresiade', ein saft- und kraftloses ‚Epos', das von Gottsched anscheinend sehr geschätzt wurde, aber mit Recht längst vergessen ist. Mit Gottsched stand er in ziemlich regem Briefwechsel. Im August 1749 sandte ihm Gottsched ein gereimtes Schreiben, in welchem er als ein Auserwählter „dem Phöbus und die Neune von Herzen günstig sind" gepriesen wird. Als dann der Besuch des gelehrten Ehepaares in Wien erfolgte, steigerten sich die Beziehungen zur Freundschaft, ohne jemals eine Trübung zu erfahren. Das hier mitgeteilte Gedicht war nach Gaubickolheim in Niederösterreich gerichtet, wo Scheyb als Landschaftsekretär wirkte.

Der „böse Schwab", war der Benediktinermönch Augustin Dornblüth, der gegen Gottscheds ‚Deutsche Sprachkunst' einen sehr unwissenschaftlichen und rückläufig gerichteten Krieg führte.

Schreiben an die Reichsgräfin von Manteufel. (S. 166/7).

Johanna Henriette von Manteufel war die Gemahlin des Grafen Ernst Christoph von Manteufel, des auch geistig hochstehenden Gönners Gottscheds. Das kleine Gedicht gehört zu den schönsten und feinsten Huldigungsgedichten Gottscheds und ist, wenn ich nicht falsch unterrichtet bin, jetzt endlich auch in „der deutschen Sprache Ehrenkranz", den der, Gottsched noch immer mit großer Gleichgültigkeit gegenüberstehende ‚Allgem. d. Sprachverein', in wiederholten Auflagen herausgegeben hat, aufgenommen worden.

An die Musen. (S. 168.)

Dies anmutige kleine Gedicht ist, soviel ich weiß, zuerst in der 4. Auflage der ‚critischen Dichtkunst' (S. 401) erschienen.

Drey Scherzgedichte. (S. 169—191)

Diese drey teils durch ihren flotten Vortrag, teils durch die glückliche Erneuerung des Hans Sachs-Stils 'ausgezeichneten Gedichte, die Alles, was vor Gottsched in Deutschland gedichtet worden war, in den Schatten stellen, sind nur in

den zwey ersten Auflagen der ‚critischen Dichtkunst' erschienen. Joh. Friedrich May war einer der ersten Freunde, die Gottsched in Leipzig gewann. Als Gottsched 1738 aus der ‚deutschen Gesellschaft' ausschied, unter Umständen, die kein Freund des Zurücktretenden gutheißen konnte, blieb zwar May nicht nur nach wie vor Mitglied der Gesellschaft, sondern wurde sogar Gottscheds Nachfolger im Seniorat; aber die Freundschaft erlitt trotzdem keinen Schaden — ein besonders hervorstechender Beweis für Gottscheds Großherzigkeit. — Friedich Wilhelm Stübner war ein wohlhabender Kaufmannssohn und starb 1736 als Assessor. Er gehörte zu den treuesten Freunden und Verehrern Gottscheds unterstützte die ‚Deutsche Gesellschaft' und die, 1731 durch Gottsched erneuerte, philosophische Disputiergesellschaft, die 1663 als ‚Societas Conferentium' gegründet worden, aber längst eingegangen war. — Das Hochzeitgedicht ist der Tochter des wohlhabenden Leipziger Bürgers Pönicke und deren Gatten, einem Assessor Kürtzel, gewidmet.

Nachahmung der zweyten Satire des Boileau. (S. 192—197.)

Als Bekenntnisgedicht bedeutsam. Der auf S. 195/6 verspottete „große Reimemann", Daniel Schönemann (seit 1722 Pastor zu St. Georgen in Berlin), wurde 1734, am 11. August, Mitglied der ‚Deutschen Gesellschaft'. Er war auch Mitglied der preußischen Sozietät der Wissenschaften; wurde 1732 oder 1733 vom Amte suspendiert und starb 1738 auf dem Gute eines schlesischen Herrn von Knobelsdorff.

Hexameter. (S. 201/2).

Nur in der 4. Auflage der ‚critischen Dichtkunst' (S. 397) als Probe für den von Gottsched so warm empfohlenen Hexameter mitgeteilt.

Oden des Anakreon. (S. 203—207.)

Da mein Buchdrucker das Wort „Ode" offenbar nicht gekannt hat, so hat er „Coden" gedruckt was mir leider bey der Druckprüfung entgangen ist. Der Leser wird den Schnitzer lächelnd entschuldigen. — Die Gedichte 1—3 erschienen zuerst im 2. Bande der ‚Beyträge' (1733); die ganze Reihe wurde dann 1736 in den ‚Gedichten' veröffentlicht; sie gehören zu

den Stücken, die für einen dritten (nicht erschienenen) Band zurückbehalten wurden.

Zwey Sinngedichte. (S. 208.)

Sie erschienen zuerst in der 1. Auflage der ‚critischen Dichtkunst' (S. 485 u. 86). In der 3. und 4. Auflage waren die Schlußworte: „kurz, eine Biene seyn" umgeändert in: „kurz, Bienen ähnlich seyn", in welcher Gestalt es auch im ‚Handlexikon' (S. 620) abgedruckt ist. Ich habe trotzdem zur ersten Fassung zurückgegriffen, die allerdings im ersten Verse den Druckfehler „kurz und klein" aufweist, der bey mir leider stehen geblieben ist. Die spätere Fassung hat „neu und klein"; sie sollte natürlich auch bey mir erhalten bleiben.

An eine Spröde. (S. 182.)

Einem Madrigal von Boileau nachgebildet, aber zweifellos auf eine ganz persönliche Herzenserfahrung Gottscheds hinweisend.



# Inhalt des fünften Bandes.

# Gottscheds
# gesammelte Schriften.

(Ausgabe der Gottsched-Gesellschaft.)

# Gesammelte Reden

von

## Johann Christoph Gottsched.

Herausgegeben

von

**Eugen Reichel.**

**Berlin**

Gottsched-Verlag.

# Gesammelte Schriften

von

# Johann Christoph Gottsched.

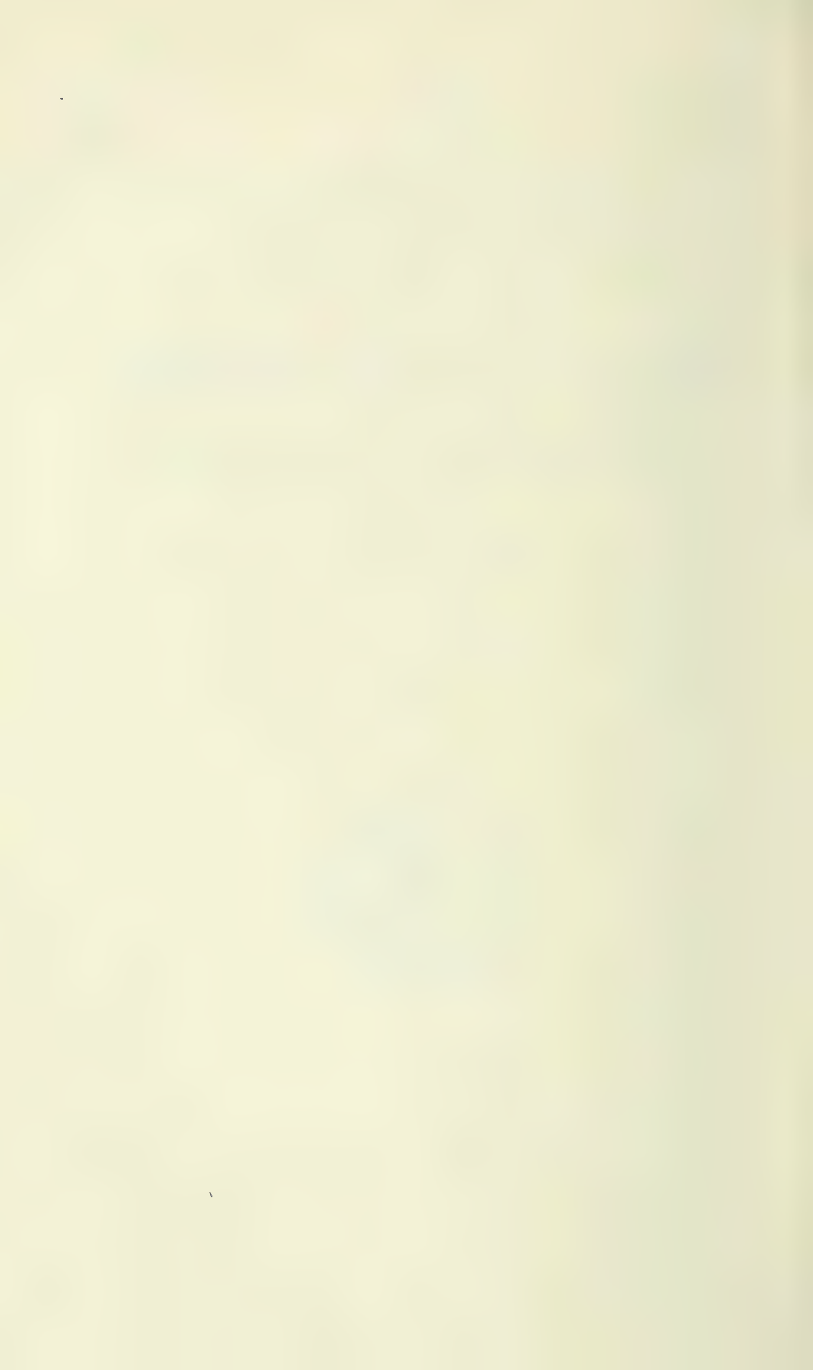
(Ausgabe der Gottsched-Gesellschaft)

Sechster Band.



**Berlin**

Gottsched-Verlag.

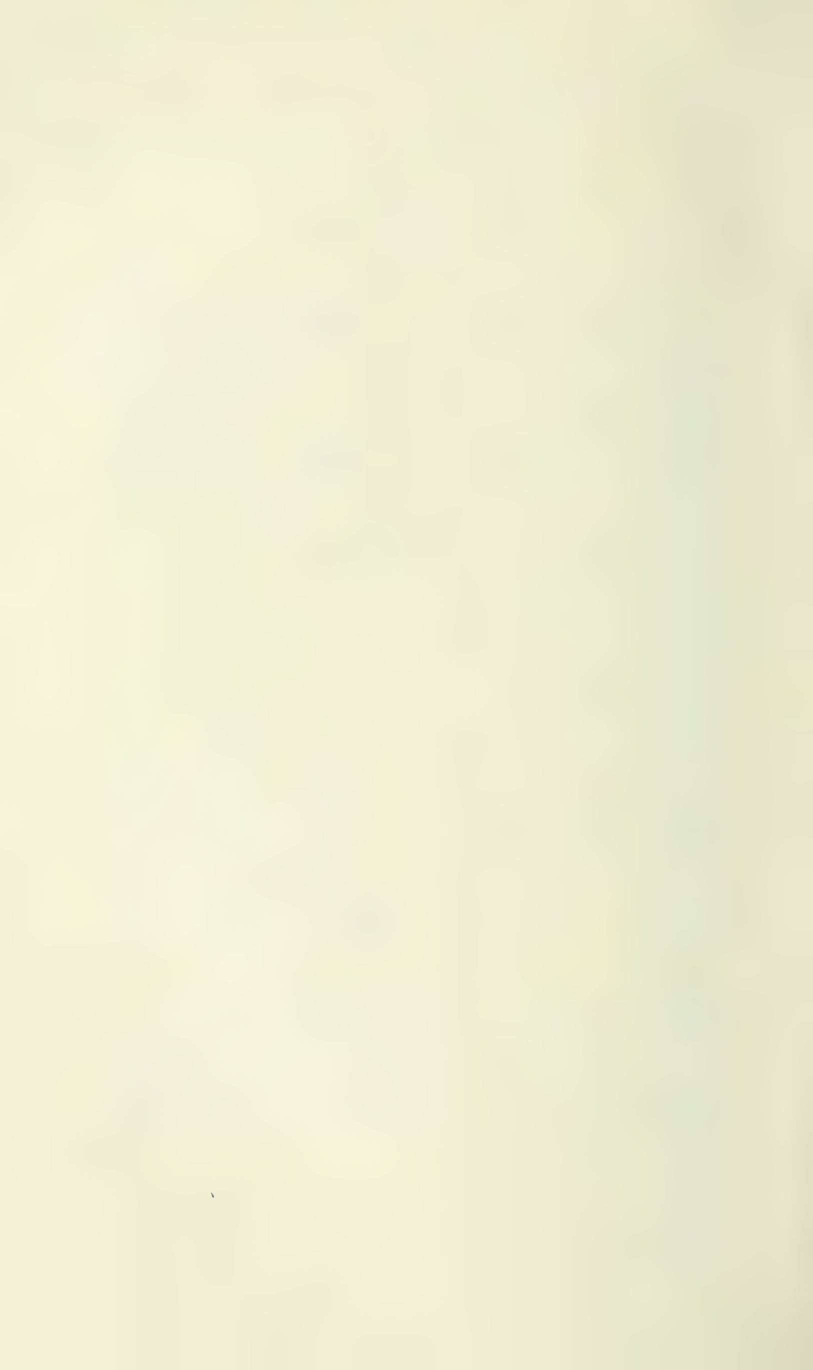


# Vorwort.

Die „Gesammleten Reden" erschienen 1749 in einer stattlichen Ausgabe bey Breitkopf. Es hat keine Veranlassung bestanden, diese Reden hier in derselben Vollständigkeit, wie die Urausgabe sie bietet, zum Abdrucke zu bringen; um so weniger, als der Gesamtausgabe seiner bis zum Jahre 1749 gehaltenen Reden bereits von Gottsched einige Reden entzogen wurden, die der 1736 erschienenen „Ausführlichen Redekunst" noch eingefügt waren: die „Rede wider die homiletischen Methodenkünstler" und die „Rede wider die so genannte Homiletik", die in den zwanziger Jahren, wegen ihrer Tendenz, viel böses Blut gemacht hatten, die jedoch für die Nachwelt ebenso wertlos geworden sind, wie die verschiedenen Reden, die Gottsched zur Begrüßung fürstlicher Gäste, zu Huldigungzwecken oder bey Todesfällen allerhöchster, höchster und ehrwürdiger Herren zu halten gezwungen oder veranlaßt wurde. Nur das Beste und Bedeutsamste durfte für die Nachwelt, für die Schatzkammer unseres Schrifttums gerettet werden, wenn gleich auch in diesen wertvollen Reden gelegentlich Stellen zu finden sind, die uns veraltet anmuten. So habe ich denn streng gesichtet; mich auf eine kleine Zahl von Reden beschränkt, und die erlesene Sammlung dafür durch die herrliche „Aufmunterungsrede an die Gesellschaft der freyen Künste", die „Rede bey der Krönungsfeyer des Freyherrn von Schönaich" und die wichtige, aber so gut wie verschollen gewesene „Akademische Vorlesung über die Frage: ob man in theatralischen Gedichten allezeit die Tugend als belohnt, und das Laster als bestrafet vorstellen müsse", bereichert.

In einem Anhang werde ich über die ausgeschalteten Reden kurz berichten, die in ihnen enthaltenen wertvollen Stellen mitteilen, und alle nötigen geschichtlichen und anderen zum besseren Verständnis einzelner Reden erforderlichen Mitteilungen machen. Auch besondere Eigentümlichkeiten in der Rechtschreibung sollen, den Herren Philologen zu Liebe, dort angeführt werden.

R.



# Gesammelte Reden.



# Akademische Rede
# von dem verderblichen Religionseifer,
## und der heilsamen
## Duldung aller christlichen Religionen
## (1725).

---

### Allerseits hochzuehrende Herren!

Alle diejenigen, so ein allerhöchstes Wesen glauben, welches durch seine uneingeschränkte Weisheit, Macht und Güte dieses wunderwürdige Weltgebäude hervorgebracht hat; alle diejenigen, so dafür halten, daſs dieser große Urheber der Welt, noch bis auf diese Stunde, ein wachsames Auge über seine Geschöpfe hat und, sonderlich die Vernünftigen, immer glückseliger zu machen suchet: alle diejenigen, sage ich, haben eine Religion. Ich will hiermit nicht behaupten, daſs die bisher erwähnten Stücke allein das Wesen der ganzen Religion ausmachen. Es kommen freylich noch viele Lehren, und mancherley äußerliche Handlungen der Menschen dazu, womit sie ihre innerliche Gedanken von Gott und göttlichen

Dingen zu verstehen geben; wodurch sie ihre Ehrerbietung, ihre Liebe und ihr Vertrauen, gegen ein so majestätisches, gütiges und mächtiges Wesen, an den Tag legen; wodurch sie endlich seinen, durch ihre Laster erregten Zorn, zu besänftigen trachten. Indessen ist es gewiss, dass jene der rechte Grund und das Hauptwerk, diese aber nur äußerliche Kennzeichen und Früchte der Religion sind, die als natürliche Folgen aus der Erkenntnis angeführter Lehrsätze
521 fließen.

Wer sieht aber nicht, aus dieser allgemeinen Beschreibung der Religion überhaupt, dass es in derselben vielerley mögliche Veränderungen geben könne? Ja wer ist unter uns so fremde, und so unbekannt in der Welt, der nicht wissen sollte, dass man wirklich auf dem Erdboden unzählige Spaltungen unter denen antrifft; die doch, wenn sie wider die Feinde der Religion streiten, alle zu einer Partey gehören? Nicht nur die äußerlichen Zeremonien, nicht nur die Gewohnheiten in Verrichtung des Gottesdienstes; selbst die innerlichen Gedanken und Meynungen von Gott, sind bey den Einwohnern der Erden, auf eine wunderbare Weise unterschieden. Und daher entsteht eben die ungezählte Menge der Religionen.

Hilf ewiger Gott! was für ein trauriger Anblick stellt sich hier vor meine Augen? So viel ich Religionen in der Welt wahrnehme, so viel feindselige Parteyen erblicke ich, die nichts, als Gift und Galle, die nichts, als Eifer und Rache, in ihren Herzen kochen; und denselben alle Augenblicke, mit unglaublicher Freude, auf ihre Widersacher auszuschütten begierig sind. Ich sehe alle das Unheil, alle den Jammer, alle das Elend und Herzeleid, so der Unter-

schied der Religionen auf dem Erdboden, von Anbeginn der Welt bis auf diese Stunde, angerichtet hat. Und meine Herren werden es mir vermutlich vergönnen, dass ich diesen meinen Betrachtungen weiter nachgehen, und teils von dem verderblichen Religionseifer; teils auch von der heilsamen Duldung fremder Glaubensgenossen einige Worte machen möge.

Sollte man sichs doch nicht einbilden, sollte man es doch nicht glauben, dass dasjenige, welches, der göttlichen Absicht nach, für das menschliche Geschlecht eine Quelle aller Glückseligkeit seyn sollte, ein überfließender Brunn und ein trauriger Ursprung tausend- 522 faches Unglückes werden könnte. Allein die Religion, leider! ist durch den unvernünftigen Eifer ihrer Verfechter in den Stand gesetzt worden, dass sie uns hievon eine ausnehmende Probe geben kann. Das allerheilsamste von der ganzen Welt, ist bisweilen zu gleicher Zeit das allerverderblichste geworden. Was die Menschen glücklich machen sollen, das hat sie leider! sehr oft, in den Abgrund alles Unglückes gestürzt.

Ich sage noch zu wenig. Das meiste Blut, so jemals die Erde in sich getrunken hat, ist durch die Religion vergossen worden. Ich sage noch mehr! Die Religion allein hat mehr Menschen gefressen, als das Schwert jemals ermordet hat, als das Wasser jemals ersäuft, als das Feuer jemals verzehrt hat. Sie zweifeln, wie ich sehe, hochgeehrte Herren, an der Wahrheit meiner Rede. Wolan, ich will sie erweislich machen. Schlagen sie alle Geschichtbücher nach, so die Begebenheiten der alten und neuen Welt beschrieben haben: so werden alle Blätter von den blutigen Religionskriegen Zeugnisse ablegen. Die

Jüden haben mit den Heiden, die Heiden mit den Christen, die Christen mit den Türken, von allen Zeiten her, um nichts so sehr, als um den Glauben gestritten. Eine Religion ist sehr oft wider alle, und alle wider eine gewesen. Und was für Blut ist dabey nicht verspritzt worden? Ich führe sie mit mir durch alle vier Weltteile, durch alles feste Land, und durch alle bewohnte Inseln. Was erblicken sie daselbst anders, als verwüstete Städte, verheerte Länder, und von Blut aufgeschwollene Ströme? Und dieses alles sind traurige Merkmale eines blutdürstigen und unauslöschlichen Religionseifers. Alle Nationen treten fast mit verwundeten Häuptern vor unsre Augen: und sobald wir sie nach der Ursache 523 ihrer Beschädigung fragen, geben sie einhällig zur Antwort: daſs sie sich dieselben bloß um der Religion halber so blutig gestoßen. In Asien kann uns Japan, von vielen tausend Hirnschalen abgesäbelter Christenköpfe, ganze Berge aufwerfen. In Afrika könnten die von den Sarazenen vertilgten Christen, mit ihrem Blute das halbe mittelländische Meer färben. In Amerika aber, sind alle daher gebrachte Schätze nicht zulänglich, die Anzahl so vieler Millionen Menschen zu erkaufen, die um der Religion halber ihr Leben gelassen haben.

Was soll ich von Europa sagen? Dieser unselige Weltteil ist, vor allen andern, allezeit ein Sitz und Schauplatz des allergrausamsten Religionseifers gewesen. Ich gedenke nicht an die wütenden Verfolgungen der alten Zeiten. Ich übergehe die tyrannischen Monarchen der Römer, welche oft in einem Tage mehr Menschen erwürgen lassen, als in ganzen Jahren geboren wurden. Die heutiges Tages, oder

doch zu unsrer Väter Zeiten, geführten Religionskriege, geben uns Beweistümer genug an die Hand. In Spanien haben zuerst die Mohren wider die Christen, hernach diese wider jene gewütet. Und wie? rauchen die Scheiterhaufen nicht noch, die das entsetzliche Inquisitionsgericht seit so vielen Jahren anzünden lassen? In Frankreich schwimmt ja noch alles von dem Blute der Hugonotten. Hat doch die Seine kaum Wasser genug gehabt, die Straßen in Paris von den Überbleibseln einer grausamen Mordhochzeit zu saubern. Was hat es in Engelland und Schottland nicht für Köpfe gekostet, ehe die protestirende Religion in den Schwang gebracht worden ist? Und was für eine Menge ermordeter Christengebeine könnten uns nicht die Niederlande aufweisen, welche alle von dem Religionseifer eines grausamen Herzogs von Alba zeugen? 524

Und o! daß ich auf dich nicht kommen dürfte, du vor andern Ländern uns so wertes Deutschland! o daß doch nur deine Gränzen, von solchem unmenschlichen Blutvergießen frey geblieben wären, so daß dein Exempel allen Völkern der Welt zum Muster dienen könnte. Allein vergeblicher Wunsch! auch du, auch du selbst seufzest noch über das, in einem 30jährigen Religionskriege vergossene Bürgerblut. Der weiße Prager Berg hat noch zur Zeit die roten Flecken nicht verlöschen lassen, die von dem Glaubenseifer zwoer Heere ein glaubwürdiges Zeugnis abstatten. Und das edle Sachsen, das Herz Germaniens, zeiget uns noch die Plätze, wo so wol Könige, als Fürsten ihr Leben eingebüßt, wann sie, die Glaubensfreyheit ihrer Religionsverwandten zu verteidigen, den Degen gezückt haben.

Doch, wo gerate ich hin? Und muſs ich nicht beſorgen, durch eine allzugroße Weitläufigkeit ihnen, hochgeehrte Herren, einen Verdruſs zu erwecken? Sie ſelber erkennen ſchon die Wahrheit meines vorigen Satzes. Sie ſehen aber auch wol, daſs ich dieſes alles in keiner andern Abſicht vorgebracht habe, als die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts zu beſchreiben, die es von einer allgemeinen Duldung der Religionen zu hoffen hätte. Ich habe es hierinnen nur wie ein Maler gemacht, der die Nacht deswegen ſo ſchwarz malet, damit das helle Tageslicht deſto deutlicher in die Augen fallen möge.

O wie ſelig! o wie glücklich und vergnügt würden die Sterblichen in der Welt leben: wenn entweder allenthalben eine völlige Übereinſtimmung der Meynungen, und eine Gleichförmigkeit der äußerlichen Zeremonien im Gottesdienſte herrſchen möchte; oder doch zum wenigſten eine allgemeine Religionsfreyheit 525 eingeführet wäre.

Alle Verſtändige haben ſich längſt darüber vereiniget, daſs die Einigkeit und Geſellſchaft das einzige Mittel ſey, das menſchliche Geſchlecht glücklich zu machen. Was iſt nun dieſer Freundſchaft mehr zuwider, als Krieg, Mord, Blutvergießen und Verwüſtungen? Und wie viel Kriege würden nicht nachbleiben, wenn der Religionseifer in den Herzen der Menſchen einmal gedämpfet wäre, wenn man einen jeden den Trieben ſeiner Andacht folgen; und einer ungeſtörten Gewiſſensfreyheit genießen ließe? Es iſt zwar gewiſs, daſs es auch in dieſem Falle an Kriegen und Blutvergießen noch nicht fehlen würde. Eigennutz, Herrſchſucht, Rachgier, und andre Leidenſchaften der Fürſten, würden freylich noch Unheils genug

auf dem Erdboden stiften können. Allein, sind nicht die Religionskriege ordentlich die allerheftigsten? Und daher kann man leicht denken, was für große Veränderungen es schon geben würde, wenn auch nur diese allein abgestellt würden. Fürwahr, Spanien würde lange nicht so von Einwohnern entblößt seyn; Frankreich wäre lange nicht so von Kräften gekommen; Britannien selbst würde nicht so vielen Aufrühren unterworfen seyn, als man itzo sieht. Alle Länder würden gegen einander, und alle Provinzen derselben unter sich in beständigem Vertrauen leben; eines würde des andern Glückseligkeit weit williger, als itzo geschieht, befördern. Ja zeiget nicht der heutige Zustand der Welt zur Gnüge, von der Gewissheit meines Satzes: indem ja ein Volk, alsdann erst anfängt glücklich zu werden, wann es, entweder aus Furcht, oder aus Eigennutz, seinem Religionseifer Schranken setzt; hingegen alsobald in Abnahme gerät, wenn es seiner unzeitigen Begierde, den Glauben mit Gewalt zu schützen, unbesonnener Weise den Zügel schießen lässt. 526

Ist es ferner eine bey den größten Statisten längst ausgemachte Sache, dass die Menge der Einwohner eine Stadt, und der Überfluss der Untertanen, ein Reich glücklich mache: so ist ja abermal sonnenklar zu spüren, was die Duldung aller Religionen für einen unvergleichlichen Nutzen schaffen würde. Warum ist doch Deutschland so volkreich? warum hat es solch einen Überfluss an großen und mittelmäßigen Städten, Flecken und weitläufigen Dorfschaften; als darum, weil alle drey Parteyen der christlichen Religion darinnen ihrer Freyheit genießen können? Und woher ist das kleine Holland,

zu einer so wunderwürdigen Macht gelangt, als weil es allen Völkern der Welt die unschätzbare Gewissensfreyheit erlaubt? Und ich getraue mir wol zu sagen, daſs diese Grundregel der niederländischen Republik, allen Staatskünsten eines verschmitzten Mazarins und Richelieu, weit, weit vorzuziehen, und daher allen Prinzen und Regenten des Erdbodens, auf das nachdrücklichste anzubefehlen sey.

Ich sehe nicht, was allhier mit einigem Scheine der Wahrheit zum Einwurfe dienen könnte. Doch eins fällt mir bey: die Vernunft selbst lehrt uns ja, spricht man, daſs die Wahrheit über alles zu schätzen sey, und daſs man zu ihrer Verteidigung und Ausbreitung, Gut und Blut, Leib und Leben zu wagen verbunden sey. Ganz recht: dieses zu leugnen, ist mir niemals in den Sinn gekommen. Allein sage mir, du hitziger Religionseiferer, was ist Wahrheit? Und welches ist diejenige glückliche Partey, die hierin allen übrigen den Vorteil abgewinnen kann? Sage nicht, die römisch-katholische Kirche sey der Mittelpunkt der Wahrheit, und die einzige Religion, darinnen man seiner Seligkeit halber sicher seyn könne. Ich weiſs, du bist davon fest überredet, 527 und die ganze Kirche, wie du sprichst, oder deutlicher zu sagen, alle deine Religionsverwandten stimmen mit dir überein. Was dünkt dich aber? Ein Türk hält sich auch für einen Muselmann, für einen Rechtgläubigen. Ein Chineser glaubt auch, daſs er die älteste und beste Religion habe. Wer hat von euch dreyen recht? Wer soll Macht haben, die andern zu verfolgen? Confucius gilt bey der einen Partey so viel, als Mahomet bey der andern. Und der Mufti hat eben so viel Ansehen bey seinen Glaubens-

genossen, als der Pabst bey euch Römischkatholischen. Wer wird nun diesen ewigen Streit beylegen?

Gibt es nicht ferner in dem Christentume selbst Trennungen genug? Habeßinien hat, seiner Meynung nach, die wahre Lehre der Apostel beybehalten. Die griechische Kirche rühmt sich ein gleiches. Und die lateinische meynt, daſs dieser Vorzug ihr zugehöre. Wem soll ich hier glauben? Oder welcher Partey will man das Recht geben, die andern zu verketzern, zu verfolgen und zu vertilgen? Doch gesetzt, die römische Kirche, oder irgend eine andere, wäre dasjenige, wofür man sie ausgibt: wäre es denn deswegen vernünftig, alle andere Religionen zu unterdrücken, und ihre Anhänger zu ihrer Partey zu zwingen? Wird denn die Religion den Seelen durch Waffen und Feuerflammen eingeprägt? Keinesweges. Denn was ist es, warum sie mit einander streiten? Lehren und Meynungen sind es; Meynungen, die sich gewiſs mit Stahl und Flammen nicht einflößen lassen. Es gehören weit andere Mittel dazu, wenn man Irrtümer widerlegen, und den Gemütern der Menschen Wahrheiten beybringen will. Die spanischen Henkersknechte, und die französischen Dragoner haben zwar unzählige Heuchler; aber keinen einzigen wahrhaftigen Katholischen gemacht. Die Seele des Menschen ist ein freyes Wesen, und der Verstand läſst sich nicht zwingen. Je mehr man ihn nötigen will, etwas für wahr anzunehmen, was er für falsch hält, desto mehr empört er sich. Und wenn gleich der Mund endlich nachgibt: so bleibt doch das Herz noch immer unbesiegt. Sagen sie nunmehr selbst, hochgeehrte Anwesende, ob nicht der Religionseifer eine höchst verderbliche, die Duldung

fremder Glaubensgenossen hingegen, eine höchst nützliche und vernünftige Sache sey?

Ach! was für traurige Gedanken erfüllen hier, auf einmal meine Seele! Ich habe mir bisher Gewalt angetan, mit keinem einzigen Worte an die grausamen Mordgeschichten zu gedenken, die unsern allerliebsten Glaubensbrüdern, im verwichenen Jahre so viel Tränen ausgepresst, zugleich aber uns das Schwert durchs Herz gestoßen haben. Ach! aber, ich kann diesen Zwang nicht länger erdulden! Ich muss den Bewegungen meines innerlichen Schmerzens einigermaßen Raum geben.

O wenn es mir nur nicht an beweglichen Worten hierzu fehlen möchte! O wenn mich doch Natur und Kunst, den größten Rednern, die jemals gelebt haben, gleich gemacht hätten: so wollte ich diese Geschicklichkeit mit der inwendigen Betrübnis meiner Seelen vereinbaren; und alles so jämmerlich, so beweglich und nachdrücklich abschildern, dass allen, die mich hören, blutige Tränen aus den Augen dringen sollten. Und welche Gelegenheit wäre wol geschickter, eine bessere Materie dazu zu verschaffen, als eben diese? Was sehen wir vor unsern Augen? Eine große Anzahl ermordeter Leichname! lauter enthauptete Menschenkörper! Doch was, Menschenkörper? Christenkörper! Körper unserer eigenen Religionsverwandten sind es, welche alle ihre Wohlfahrt in 529 den Händen eines barbarischen Volkes sehen, ihre Häupter dem blutdürstigen Henkerschwerte hinstrecken, und ihr unschuldiges Blut, ach dass ich es sagen muss! ihr unschuldiges Blut, mitten auf dem Markte einer evangelischen Stadt verspritzen müssen.

Ich sehe, wie mich dünket, dass sich die rot-

besprengten Steine entsetzen, und gleichsam erzittern. Ich höre diese stumme Kreaturen um Rache schreyen. Ihr aber könnt so unempfindlich seyn, ihr grausamen Feinde der Evangelischen? Haben denn eure Herzen die gefühllose Natur dieser unbelebten Steine an sich genommen, dass auch ein so trauriger Anblick keinen Eindruck bey euch zu machen vermögend ist? Ja, ja, ihr seyd kaum Menschen mehr. Selbst wilde Tiere sind mitleidiger, als ihr. Felsen, sinnlose Felsen seyd ihr! wo ich nicht irre. Doch ich irre, ich irre freylich; denn ihr seyd dieser Abbildung nicht einmal wert. Ja! wenn ihr noch das Blut der Erwürgten mit gleichgültigen Augen angesehen hättet; wenn ihr weder Freude noch Betrübnis an euch hättet spüren lassen: so könnte man euch noch mit Steinen, mit unempfindlichen Steinen in eine Klasse setzen. Itzo aber ist eure Gemütsart weit abscheulicher. Ihr seht ein so blutiges Mordgerüst mit Vergnügen an. Jeder Schwertstreich des Henkers bringt euch eine neue Lust. Und so viel Häupter ihr von den Rümpfen springen seht, so vielfach ist das Jubelgeschrey, welches von euren Lippen erschallt.

O barbarische Tyranney! O unmenschlicher Religionseifer! Saget selbst, ihr blutdürstigen Seelen, wäre es uns zu verdenken, wenn wir euch alles Unglück auf den Kopf, und den allerstrengsten Zorn Gottes zum Lohne anwünschen möchten? Dies wäre ja die allergeringste Rache, dazu uns eine solche Beleidigung anflammen könnte. 530

Doch behüte uns Gott! dass wir dieses tun sollten. Die christliche Liebe, die Billigkeit, ja selbst die Menschlichkeit verbeut es uns, gegen Brüder

so grausam zu seyn. Wir hüten uns selbst vor dem wütenden Religionseifer; der ja nichts anders, als Unheil und Verderben anzurichten geschickt ist. Ihr lebet, grausame Feinde! und wir wünschen euch, noch so lange zu leben, bis ihr zur Erkenntnis eurer Ungerechtigkeit kommt, und dereinst das unschuldige Blut unserer Brüder, unserer liebsten Glaubensbrüder, mit euren eigenen Tränen abwaschen 531 werdet.

# Akademische Rede zum Lobe der Weltweisheit

im Jahre 1728
vor einer öffentlichen Disputation
auf der philosophischen Kateder zu Leipzig gehalten,
aus dem Lateinischen übersetzt.

---

## Des philosophischen Ordens hochansehnliches Oberhaupt, Hochedelgeborner und Hochgelahrter Herr, allerseits hochzuehrende Herren.

Sie wissen, a. h. Zuhörer, daß ich vor wenig Tagen, den andern Teil meiner Rechtfertigung des natürlichen Einflusses zwischen Seele und Leib, und zwar das erste Hauptstück desselben, so wider den Cartesius gerichtet ist, ans Licht gestellet habe: sie sehen es auch itzo, daß ich den öffentlichen Lehrstuhl der Weltweisen in keiner andern Absicht bestiegen, als daß ich diese meine Abhandlung wider die Einwürfe gelehrter Männer verteidigen wolle. Es ist also umsonst, ihnen von meinem Vorhaben, oder von dem berühmten Gegner, den ich mir zu widerlegen vorgenommen habe, eine lange Vorrede zu halten. Jenes können sie aus meiner Schrift selbst wahrnehmen: dieses aber, nämlich der große Ruhm des

Cartesius, ist aller Welt so bekannt, daß alle Schüler der neuern philosophischen Historie meiner Nachrichten hiervon gar leicht entbehren können.

Indessen befiehlt mir teils die weise Vorschrift der Alten, teils die Gewohnheit unsrer hohen Schule, eine Vorrede zu halten: und ich bin viel zu gewissenhaft, 157 als daß ich wider beyde die geringste Neuerung unternehmen sollte. Was könnte aber ein Liebhaber oder Lehrer der Weltweisheit, wol für einen bessern Hauptsatz zu einer solchen Rede wählen, als das Lob der Weltweisheit selbst? Ich sehe es in Wahrheit nicht, H. Z. und dafern sie mich der obigen Benennungen nicht ganz unwürdig halten, so werde ich es mir angelegen seyn lassen, ihnen gedachtermaßen, die Erlernung der philosophischen Wissenschaften anzupreisen.

So greife ich denn eine Arbeit an, die so wol diesem ansehnlichen Hörsaale der Weltweisen, als diesem Lehrstuhle, welcher längst philosophischen Abhandlungen geweiht ist, anständig ist; sowol der Gegenwart des preiswürdigen Oberhauptes des philosophischen Ordens, als auch ihrer aller Aufmerksamkeit, H. Z. nicht unwürdig ist. Ich will mir alle Mühe geben, so viel mein Vermögen es erlaubet, diesen Vorsatz so ins Werk zu richten, daß ihren Ohren kein Ekel erwecket werden, und am Ende niemanden die darauf verwandte Zeit gereuen möge. Gönnen sie mir nur die Ehre ihrer Aufmerksamkeit, und geben sie mir durch diese Gewogenheit einen neuen Antrieb, diesen so edlen und wichtigen Satz gehörig auszuführen.

Es wird wol nicht nötig seyn, ihnen A. H. Z. zu erklären, was durch die Weltweisheit zu verstehen

seyn. Ich würde etwas vergebliches unternehmen, wenn ich von einem so bekannten Worte, welches auch schon unter Ungelehrten nicht mehr fremde ist, entweder eine mühsame Beschreibung geben, oder es von seinen Stammwörtern herleiten wollte. Viel besser wird es seyn, wenn ich mich bemühen werde, die Sache selbst ins Licht zu setzen. Diejenige Weltweisheit nämlich, die ich zu loben, und deren Erlernung ich einem jeden anzupreisen willens bin, ist eine Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge, eine Lehrerinn des Verstandes und der Tugend, eine Meisterin der Wahrheit und guter Sitten. Sie ist, sage ich, der herrlichste Vorzug des menschlichen Geschlechts vor allen übrigen Tieren: sie ist endlich das allervortrefflichste und allerschönste Geschenk, das der Allerhöchste uns Sterblichen hätte verleihen können. 458

Weg derohalben aus dem Inbegriffe der Weltweisheit mit allem müssigen und unverständlichen Geschwätze, dessen Erlernung weder den Kopf aufräumt, noch zu Verbesserung des Wandels das allergeringste beyträgt. Weg auch mit der so berufenen Feuerphilosophie, der Tochter des Aberglaubens, die die Natur mit Maulwurfsaugen ansieht, und, mit jenem Poeten zu reden, ganz recht eine rasende Weisheit zu nennen ist. Die wahre Weltweisheit, von der wir reden, besteht wahrlich nicht in der schmutzigen Kunst von Verwandlung der Metalle; oder in einer übelverbundenen Reihe künstlich verwirrter Träume. Diejenige Philosophie, die wir anpreisen, und die wir unsers Fleißes nicht unwürdig achten sollen, die muſs uns eifrig machen, nach der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes zu streben, dieselbe zu befördern, ja wirklich zuwege zu bringen.

Scheint es nun wol nötig zu seyn, H. Z. daß ich diejenigen zu dieser vortrefflichen Wissenschaft anmahnen soll, welche sich der Gelehrsamkeit gewidmet haben? diejenigen, die, durch den unwiderruflichen Vorsatz ihrer Ältern, den Musen geweihet worden, und sich jährlich in unsrer gelehrten Laufbahn einfinden? diejenigen endlich, die man auch die Schulen der Weltweisen hier und dar haufenweise besuchen sieht? Ja, H. Z. ich habe recht wichtige Gründe, die mich bewegen, ja mit Gewalt treiben, daß ich alle Liebhaber der Gelehrsamkeit, hauptsächlich zur Erlernung der Weltweisheit; die Schüler der Philosophen aber, zu einem größern Eifer in ihrem Fleiße, ermahnen, und mit neuen Beweisen noch heftiger dazu anspornen soll.

Denn wem ist von ihnen allen unbekannt, H. Z. wie groß, auch unter den Studirenden, die Menge derjenigen ist, die aus einem wunderlichen Vorurteile, zwar alle Arten der Gelehrsamkeit mit Ernst treiben; der einzigen Philosophie aber so gar vergessen, daß sie dieselbe kaum dem Namen nach kennen? O! daß dieses diejenigen hören möchten, die kein Bedenken tragen, die Lehren der menschlichen Weisheit mit Schimpfworten anzugreifen; solche schwärmende Köpfe, die sich fälschlich göttlicher Eingebungen rühmen, und überall von einer himmlischen Weisheit pralen. O! daß dieses diejenigen hören möchten, die sichs für einen Schimpf achten, etwas gelernt zu haben; die einen gescheidten Kopf für einen Höllenbrand ausgeben, und von einem sogenannten innern Lichte trunken, die von ihnen so betitelte Weisheit dieser Welt, mit stolzen Blicken verachten. O daß sie, sage ich, dieses anhören,

und voller Schamröte daraus erkennen möchten, wie wenig man nach ihren Rasereyen frage!

Denn mit was für Spöttereyen, H. H. oder mit was für einem Abscheue vielmehr, sollte man dergleichen verwegene Lästerungen dieser Ebenteuer wol empfangen? Denn Menschen kann ich sie kaum nennen, indem sie fast allen Gebrauch ihrer Vernunft abgeschworen haben, um den Hirngeburten ihres verwirrten Witzes nachzuhängen. Ist es nicht so, dass man recht tut, wenn man solche Leute mit Stillschweigen übergeht, die eher Nieszwurz als eine Widerlegung nötig haben; und an deren Genesung man billig verzweifeln kann? Wir freuen uns vielmehr, H. Z. und freuen uns mit allem Rechte, dass dieser berühmte Sitz der Musen mit einer so weisheithassenden Pest bisher nicht angesteckt worden. Wir 160 klagen auch nicht, dass man die Weltweisheit hasse: nein! nur dass sie von vielen nur obenhin angesehen wird, die doch selbst nicht recht wissen, was sie tun; das, das ist es alles, worüber wir uns beschweren!

Ich weiß sehr wol, was ich sage, H. Z. Wie voll sind nicht die Hörsäle der heiligen Gottesgelahrtheit? Wie voll die Wohnungen der geheiligten Gesetze? Wie voll die Lehrbänke der heilsamen Kunst? Wie voll sind nicht ferner die Zimmer derer, die sowol die Geschichte der Welt, als der Kirche Gottes, erklären, ja die Schicksale aller Künste und Wissenschaften erzählen? Wie voll sind endlich nicht auch die Schulen der Sprachlehrer, die bey uns in den orientalischen Mundarten Unterricht geben? Nur die Wohnungen der Minerva erscheinen vor unsern Augen fast leer und verlassen. Es ist auch so schwer eben nicht, die Ursachen dieses Übels zu erraten.

Gibt es nämlich in den höhern Fakultäten solche unphilosophische Lehrer, welche die ihrer Sorgfalt und Aufsicht anvertraute akademische Jugend, auf eine sehr unvernünftige Weise, von einem ernstlichen Fleiße in der Weltweisheit abhalten? Gibt es nicht Lehrer, die es eben dadurch zu hindern suchen, daß nicht ihre Schüler, etwa erstlich in den Schulen der Weltweisen ihren Verstand ausklären, und die Vorurteile ablegen; nachmals die Fehler ihres Vortrages einsehen, und in kurzem klüger, als sie selbst, werden mögen?

Sonderlich pflegen diejenigen solche verkehrte Wegweiser junger Studirenden abzugeben, H. Z. denen es gewissermaßen daran gelegen ist, daß auch die Gelehrten selbst nicht alle Finsternis aus ihrem Verstande verbannen mögen. Diese sind es, welche sich am liebsten recht einfältige, und durch keine Lehren 461 der Weisheit vorbereitete Jünger zu wünschen pflegen; damit sie nämlich ihnen desto leichter Beyfall geben, und alle ihre Sätze auf guten Glauben dem Gedächtnisse einprägen, und als Orakelsprüche verehren mögen. Daher entspringt leider! die unzählbare Menge so vieler ungeschickten Leute, die sich der Gottesgelahrtheit, der Rechte und der Arzneykunst beflissen haben! Daher kommt das Unheil der gelehrten Welt, daß kaum hier und da einige Funken der gesunden Vernunft hervorblicken! Daher kommt die ungeheure Schar der Halbgelehrten, die oft selbst kaum weiß, was sie haben will; und doch andre zwingen will, ihre Torheiten gut zu heißen, zu verehren und zu verteidigen!

Wie sehr, H. Z. wie sehr wären doch alle diejenigen zu beklagen, die an solche blinde Leiter ge-

raten: wenn es sonst nicht bekannt wäre, daſs die meisten ohnedem unter einem so unglücklichen Gestirne geboren wären, und von Natur schon solche sklavische Gemüter bekommen hätten; daſs sie kaum vermögend wären, ihre träge Seelen zu erheben, oder ihre schläfrigen Augen dem Lichte der Wahrheit zu öffnen. Wahrhaftig recht elende Menschen! die man lieber von den Wissenschaften zurücke zu halten, als mit übel angewandten Wohltaten und Stiftungen, zum Heiligtume der Musen zu locken Ursache hätte!

Ferne sey es von ihnen, A. H. Z. daſs sie diesen Sklaven der Unwissenheit auf eine niederträchtige Art nachahmen sollten! Ich hege eine weit bessere Meynung von einem jeden unter ihnen, und werde mich niemals überreden lassen, daſs auch nur ein einziger von denen, die diese Katheder umgeben haben, zur törichten Zahl der Verächter der Weltweisheit gehören sollte.

Gleichwol ist es nicht zu leugnen, daſs es nicht auch eine andre Gattung von Studirenden bey uns geben sollte; die mir allemal desto bedaurens- 462 würdiger vorgekommen ist, je fähiger die Natur ihre Seelen zu den vortrefflichsten Dingen gemacht hat. Sollten ja einige davon noch zugegen seyn; so ersuche ich sie, mich aufmerksam anzuhören, und das, was ich vorbringen will, reiflich zu erwägen. Wie unfruchtbare Felder und Gärten vorbereitet werden müssen, reiche Früchte zu bringen, das ist ihnen allerseits bekannt, H. A. Man muſs Pflugscharen und Grabscheite brauchen, dieselben mürbe zu machen; man muſs alle Erdklöße umkehren, alle Steine und Dornhecken wegschaffen, alles Unkraut ausrotten;

ehe sie geschickt werden, den guten Samen anzunehmen, und mit Wucher wieder zu geben. Eben so ist es mit den Gemütern der Menschen beschaffen. Auch hier würde man von einem unbereiteten und rohen Verstande, vergebens eine reiche Ärnte der Gelehrsamkeit hoffen; wenn man ihn nicht gleichsam vorher bearbeitet, und dadurch fähig gemacht hätte, die Saat der Wissenschaften anzunehmen und hervorzutreiben.

Dies ist nun das Werk der Vernunftlehre, H. Z. dies ist die eigentliche Arbeit der Metaphysik! Die erstere reinigt gute Köpfe von Irrtümern, Vorurteilen und falschen Schlüssen. Die andre hergegen teilet dem Verstande die Samkörner der übrigen Künste und Wissenschaften mit; indem sie demselben eine Fertigkeit in den ersten Grundwahrheiten der menschlichen Vernunft beybringt. Ist nun dem also? O so zweifeln sie doch nicht, H. H. sich derjenigen Wissenschaft zu weihen, die noch niemand ohne seinen Schaden versäumet; und die noch niemand, der sie verstanden, für unnütz ausgegeben hat. Die Erfahrung selbst wird sie dermaleins völlig überzeugen, wie herrlich der Nutzen derselben sey. Ihre Gemüter sind viel zu edel und allerdings wert, die Heiligtümer der Weisheit nicht nur von fern anzusehen, sondern auch zu den innersten Geheimnissen der Pallas gelassen zu werden.

Ich komme nunmehr zu ihnen, H. H. deren Gegenwart und Aufmerksamkeit schon sattsam zeigt, dass sie zum wenigsten einigen Fleiß auch auf die Erlernung der Weltweisheit wenden. Halte ich nun dieses gleich für ausgemacht, und für höchst rühmlich: so besorge ich doch, es möchte vielleicht auch unter

ihnen einige geben, die sich einbilden, man dürfe nur so obenhin, und gleichsam im Vorbeygehen, die philosophischen Wissenschaften erlernen.

Es ist ein gemeines Vorurteil, W. Z. welches bey vielen herrscht: man könne zwar die Weltweisheit treiben, allein man müsse solches nur einigermaßen tun: man könne zwar die Lehrsäle der Philosophen besuchen; allein man dürfe es nur in seinen Nebenstunden, oder dann allererst tun, wann man mit allen übrigen akademischen Beschäftigungen zum Ende gekommen. Hüten sie sich doch, A. H. für einer so schändlichen Pest! Hüten sie sich, daſs nicht eine so ansteckende Seuche auch sie vergifte, und ihre Gemüter, die zu etwas bessern geboren sind, nicht dahinreiße. War es nicht vormals eines großen römischen Kaisers Wahlspruch: daſs ein Weiser nichts obenhin tun müsse? Fürwahr eine goldene Regel, die aus keinem gemeinen Verstande entsprungen ist! Wem aber sollte man dieselbe billig mehr anpreisen, als euch, ihr Verehrer philosophischer Wissenschaften! und wer sollte sie von rechts wegen heiliger beobachten, als ihr, ihr Schüler der Weisheit?

Denn das ist ganz unmöglich, werteste Zuhörer, die Weltweisheit nur so obenhin zu treiben, und gleichwol seinen Verstand zu den übrigen Fakultäten 164 dadurch vorzubereiten und geschickt zu machen. In Wahrheit, man muſs die Lehren der Vernunft viel besser eingesogen; man muſs dasjenige, was von den weisesten Männern aller Zeiten glücklich erfunden, wohl ausgearbeitet, gründlich erwiesen und klüglich vorgetragen worden, recht in Saft und Blut verwandelt haben. Eine recht gründliche Weltweisheit ist gewiſs nicht in einem Jahre gelernt. Was für

eine schwere Arbeit ist es nicht, längst eingewurzelte Irrtümer aus seinem Gemüte auszurotten! Zum wenigsten wird derjenige mehr als einen Anführer nötig haben, der den heitern Tempel der Weltweisheit erreichen will: welcher ihm aber, nach so vielen vermiedenen Irrwegen, nach so vielen überwundenen Ungeheuern seltsamer Meynungen, nur um desto schöner ins Auge fallen wird.

Zwar weiß man, daß sich die meisten insgemein mit recht zu rühmen pflegen: sie hätten die philosophische Rennbahn durchlaufen, und alle ihre Teile in der Geschwindigkeit durchgehört. Und freylich durchlaufen diese eilfertigen und recht ungeduldigen Gemüter die fruchtreichen Gärten der Weisheit; an statt, daß sie sich darinnen spazierend belustigen sollten. Wie können sie aber auf dieser Flucht alles, was darinnen artig, was schön, was angenehm zu wissen ist, was einmal wol zu Nutzen seyn wird, mit flüchtigen und hin und her blickenden Augen anmerken? Was werden sie doch aus dieser durchlaufenen Bahn für Vorteil haben? Wie wird da ihr Verstand von Vorurteilen gesäubert, an deutlich erkannte Wahrheiten gewöhnt, und in der Kunst, richtig zu schließen, befestigt werden können? Wie wollen sie endlich in so kurzer Zeit den rechten Pfad der Weisheit von den Abwegen, die Finsternis von dem Lichte, und die Wahrheit selbst von den Irr-
165 tümern unterscheiden lernen?

Ohne Zweifel ist vielen von ihnen, werteste Zuhörer, des englischen Kanzlers, Bacons von Verulam, weiser Ausspruch bekannt: daß nämlich eine nur halb erlernte Weltweisheit zur Gottlosigkeit; eine mit Fleiß und gründlich gefaßte Philosophie aber,

aufs weiteste davon abführe. Wer hat wol diesen so wichtigen Lehrsatz, der aus der gesunden Vernunft selbst hergeflossen zu seyn scheint, bisher umgestoßen? Wenn er aber weder bisher umgestoßen worden, noch jemals wird umgestoßen werden können; warum wollen wir demselben unsern Beyfall versagen? Woher kommt es doch, daß die Halbgelehrten in den Pflichten der Religion so nachlässig, im Gottesdienste so kaltsinnig und schläfrig sind, als daher: daß sie eine gesunde Weltweisheit entweder gänzlich versäumt, oder doch nur obenhin getrieben haben? Notwendig muß ja ein Gemüt wanken, welches in seinen Vernunftschlüssen keinen festen Fuß fassen kann, welches keinen sichern Grund seiner Lehren weiß, und nur eine historische Nachricht von verschiedenen Meynungen auswendig gelernt hat. Notwendig müssen ja diejenigen auf die Torheit der Zweifler verfallen, die sich zwar für gelehrte Leute halten, dennoch aber unter den verschiedenen Meynungen, weder gleich einen Ausschlag geben, noch die streitenden Parteyen scharfsinnig genug entscheiden können. Man lasse nur noch ein zu gewissen Lastern geneigtes Gemüt hinzukommen: so gleich wird ein solcher Halbgelehrter hingerissen werden; und alles, was ihm in der Religion im Wege steht, für Träume und Torheiten ausgeben. Niemals wird man also die Gelehrten besser zur wahren Religion anführen, und dieselbe ihren Gemütern einpflanzen können, als wenn eine gründliche Weltweisheit, die Erforscherin verborgener Wahrheiten, die Lehrmeisterin der von den Sinnen 466 unerkannten Dinge, aufs deutlichste erweisen wird, daß ein Gott sey, und daß man denselben verehren müsse. Urteilen sie selbst, hochgeschätzte Zuhörer, ob

dieses, ohne eine tiefe Einsicht, gründlich und mit genugsamer Überzeugung geschehen könne?

Vielleicht aber hat man nicht Ursache, so sehr zu eilen, wenn man sich auf die Philosophie legen will. Vielleicht kann man die Lehren menschlicher Weisheit so lange entbehren, bis man die Lehrbücher der Schriftgelehrten, der Rechtserfahrnen, und der Arzneyverständigen völlig gefaßt hat. In Wahrheit! eine seltsame Art von Leuten, die sich nicht schämt, uns dergleichen Einwürfe zu machen. Sie werden gewiß ihnen selbst auslachenswürdig vorkommen, wenn ich die Sache nur mit gewissen Bildern und Gleichnissen ausdrücken darf. Würde man nicht einen Wirt verspotten, der seinen Gästen das Obst vor dem Gebratenen, oder das Gesottene allererst nach dem Konfekte vorsetzen wollte? Wie vielmehr aber sind nicht diejenigen zu verlachen, die allererst, nach vollendetem Fleiße in theologischen, juristischen und medizinischen Wissenschaften, sich auf die Philosophie zu legen raten? Wer sein Morgenbrod nach dem Abendmahle erst zu sich nehmen wollte, der würde fürwahr nicht ungereimter handeln; als derjenige, welcher seinen Lehrlingen eine so verkehrte Art zu studiren vorschreiben wollte. Wissen es nicht alle Verständige, daß die Weltweisheit die ersten Samkörner, das ist, die Grundlehren und Anfangsgründe aller Wissenschaften in sich hält? Welcher Landmann wird nun wol so töricht seyn, und vor der Saat auf eine Ärnte denken? Oder welcher Baumeister wird so unverständig handeln, und vor gelegten Grundsteinen und Hauptmauren das Dach aufrichten? Sie selbst mögen hier meine Richter seyn, hochzuehrende Herren; denn auf ihren Aus-

467

spruch will ich es ankommen lassen: weil ich wol weiß, daſs ich meine Sache unfehlbar gewinnen werde, wenn es auf ihre Einsicht und Entscheidung ankommen wird.

Wolan derowegen, M. H. so viel ihrer nach einer gründlichen Erkenntnis begierig sind, greifen sie doch die Weltweisheit mit einem neuen Eifer an. Lassen sie sich doch nicht begnügen, daſs sie nur dieses oder jenes Weltweisen Meynungen einigermaßen eingesehen haben. Kein Sterblicher hat sichs noch rühmen können, daſs er allein die Wahrheit eingesehen und vorgetragen habe. Sie müssen sich also entweder aller, oder doch der meisten gelehrten und berühmten Männer Lehrbücher bekannt machen. Sie müssen viele Schriften durchgehen, viele Weltweisen hören, mancherley Sekten durchforschen, Altes und Neues, Einheimisches und Auswärtiges untersuchen. Denn die Wahrheit ist vielfältig und unter viele verteilt: sie steckt nicht in einem Winkel der Welt verborgen, sondern streut, wie die Sonne, ihren Glanz über die ganze Fläche des Erdbodens aus. Über dem pflegt sich die Königin des Verstandes den Anfängern oft mit einem etwas rauhen und fürchterlichen Blicke zu zeigen. Fürchten sie sich also nicht, M. H. sich auch die seltsamen Meynungen gewisser Lehrer bekannt zu machen. Vielleicht werden ihnen mit der Zeit auch diese scheinbare Ungeheuer, die unter einem widerlichen Kleide verborgene Wahrheit darstellen, und zu einer desto brünstigern Umarmung überlassen.

Damit ihnen nun dieses desto besser von statten gehen möge, meine Herren, so setzen sie doch niemals auf ihr eigenes Urteil ein Mistrauen; und erinnern sie sich jederzeit, daſs man mit eigenen Augen

sehen, und von den Lehren andrer Weltweisen selbst
468 urteilen müsse. Und warum sollten doch die Kräfte
ihrer edlen Seelen nicht zureichen, auch die aller-
schwersten Untersuchungen anzustellen? Es ist schänd-
lich, auf seiner Lehrer Worte zu schwören! es ist schänd-
lich! so gleich etwas zu verdammen, was man von
andern verdammen hört: ja eben daher muss uns
ein Argwohn entstehen, dass vielleicht die Sache eines
Gegners so schlimm nicht sey, als man sie von einem
unbilligen Richter vortragen gehört. Fliehen sie ferner
diejenigen eigennützigen Lehrer, die ihre Sätze lieber
nach dem Geschmacke ihrer Zuhörer, als nach der
Richtschnur der Wahrheit einrichten; die auch die
schändlichsten Misgeburten ihres unreinen Witzes
für gesalzene Scherzreden ausgeben, die Wahrheiten
mit Possen untermengen, und lieber unerfahrnen
Schülern, als gelehrten Priestern der Weisheit, ge-
fallen wollen. Endlich muss ihnen auch die Auf-
richtigkeit derjenigen verdächtig seyn, die viel zu schwach
von Gemütskräften sind, als dass sie den Hass des
gelehrten Pöbels ertragen könnten. Der Wahrheit
müssen verständige Männer dienen, sie gefalle nun der
Welt, oder nicht; die edle Wahrheit allein muss ein
Weltweiser verehren: weil ein wohlgeartetes Gemüt
nichts älters, nichts unschuldigers, nichts vortrefflichers
weiß oder kennt, als eben die einzige Wahrheit.

Setzen sie sich doch die Beyspiele der berühm-
testen Männer aller Zeiten zu Mustern vor, von
deren Ruhme alle Geschichten voll sind. Sie kennen
ja ohne Zweifel schon die Namen derer, die dem ge-
meinen Wesen, der Kirche und der gelehrten Welt,
zu besondrer Zierde gedient haben und noch dienen.
Engelland wird ihnen einen Morus, einen Baco,

einen Boyle, Tillotson, Locke, Schaftsbury, Cudworth und Neuton zeigen. Frankreich wird ihnen einen le Bayer, Cartesius, Gassendus, Malebransche, Fene- 469 lon, Bayle und le Clerc vor Augen stellen. Holland wird ihnen einen Grotius, Hugen, Leuwenhoek, Nie- wentyt, Hartsoecker, Boerhave, Ruysch und Muschen- brock anpreisen: deren Ruhm durch alle Teile der Welt erschollen, und gleichwol einzig und allein aus der Philosophie entsprungen ist. Sie wissen ja ferner auch, was unser Vaterland in allen Arten der Ge- lehrsamkeit für vortreffliche Männer hervorgebracht hat: einen Sturm, einen Tschirnhausen, einen Pufen- dorf, einen Thomas, einen Leibnitz, einen Museus, einen Olearius, einen Titius, einen Gundling, und eine Menge derer, die noch itzo am Leben sind; die aber alle, nur durch eine gründlichere Erkenntnis der philosophischen Wissenschaften, die andern Ge- lehrten ihrer Art übertroffen haben. Wo bleiben noch die großen Lehrer unsrer Kirche, Luther und Melanchton, denen wir die Reinigung unsrer Re- ligion zu danken haben; und welche der Weltweis- heit selbst, so manches Hülfsmittel, ihre Absichten zu befördern, zu verdanken gehabt? Was soll ich von den alten Kirchenvätern, dem Origenes, dem Augustin, dem Arnobius, dem Lactantius und Mi- nutius Felix sagen? Haben diese nicht meistenteils ihre Waffen, womit sie unsern allerheiligsten Glauben gegen die Lästerungen der Heiden, und Spöttereyen der Sophisten verteidigt haben, gleichsam aus dem Zeughause einer gesunden Weltweisheit erborgen müssen? Was soll ich endlich von dem heiligen Paulus, dem Lehrer der Heiden, sagen, der sich mit den weisen Atheniensern aus der Vernunft allein

unterredete? Diese Beyspiele sind so groß, daß man verhoffentlich nichts darwider wird zu erinnern haben; und es wird also wol eine ausgemachte Wahrheit bleiben: daß die Gelehrten allezeit dem menschlichen Geschlechte desto mehr genützt, je größer ihre Er-
470 kenntnis in philosophischen Dingen gewesen ist.

Doch, wo ich nicht irre, meine Herren, so sehe ich die Einwürfe derer vorher, die wegen ihrer schlechten Glücksumstände etwas kleinmütiger geworden, und denen der Mangel die sonst fähigen Gemütskräfte zu ersticken scheint. Diese wenden ihre Dürftigkeit vor: klagen über die Armut ihrer Ältern; und über die Schwierigkeiten; zum Genusse akademischer Gestifte zu gelangen. Und daher hoffen sie Vergebung zu erlangen, daß sie die philosophischen Wissenschaften versäumt haben.

Doch, lassen sie den Mut nicht sinken, meine Werteste, die ich nicht, ohne ein sonderbares Vergnügen, nur über die Armut klagen höre. Eben diese Armut nämlich, ist eine fruchtbare Mutter aller Künste, ein vortrefflicher Sporn zu allen großen Unternehmungen. In Wahrheit, sehr wenige sind jemals ins innerste Heiligtum der wahren Weisheit durchgedrungen, denen das Glück mit gar zu milder Hand seine Schätze mitgeteilt hatte. Vielmehr sind diejenigen, welche in allem Überflusse reicher Häuser zärtlich erzogen, weniger unterwiesen, und öfter verhindert worden, fleißig zu seyn, meistenteils in dem Schlamme der Wollust versunken, wenn sie sich den Musen haben widmen wollen. Ich wünsche ihnen also Glück, meine Herren, daß ihnen so viele und so große Hindernisse der wahren Weltweisheit aus dem Wege geräumt worden: und will sie hiermit, im

Namen der Weltweisheit selbst, erinnert und ermahnt haben, ihren bisherigen Klagen ein Ende zu machen.

Und wieviel Unkosten meynen sie wol, dass zur Erlernung philosophischer Wissenschaften gehören? Wahrhaftig sehr wenige; die etwa auf die Anschaffung etlicher weniger guter Bücher zu verwenden sind. Man muss wissen, dass nicht derjenige, der vielerley, sondern der viel gelesen hat, weit gekommen ist. Nicht derjenige wird gelehrt, der viele tausend Bücher sammelt; sondern wer wohl und gründlich geschriebene fleißig liest: er mag sie nun entweder selbst angeschafft, oder von andern erborgt, oder auf öffentlichen Büchersälen nachgeschlagen haben. Und was braucht es viel? Schriften, darin die Weltweisheit abgehandelt wird, sind gemeiniglich die allerwohlfeilsten. Sie dürfen sich ja nicht die ungeheuren Werke der Geschichtschreiber, der Sprachkundigen, der Liebhaber des Altertums, oder der Vielwisser, der Rechtsgelehrten, anschaffen; Werke, die einen schon mit der Last und Anzahl ihrer Bände abschrecken können! Nein, die kleinen, die wohlfeilen Bücher der Weltweisen sind es, die sie nötig haben; die doch auf wenigen Blättern mehr Witz und Verstand in sich fassen, als tausend dicke Tröster, aus welchen nebst der Philosophie, oft die Vernunft selbst verwiesen ist. Ja auch diese brauchen sie nicht alle zu kaufen. Sie dürfen nur viele lesen, und wenige besitzen. Die Güter gelehrter Freunde sind ja sonst gemein. Reiche Liebhaber der Weisheit werden leichtlich den Mangel ihrer dürftigen Mitbrüder erleichtern können. Auf ihren Witz, auf ihren Fleiß, auf ihre in der Liebe zur Wahrheit unüberwindliche Halsstarrigkeit, wird es einzig und allein ankommen.

471

Doch es treten andre auf, die wegen Kürze der Zeit, so insgemein ihrem akademischen Fleiße bestimmt ist, in große Bekümmernis gesetzt werden. Drey Jahre, sprechen sie, ja oft kaum zwey Jahre, wird es vielen unter uns erlaubt, den Wissenschaften nachzugehen. In dieser kurzen Zeit sollen wir die schönen Wissenschaften, die morgen- und abendländischen Sprachen, ja die höhern Fakultäten selber fassen, 172 denen wir gewidmet sind. Wie würde doch ein so enger Zeitraum zulangen, auch nur die Weltweisheit ganz allein gehörig zu begreifen? die doch nicht einmal zu Brode hilft, und also, mit Hintansetzung der übrigen Wissenschaften, nicht von einem jeden getrieben werden kann.

Auch diesen Zweifeln wollen wir begegnen, meine Herren; auch diese Einwürfe muß man beyseite schaffen, die sonst einen glücklichen Fortgang in dem philosophischen Fleiße entweder gänzlich verhindern, oder doch merklich versäumen würden. Und erstlich zwar sind diejenigen recht sehr zu beklagen, die an den Götzen der heiligen gedritten Zahl akademischer Jahre so gar gebunden sind: ja diejenigen verdienen, meines Erachtens, keinen geringen Verweis, sie mögen nun Ältern, oder andre Aufseher junger Studirenden seyn, die sichs träumen lassen; das weite Feld der Gelehrsamkeit lasse sich in so enge Gränzen einschließen. Sehen sie sich doch ein wenig um, werteste Zuhörer! Können auch wol die niederträchtigsten Künste in so weniger Zeit erlernt werden? Zimmerleute und Grobschmiede, Schneider und Schuhmacher, pflegen ja zu ihren unedlen Handwerken, vier bis fünf Lehrjahre zu verlangen. Ist es also nicht lächerlich, die alleredelsten Künste und Wissenschaften

gleichsam unter jene schmutzige Hantirungen hinabzustoßen, und dafür zu halten, daſs sie, so zu reden, im Durchzuge der hohen Schulen, und auf dem Postwagen erlernt werden könnten und sollten?

Lassen sie sich doch, H. H. von solchen unbilligen Gesetzen ihres akademischen Lebens durchaus nicht dahin reißen. Widerstreben sie doch den verderbten Gewohnheiten dieser Zeit, und überlassen sie sich, so lange es ihnen nur möglich ist, dem Unterrichte der Musen. Sie werden aber in allen Fakultäten einen desto glücklichern Fortgang spüren, je besser ihr Gemüt durch die Lehren der Weisheit wird vorbereitet seyn. Ich kann ihnen aber kein gewisses Ziel hierinnen setzen. Was dem einen zu viel seyn würde, das möchte einem andern noch nicht zureichend seyn: und ich mag die Liebe zur Weltweisheit so enge nicht einschränken, daſs sie nicht lebenslang dauren, und nicht bis an ihr Grab täglich ausgeübt werden sollte. Denn was sollte wol billig unser Leben anders seyn, als eine immerwährende Ausübung der Weisheit, als eine beständige Schule der Vernunft und Tugend? Oder auf was für eine Beschäftigung kann man sich wol befleißigen, die einem Gelehrten, einem edlen Gemüte, einem vernünftigen Menschen anständiger wäre, als eben diejenige, da wir uns auf die Erkenntnis der Wahrheit legen, und so wol unsre, als des ganzen menschlichen Geschlechts Glückseligkeit zu befördern suchen?

Hier breche ich nun meine Rede ab, werteste Zuhörer; denn was braucht es, sie mit mehrern Gründen aufzumuntern? Was ist es nötig, ihnen die vortrefflichen Früchte vor Augen zu stellen, die ihnen der Fleiß in den philosophischen Wissenschaften

473

verspricht? Ohne Zweifel sehen sie dieses alles selbst schon vorher, und fühlen davon gleichsam einen Sporn, dass sie künftig, eher wer weiß was, als die Weltweisheit zu versäumen, beschließen werden; die Weltweisheit sage ich, die eine Mutter aller Wissenschaften, eine Nahrung edler Seelen, eine Beschützerin der Wahrheit, eine Gefährtin im Glücke, eine Trösterin im Unglücke, und eine Regentin unsers ganzen Lebens zu nennen ist; ja welche eben deswegen mit einer immerwährenden Ehrfurcht verehrt zu werden 471 verdient.



# Akademische Rede

Von den Vorzügen und Vollkommenheiten des Menschen, und der daher entstehenden menschlichen Glückseligkeit.

Im 1730sten Jahre in der vertrauten Rednergesellschaft zu Leipzig gehalten.

## Meine Herren!

So oft ich bisher das Bild des zweyköpfigen Janus irgendwo erblickt habe; so oft habe ich einen Einfall dabey gehabt, der zwar der Absicht dieser erdichteten Gestalt nicht gemäß ist, mir aber gleichwol so gar verwerflich nicht vorgekommen. Es mag seyn, daß dieser alte König von Italien deswegen 475 mit einem doppelten Angesichte gemalt und geschnitzt worden; weil er von besonderer Klugheit gewesen, und sowol auf das Vergangene zurück, als auf das Künftige weit hinaus zu sehen vermocht. Es mag auch seyn, wie andere vorgeben, daß der Stammvater aller itztlebenden Menschen, Noah, dadurch bedeutet worden; welcher zwey verschiedene Weltalter gesehen hatte: das eine vor, das andere aber nach der allgemeinen Überschwemmung des ganzen Erdbodens. Mich geht dieses voritzo nichts an, da ich meine besondern Gedanken von dieser symbolischen Abbildung entdecken will.

Der zweyköpfige Janus scheint mir ein bequemes Bild aller und jeder Dinge abzugeben, womit wir Menschen in der Welt zu tun haben. Alles hat gleichsam zwey Angesichter; und zwar zwey so verschiedene Angesichter, als der Kopf des fabelhaften italiänischen Königs immermehr haben kann. Von einer Seite sieht derselbe jung, lieblich, glatt, munter und wohlgestalt aus: auf der andern Hälfte aber zeigt er ein finsteres, langbärtiges, runzelichtes und überaus verdrießliches Antlitz. Und so sind, meiner Meynung nach, alle Dinge in der Welt beschaffen.

Man gehe nur alles und jedes durch, was den weiten Raum des Himmels erfüllt; was den Erdboden bedeckt, und bevölkert; was die Natur wirkt, und was der Mensch durch Witz und Fleiß zuwege bringt; was in Ländern und Städten angetroffen wird; was die Schlösser der Könige, und was unsere Kammern in sich enthalten: alles, alles, ohne Ausnahme, kann auf zweyerley Art angesehen werden. Kein Ding ist zu finden, welches nicht auf gewisse Art betrachtet, schön, angenehm, nützlich und gut seyn sollte. Aber im Gegenteile ist auch nichts zu erdenken, was nicht von einer andern Seite schlecht, verwerflich, schädlich und böse zu nennen wäre. Kurz, nach dem Gesichtspunkte der Menschen, ändern sich auch ihre Urteile von Dingen: so, wie sich die Zeichnungen eines Malers ändern, der seinen Gegenstand bald von dieser, bald von einer andern Seite her betrachtet.

Diese Betrachtung, meine Herren, scheint ihnen vielleicht von schlechter Wichtigkeit zu seyn. Allein so wenig ich auch von meinen Einfällen zu halten pflege, so sehr scheint mir diese Anmerkung dero

Aufmerksamkeit zu verdienen. Dieses Erkenntnis hat keinen geringen Nutzen. Es macht uns behutsam und bescheiden, in Beurteilung verschiedener Meynungen. Wir werden nicht so leicht eines andern Lehrsätze für ungereimt und falsch erklären, wenn wir erwegen, dass wir vielleicht eben so, wie er, urteilen würden; wenn wir an seiner Stelle stünden, und dieselben Sachen von einer gewissen Seite betrachten sollten.

Unter die Anzahl dieser Sätze gehört auch, ohne Zweifel, die Meynung von der Vollkommenheit und Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts. Dieselbe wird von vielen für sehr klein und geringe angesehen: von andern aber für sehr groß und vortrefflich ausgegeben. Es hat zu allen Zeiten Dichter, Redner und Weltweise, von zwoen verschiedenen Arten gegeben: einige, die sich als Lobredner, andere aber, die sich als Verächter ihres menschlichen Wesens aufgeführt. Ja, was das wunderlichste ist: so hat es noch eine dritte Gattung gegeben, die den Menschen gleichsam wechselsweise, bald erhoben, bald erniedrigt; bald zu dem vollkommensten Geschöpfe der Welt gemacht; bald zu dem verächtlichen Gewürme des Erdbodens hinunter gesetzt hat. Wer hat nun von beyden Parteyen Recht? Ob ich schon weiß, dass 477 zweene widersprechende Sätze nicht zugleich wahr seyn können; so muss ich doch sagen: dass hier beyde Parteyen, beyde so widrige Urteile, Recht haben. Es ist aber auch kein wahrhafter Widerspruch vorhanden. Beyde Parteyen stehen in verschiedenen Gesichtspunkten. Ein jeder sagt, was er sieht und wahrnimmt: es fragt sich nur, wer von beyden, bey seinem Urteile, am besten daran ist?

Sie werden sich vermutlich nicht wundern, meine Herren, wenn ich mich für die letzte Parten erklären werde. Mögen sich doch andere, mit ihrer ganzen Scharfsinnigkeit und Gelehrsamkeit, auf die Betrachtung des menschlichen Elendes und Verderbens legen: ich schätze mich glücklich, daß ich durch allerlen Ursachen und Umstände gelenkt worden, die Welt und ihre Einwohner auf ihrer schönen Seite anzusehen; und mich an allem, was mir vorkommt, zu belustigen. Werde ich aber nicht so geschickt seyn, sie davon völlig zu überführen, meine Herren, so will ich mir doch angelegen seyn lassen, zu zeigen: daß wenigstens diese Meynung weit mehr zur Ehre Gottes, und zur wahren Gemütsruhe beytrage, als die entgegengesetzte. Ich verspreche hierbey mehr mein Herz, als meine Kunst, 178 so geringe dieselbe auch seyn würde, reden zu lassen; und vielleicht kann ich hoffen, durch diese meine Aufrichtigkeit alle Mängel meiner Geschicklichkeit zu ersetzen.

Wolan denn, hochzuehrende Herren, erheben sie voritzo dero Gedanken etwas höher, als wenn sie bloße Werke der Menschen betrachten. Wenn sich ein Reisender dem Sitze eines großen Monarchen nähert, dessen umliegende Gegenden mit Lustschlössern, Gärten und schattigen Gängen, Wasserfällen, Kanälen und Behältnissen des seltensten Wildes prangen; wenn er endlich die Residenz selbst erblickt, die schon durch ihren Anblick was großes verspricht; so ermuntert sich sein ganzes Gemüt, alle Merkmale der Pracht, Kunst und Freygebigkeit zu betrachten und bewundern. Und wie entzückt wird er nicht, wenn die Erfahrung und Empfindung selbst, alle seine Ahnungen und Hoffnungen übertrifft; wenn er nicht nur ein präch=

tiges Gebäude, sondern auch einen vortrefflichen Hof; eine wohleingerichtete Regierung, blühende Künste und Wissenschaften, einen starken Handel, ja welches noch mehr ist, und aus allem vorigen entspringt, vergnügte Bürger und Einwohner, kurz, ein glückseliges Volk antrifft; welches seine Tage in Ruhe und Lust zubringt, und dem Zepter seines Fürsten ein ewiges Heil anwünscht.

Dieses ist, meine Herren, die wahrhafte Abbildung des Zustandes, darinnen wir uns itzo befinden; oder in welchen ich doch dieselben zu setzen, begierig bin. Wir sind im Begriffe, die Meisterstücke der göttlichen Weisheit, Macht und Güte zu beurteilen: was für behutsame, was für aufmerksame Augen und Ohren gehören nicht darzu! Wer von den Kunstwerken großer Maler und Bildschnitzer urteilen will, der muss in der rechten Entfernung stehen. Wir wollen die vernünftigen Einwohner des Erdbodens, das ganze menschliche Geschlecht in 479 genauere Erwegung ziehen. Wir müssen also nicht gleich den Würmern im Staube kriechen, sondern uns aus den engen Gränzen unserer Zimmer, die uns versperren, unserer Häuser, die uns einschließen, ja unserer Städte und Landschaften, in die Höhe schwingen: damit wir gleichsam von weitem dieses Ganze übersehen, und alle seine Vollkommenheit auf einmal zu Gesichte bekommen mögen. Wie will doch eine verächtliche Spinne, in dem finstern Winkel eines Kellers, darinnen sie sich mit einem mühseligen Gewebe beschäftigt, von der Vollkommenheit eines königlichen Palastes urteilen, den sie zwar selbst bewohnt; aber niemals ganz übersehen hat? Und wie will ein Mensch, der sich nur in Betrachtung

einzelner, und mehrenteils geringer Teile der Welt aufhält, die ganze Herrlichkeit ihres Urhebers wahrnehmen, die er darinnen offenbart hat?

Ich sehe derowegen, meine Herren, dieses Weltgebäude so an, wie es von den heutigen Weltweisen betrachtet wird. Unter der unzählbaren Menge leuchtender Weltkörper, erblicke ich sonderlich ein sehr prächtiges Gestirn, welches durch seinen Blitz mein Gesicht blendet, und einen entsetzlich großen Luftraum mit lauter Glanz und Klarheit erfüllt. Sechs dunkle Kugeln drehen sich um diese flammende Lichtquelle, in ungleich großen Kreisen, und borgen von ihren Strahlen Wärme, Kraft, Leben und Schönheit. Zwo darunter sind von erstaunlicher Größe, und ziehen mit einem prächtigen Gefolge von vier oder fünf kleinern Planeten begleitet, einher. Die übrigen vier aber, die weit näher an ihrem strahlenden Mittelpunkte stehen, sind unzähligemal kleiner; und nur eine einzige darunter, hat sich eines kleinen Gefährten, in ihrem jährlichen Umlaufe, zu rühmen; 480 der sie aber über drey benachbarte Weltkugeln erhebt, und ihr durch sein Licht, auch auf derjenigen Seite, Bequemlichkeit und Vorteile verschafft, die von dem strahlenden Mittelpunkte ihrer Bewegung abgewandt ist.

Hier sehen sie nun, meine Herren, unsern eigenen Aufenthalt, die Erdkugel, mitten unter der Anzahl der planetischen Weltkörper; hier sehen sie den anmutigen Wohnplatz unzählbarer Gattungen von lebendigen Geschöpfen; hier sehen sie endlich das glückselige Vaterland des menschlichen Geschlechts. O welch ein bezaubernder Anblick bemächtigt sich meiner Sinnen! Der herrliche Glanz, den ich von weitem

an dieser unserer Behausung von fern erblicke, setzt sie in meiner Einbildungskraft unter die Zahl der himmlischen Körper, deren vortreffliche Natur, sich von allen Zeiten her, die Verehrung und Bewunderung der klügsten Völker erworben hat. Das volle Licht dieses trefflichen Planeten übertrifft die silberne Scheibe des Vollmondes, an scheinbarer Größe, fünfzehnmal: und welch ein entzückender Gegenstand ist das nicht! Glückselige Geschöpfe! die ihr eine so ansehnliche Kugel bewohnt, die auch dem funkelnden Abendsterne an Schönheit nichts nachgibt; den rötlichen Mars aber, und den kleinen Merkur, an Klarheit und Größe bey weitem übertrifft.

Doch wir müssen etwas näher treten, meine Herren, und die Oberfläche dieses leuchtenden Weltkörpers genauer betrachten. Berg und Tal, Land und Wasser, Wälder und Felder, Seen und Ströme, wechseln auf allen Seiten dieses runden Wohnhauses so angenehm ab; dass es einem immerwährenden Lustgarten ähnlich sieht, wo die Pracht der Natur alle Bemühungen der Kunst weit übertrifft und beschämt. Sie selbst, die prächtige Weltkugel, dreht sich nicht nur täglich um ihre Axe, sondern wälzt sich auch jährlich um den leuchtenden Sonnenkörper, damit sie die Wirkungen ihrer Wärme, auf allen ihren Teilen, in einer ordentlichen Abwechselung genießen möge. Dergestalt kleidet sie sich mit Gras und Kräutern; sie schmückt sich mit Zedern und Eichen; sie füllt sich mit Tieren, Vögeln und Fischen an; und versorgt alle Gattungen derselben mit gehörigem Unterhalte, von gesunden Kräutern, lieblich duftenden Blumen, und tausenderley wohlschmeckenden Früchten.

Treten sie noch näher, meine Herren, und be-

trachten sie nunmehr, als scharfsinnige Zuschauer, auch den Endzweck und Nutzen aller dieser Dinge. Wozu dient doch immermehr alle die Schönheit dieses so reichlich versorgten, so prächtig geschmückten Erdballes? Was soll die mannigfaltige Abwechslung seiner Oberfläche? Wozu sind so viel Pflanzen, Stauden, Bäume, Tiere, Vögel und Fische? Wozu dienen so viel Mineralien, Steine und Metalle, die das innere Mark dieser so fruchtbaren Kugel ausmachen? Hat denn der Schöpfer aller Dinge dieses für sich selbst geschaffen? Doch was bedarf er solcher Sachen: da er ohnedem eine Glückseligkeit besitzt, die weder vermehrt noch vermindert werden kann? Oder, hat er dieses alles ohne die geringste Absicht, ohne einen besondern Endzweck, bloß, damit es da wäre, hervorgebracht? Wie kann man solches von dem allerweisesten Werkmeister nur einigermaßen vermuten? Es muss derowegen unter so vielen edlen Geschöpfen, noch ein edleres zu finden seyn, das Gott zum Fürsten aller übrigen bestimmt, und dem zum Besten er alles übrige so wunderwürdig eingerichtet und angeordnet hat.

Nunmehr erblicke ich unter den übrigen Tieren, ein Geschöpf von ganz besonderer Gestalt. Seine Größe ist zwar sehr mittelmäßig; aber es tut 182 größere Dinge auf dem Erdboden, als die Wunder des trockenen Landes und der tiefen See; ich meyne Elefanten und Wallfische. Es ist viel schwächer an Gliedmaßen, als Leuen und Bären: und doch zähmt es dieselben mit leichter Mühe. Es ist viel langsamer in seiner Bewegung, als die Adler und Hirsche: und doch fängt es dieselbe. Mit einem Worte, es zwingt Felsen und Ströme, ihm zu Gebote zu

stehen. Es wirft Berge auf, wo es will; und wo es ihm beliebt, da füllt es Täler aus: es baut Schlösser und Städte von gewaltiger Dauer und Größe; es reutet Wälder aus, und pflanzt sich neue. Es ahmt dem Donner nach, und löscht die wütende Glut der Blitze aus, die seine Wohnungen verzehren wollen; es hemmt die Wellen der See, durch dauerhafte Dämme, und überschwemmt zuweilen ganze Landschaften durch Schleusen. Es überschreitet die Grenzen des trockenen Landes, und fährt auf den Flügeln des Windes über die Meere; es schifft fast über unermeßliche Seen, und dringt in Länder, die in den entlegensten Weltgürteln liegen. Weder die brennende Luft der heißen, noch der grimmige Frost der kalten Himmelsstriche, setzt die Einwohner derselben aus aller Verbindung; ja es gräbt in die Klüfte der Erden, um die Eingeweide seiner Mutter zu kennen, und steigt gen Himmel, die Gestirne samt ihrem Laufe zu messen. Nicht nur die ordentliche Bewegung der Fixsterne; nicht nur der schwer zu entdeckende Laufkreis der Planeten wird seinen Gesetzen untertan: er überschreitet das Maß seiner Sinne, und entdeckt, wider alle Zeugnisse derselben, daß sein eigenes Wohnhaus sich im Wirbel um die Sonne schwingt. Ja was? er wagt sich an die unerforschliche Bahn fürchterlicher Schwanzsterne, die nur zum Schrecken der Welt erschaffen zu seyn schienen; er errät ihre parabolischen, oder vielmehr elliptischen Kreise, und nötigt sie gleichsam den despotischen Gesetzen, eines fast gar zu witzigen Erdbürgers, nachzuleben. Er dringt endlich auch in die verflossenen Zeiten zurück, und verkündigt, was künftig kommen soll. Kurz, alles macht sich

483

der Mensch unterwürfig; alles muss sich zu seinem Nutzen brauchen lassen. Erstaunenswürdiger Anblick! Wie kann immermehr ein so schwaches Geschöpf solche Wunder ausrichten! Wie kann doch ein so kleines Tier, sich zum Meister und Herrn des ganzen Erdbodens machen?

Die Vernunft, meine Herren, bloß die Vernunft ist dasjenige, was den Menschen zum Könige aller andern Tiere gemacht hat. Die Vernunft ist das Werkzeug, wodurch er alle seine erstaunlichen Taten tut. Durch sie vermag er alles; und ohne sie würde er nichts auszurichten vermögend seyn. Durch ihren Dienst erfindet er die Künste und Wissenschaften, die zu seinem Unterhalte und zur Bequemlichkeit dienen. Durch sie unterwirft er sich die Natur, durch sie herrscht er über Wind und Wellen, über Berg und Tal, über Felsen und Wald, über Stein und Metall, über Pflanzen und Ungezieffer, über Vögel und Fische, über zahme und wilde Tiere. Durch sie endlich macht er sich auch den Himmel und seine prächtigen Körper dienstbar; indem er den Zeiten ihren Lauf vorschreibt, den Finsternissen der Himmelslichter ihre Wiederkunft, Größe und Dauer bestimmt, und der Dunkelheit vergangener Begebenheiten ein helles Licht ansteckt.

Auch das ist noch nicht genug. Selbst der menschlichen Gesellschaft setzt die Vernunft ihre gebührenden Gränzen. Weit gefehlt, daß sie nach Art anderer Tiere in einer beständigen Wildheit leben, in Wäldern 484 und Einöden herum irren, und mit Raub und Gewalttaten ihr Leben fristen sollten: so unterscheidet sie vielmehr ihr Geschlecht von der unvernünftigen Brut aller andern Tiere. Sie unterscheidet Laster

und Tugend; sie verbindet Mann und Weib durch ein unzertrennliches Band; sie ordnet die Kinderzucht; sie unterwirft die Knechte ihren Herrschaften, zu Beförderung ihres beyderseitigen Wohls; sie richtet ein ordentliches Hauswesen ein, und machet endlich, daſs auch Nachbarn friedlich bey einander wohnen. Was sage ich? Selbst Republiken, Fürstentümer, Königreiche und Kaisertümer sind bloſs ihr Werk. Durch ihren Dienst gibt man Gesetze, den Unordnungen zu steuren, die in groſsen Gesellschaften entstehen würden; durch ihren Dienst macht der Mensch sich selbst zur Tugend geschickt; durch ihren Dienst erlangt er endlich eine stetswährende und immeranwachsende Glückseligkeit.

Ich muſs noch weiter gehen, meine Herren: durch die Vernunft erforscht er die Ursachen aller Dinge; durch sie erkennt er Gutes und Böses; durch sie findet er in allen Geschöpfen den Beweis, daſs ein Gott sey, und die Spuren aller seiner Eigenschaften; durch sie endlich erkennt er, daſs er ein Bürger in der Stadt dieses vollkommenen Regenten sey, der seine Untertanen nicht nur zeitlich, sondern auch ewig glücklich machen will.

Urteilen sie nunmehr selbst, meine Herren, ob ihnen meine obgedachte Meynung, von der groſsen Vollkommenheit und Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, wahrscheinlich vorkomme, oder nicht. Ich habe sie bisher in den Punkt gestellt, wo ihnen die Welt so in die Augen gefallen, wie sich ein Weltweiser dieselbe vorzustellen pflegt. Wie gefällt ihnen dieselbe in dieser Gestalt? O daſs ich noch ganze Tage zubringen sollte, diese Abschilderung ausführlicher zu machen! O daſs ich ihnen noch alle Ein- 485

würfe heben sollte, die ihnen dabey einfallen möchten! Einen davon sehe ich vorher. Man wird dasjenige, was ich im Ganzen gefunden, in den Teilen nicht finden können. Man wird mir so viel unglückliche Personen zeigen, die wenig, oder nichts, von der Vollkommenheit und Glückseligkeit des ganzen menschlichen Geschlechts besitzen. Was hilft es diesen, wird es heißen, daß das ganze Weltgebäude so herrlich und unvergleichlich ist? Sind denn alle vernünftige Einwohner des Erdbodens mit solchen Vollkommenheiten begabt? Sind alle Bürger dieser Welt einer so großen Glückseligkeit fähig, die nur den wenigsten unter ihnen zu Teile wird? Wie schwach ist nicht der Verstand, wie zerbrechlich und hinfällig ist nicht der Körper der allermeisten?

Allein, weit gefehlt, meine Herren, daß ich die Unvollkommenheit und das Unglück vieler Menschen leugnen, oder nur in Zweifel ziehen sollte! Ich gebe solches ganz willig zu: ich bin aber im Gegenteile so wenig geneigt, mich darüber zu verwundern, oder zu beschweren; daß ich mich vielmehr wundern muß, daß die Anzahl der Unglückseligen nicht größer ist; und daß gleichwol die Vollkommenheiten des Verstandes noch so häufig in der Welt gefunden werden. Wahrhaftig, wer den zarten Bau unsers Körpers recht erwäget, der wird sich wundern; nicht, daß er zerbrechlich, sondern daß er so dauerhaft ist. Wer die unordentliche Lebensart der meisten Menschen erwäget, dem wird es nicht fremde dünken, daß sie sterben; sondern daß sie gleichwol so lange leben. Das allermeiste Unglück aber trifft einen jeden durch seine eigene Schuld. Ein jeder ist mehrenteils sein eigener Mörder. Die Zahl der Kranken hat noch

niemals die Gesunden; die Menge der Rasenden, noch niemals die Anzahl der Klugen; die Rotte der 486 Übeltäter noch niemals die Gesellschaft guter Bürger übertroffen. Dieses schätze ich mit für einen Vorzug des menschlichen Geschlechts; dieses vergnügt mich; dieses macht, dass ich die Macht und Güte des Schöpfers nicht sattsam bewundern, dass ich seine Weisheit nicht hoch genug preisen kann.

Und diese meine Gemütsverfassung macht mich so vergnügt, als die entgegen gesetzte Meynung ihre Anhänger unglücklich machen kann. Ich ergötze mich in dem beständigen Anschauen der Vollkommenheit, die ich überall wahrnehme: sie aber quälen sich durch die Vergrößerung der Unvollkommenheiten. Ich verehre den Urheber aller Dinge, der alles so wohl gemacht hat: sie aber murren wider denselben, weil er ihnen nichts recht macht. Ich lebe endlich in beständiger und täglich anwachsender Zufriedenheit: sie hingegen zehren durch Gram und Kummer ihr Herz ab, und verkürzen also selbst ihr unseliges Leben. Wählen sie also nunmehr, hochzuehrende Herren, mit wem sie es halten, und von welcher Seite sie die Welt am liebsten betrachten wollen.

O wie undankbar seyd ihr doch, ihr unseligen und unerkenntlichen Tadler der Werke Gottes! ihr erirrten Geschöpfe, die ihr eure eigene Vorteile nicht einseht, und nicht erkennt, wie unendlich eure Vorzüge vor allen sichtbaren Geschöpfen sind. Ihr macht es nicht anders, als wie die unersättlichen Geizhälse, die sich derjenigen Güter, die sie bereits erworben haben, gar nicht bedienen, ja dieselben fast für nichts achten; um nur immer nach andern zu streben, die sie nicht erlangen können. Braucht

doch euren Verstand; läutert euren Witz; erfüllt euer Gedächtnis mit den nützlichsten Dingen; belustigt eure Sinne mit den immer neuen Schön-
487 heiten der Natur. Verehrt aber bey dem Genusse aller göttlichen Wohltaten den großen, den weisen, den gütigen Urheber derselben; der die Erde voll seiner Wunder, und den Menschen zum Gegenstande seiner zärtlichen Fürsorge gemacht hat. Keine einzige Kreatur ist aller Vollkommenheiten beraubt: und daher hasst auch, nach Sirachs Redensart, Gott nichts von allem, was er gemacht hat.

Aber mit wie vielen unaussprechlichen Vorzügen leuchtet nicht der Mensch, die kleine Gottheit auf Erden, das Ebenbild des allerhöchsten Wesens, vor allen andern irdischen Geschöpfen hervor! O wohl dem! der seinen Vorzügen gemäß wandelt, und sich bey allem, was er tut, darauf besinnt, dass er ein Bürger in der Stadt des allervollkommensten Monarchen ist, und nichts als lauter Glückseligkeit von ihm zu gewarten hat: wenn er nur, so viel an ihm ist, den Willen des allergütigsten Regenten erfüllt; denjenigen Willen, sage ich, der nichts für sich selbst fordert, sondern alles zu unserm Heile, und
488 zu unserer Wohlfahrt eingerichtet hat.

# Akademische Rede, Dass ein Redner ein ehrlicher Mann seyn muss.

Meine allerseits hochzuehrende Herren!

Es ist noch nicht lange, dass ich die Ehre gehabt, vor ihnen eine kurze Rede zu halten, darinn ich mir angelegen seyn liess, zu behaupten, dass ein Redner ein rechtschaffener und ehrlicher Mann seyn müsse.* Mein Beweis war damals kurz, weil besondre Umstände mich nötigten, auch von andern Dingen zu reden. Ich konnte also nur den wenigsten Teil von demjenigen vorbringen, welches zu Bestätigung meines Satzes dienen kann. Ja auch dasjenige, was ich vortrug, konnte so deutlich nicht aus einander gesetzt werden, als die Würdigkeit der Sachen es erfordert hätte. Ich gab mehr einen Philosophen, als einen Redner ab. Ich bediente mich der mathematischen Lehrart, da ich doch eine freyere und ungebundnere Art zu beweisen hätte brauchen sollen. Dieselbe kann sonsten, mit ihrer gar zu großen Schärfe, nur von den tiefsinnigsten Köpfen verstanden werden; und sollte deswegen von Rednern, die mehrenteils vor Leuten auftreten, die so viel

* Diese kurze, bis auf wenige Sätze bedeutungslose Rede wurde zur Bewillkommnung eines neuen Mitgliedes der ‚vertrauten Rednergesellschaft‘ gehalten.

Aufmerksamkeit und Fähigkeit, als dazu gehört, nicht besitzen, ganz und gar nicht gebraucht werden.

Doch was in allen andern Versammlungen ein Fehler gewesen seyn würde, das ist vor den Ohren einer so auserlesenen und philosophischen Gesellschaft, als die gegenwärtige ist, gar nicht zu tadeln gewesen. Was könnte man nämlich vorbringen, das so geübten Sinnen, solchen gelehrten Männern, als ich vor mir sehe, gar zu scharfsinnig seyn könnte? Soll ich die Wahrheit, auch wenn sie mir vorteilhaft ist, frey heraus sagen? Doch warum sollte ichs nicht tun? Da die Ehrlichkeit eines Redners auch dieses rechtfertigt, wenn es nur ohne Praleren geschieht. Einige von meinen hochzuehrenden Herren, haben mich so gar ihres Beyfalls gewürdigt. Andre haben mich aufgemuntert, weiter von dieser Materie zu handeln: und beydes macht mich so kühn, daß ich teils dieses mit Vergnügen annehmen; teils aber auch meinen neulich geführten Beweis kürzlich wiederholen, und mich also zu fernerer Ausführung meines Satzes dadurch vorbereiten will.

Ich habe von der Beschreibung eines guten Redners den Anfang gemacht, und ihn einen gelehrten Mann genennet, der seine Zuhörer von allem was er will, überreden kann. Hieraus floß nun zugleich der Satz, daß derjenige ein geschickterer Redner sey, der verständige Männer überredet, als ein andrer, der nur einfältige Leute einnehmen kann; daß der vollkommenste Redner auch die scharfsinnigsten Philosophen, die spitzfündigsten Gegner und gelehrtesten Männer müsse von seiner Meynung überführen können. Hierauf folgte nun die auf die Erfahrung selbst gegründete Anmerkung, daß sich solche

Zuhörer niemals durch nichtige Scheingründe, oder kraftlose Umschweife gewinnen laſſen; ſondern durchgehends mit tüchtigen Waffen angegriffen ſeyn wollen. Und dieſes gab zuletzt den bündigen Beweis des letzten Lehrſatzes an die Hand, daſs nämlich ein Redner, in allen ſeinen Vorträgen, auf nichts, als auf Wahrheit und Tugend ſehen, das iſt, ein rechtſchaffener und ehrlicher Mann ſeyn müſſe. 585

So weit gieng mein damaliger Beweis, meine Herren, und wenn ſie mir ferner eine geneigte Aufmerkſamkeit gönnen wollen, ſo will ich itzo weiter gehen, und alles in ein gröſzeres Licht ſetzen. Was darf ich aber daran zweifeln, da ich von der Ehrlichkeit eines Redners zu handeln geſonnen bin? So wenig eine wohlgebildete Perſon Verdruſs empfinden kann, wenn ihr jemand einen Spiegel vorhält: ſo wenig werde ich eine Geſellſchaft rechtſchaffener und ehrlicher Redner beleidigen, wenn ich ihnen einen Abriſs ihrer eigenen Vollkommenheiten vorſtellen werde. Doch da ich eben im Begriffe bin, den Anfang zu machen, ſo überfällt mich eine ſchmerzliche Betrübnis. Ich bedaure das arme Deutſchland! deſſen Verfall ſich mir itzo recht lebhaft vor Augen ſtellt. Wie iſt es möglich, geprieſenes Germanien! daſs man, mitten in deinem Schoſze, an einer ſo ſonnenklaren Wahrheit zweifelt? Biſt du nicht die Muter der Redlichkeit? Sind nicht deine vormaligen Söhne, auch bey ihren Feinden, für die treueſten und ehrlichſten Leute gehalten worden? Sollten nicht billig alle deine Kinder, alle deine Bürger, alle, die nur deinen Boden betreten, rechtſchaffen und redlich geſinnt ſeyn? Und man unterſteht ſich noch, zu zweifeln, ob ein Redner ein ehrliches Gemüt haben

müsse? Man leugnet es wol gar zuweilen, und der kleine Rest deines Samens sieht sich genötigt, hierin deine Ehre zu retten! In Griechenland! in dem geschwätzigen Athen! bey den zweyzüngigen Sophisten, hätte man dergleichen Reden halten mögen; wo Wahrheit und Ehrlichkeit gleichsam des Landes verwiesen waren; wo die griechische Treue allen Völkern zum Sprichworte wurde; und wo ein redlicher Demosthenes, unter so viel tausend Schwätzern, fast der einzige gewesen ist, der als ein Wunder
586 seiner, und aller nachfolgenden Zeiten, auch das Lob seiner Feinde davon getragen; auch von dem Lucian das Zeugnis erhalten hat, daß er ein rechtschaffener und redlicher Mann gewesen sey.

Was helfen aber meine Klagen, da ich, zu meiner großen Betrübnis, mich so gar genötigt sehe, mitten in Deutschland zu erklären, was ich durch die Redlichkeit verstehe? Ja! wenn ich von Trunkenheit, Verschwendung, Wollust, Geiz, Pracht und Falschheit zu reden, willens wäre: so würde eine solche Erklärung sehr überflüssig seyn. Aber, da ich von der Ehrlichkeit handeln soll; so muß ich zuvor sagen, was sie sey. Das macht, jene ausländische Laster schweben uns täglich vor Augen, so, daß auch Kinder ihre Namen verstehen; hergegen diese tugendhafte Gemütsbeschaffenheit, ist in ihrem eigenen Gebiete unbekannt geworden. So gar hat Deutschland sein deutsches Wesen verloren! so sehr sind seine Kinder ausgeartet! so billig sind wir für Bastarte unserer redlichen Voraltern anzusehen. Sie wissen es, meine Herren, daß in den Schulen der Weisen, ein redlicher Mann ein solcher ist, der ein aufrichtiger Menschenfreund, ein wohlmeynender Weltbürger

ist, und sich nichts so sehr angelegen seyn läſst, als wie er, so viel an ihm ist, das gemeine Beste befördern, ja so viel möglich, sein Haus, sein Geschlecht, seine Republik, sein Vaterland, ja die ganze Welt glücklich machen möge. Sie sehen selber wol, daſs die Redlichkeit eine Tochter der Weisheit und Tugend seyn müsse. Wo diese nicht vorhanden sind, da wird man jene gewiſs vergeblich suchen. Sind nun überhaupt alle Mitbürger einer Stadt, alle Glieder des Staats, verbunden, tugendhaft zu seyn; weil die Tugend allein die Glückseligkeit des gemeinen Wesens befördern kann! wie vielmehr wird nicht ein Redner dazu verbunden seyn, der gewiſs eine Kunst in seiner Gewalt hat, die zwar sehr viel 587 Nutzen schafft, wenn sie wohl angewandt wird; aber auch allezeit desto gefährlicher gewesen ist, so oft sie zum Verderben der Republik gemisbraucht worden.

Nichts ist jemals vermögender gewesen, mehr Schaden und Unruhe anzurichten, als eben die Stiefschwester der Wohlredenheit; ich meyne die sophistische Schwatzhaftigkeit. Wie viel Unschuldige sind nicht dadurch vor Gerichte angeklagt, wie viel Schuldige verteidigt und befreyt worden? Wie viel Aufruhr und Zwietracht ist im gemeinen Wesen daher entstanden? Wie viele Republiken sind dadurch zerrüttet, wie viele Geschlechter ausgerottet, wie viele Gesetze gebrochen, wie viele Mauren umgekehrt? Und wie viel Menschenblut ist nicht dadurch vergossen worden? Athen kann sich seines Pisistratus, seines Perikles, seines Alcibiades, seiner 30 Tyrannen, seines Demetrius Phaleräus, und a. m. nicht erinnern; ohne an die Trübsalen zu

gedenken, die es auch ihren schädlichen Zungen zuzuschreiben gehabt? Und daß ich der, unter der griechischen Jugend eingerissenen Plauderhaftigkeit nicht gedenke, wodurch sie zu wackern Taten nur faul geworden: wer weiß nicht, was die verderblichen Lippen der Gracher, des Catilina, des Antonius, u. a. m. in Rom selbst, nachmals für Unheil gestiftet? Alle Schriften der Alten sind voll davon, und ich müßte ganze Tage reden, wenn ich nur die vornehmsten Exempel davon anführen wollte.

Was sollte nun ein rechtschaffener Patriot wol eifriger wünschen, als daß eine so viel vermögende Kunst, allezeit in der Gewalt solcher Leute stünde, die sich derselben zu guten Absichten bedienten? Wem gibt man ein scharfes Schwert in die Hand; einem Rasenden, oder einem Vernünftigen? Einem wohlgesinnten Bürger, der sein Vaterland damit verteidigen will; oder einem rebellischen Verräter, der seiner Mutter das Eingeweide damit heraus zu reißen Willens ist? Die Frage bedarf keiner Antwort: und es ist also offenbar, daß man auch die Waffen der Beredsamkeit keinem Übelgesinnten zugestehen sollte; der zwar in der Tat niemals ein wahrer Redner werden kann, weil er nicht fähig ist, die Vernünftigen auf seine Seite zu bringen; aber doch mit seinem betrüglichen Geschwätze den Pöbel gewinnen, ihn aufhetzen, und tausendfache Unruhe stiften kann.

Ja! wird man sprechen: so kann gleichwol auch ein Lasterhafter überreden? Und so wird jemand ein Redner seyn können, ob er gleich keine Redlichkeit hat? So schließen hier meine Gegner. Sehen

ſie aber, meine Herren, wie ehrlich ich mit ihnen handle, indem ich ihnen nichts verhöhle. Ich geſtehe es, der Einwurf hat einigen Schein; dieſer fällt aber ganz weg, ſo bald man das obige bedenkt, daſs es nämlich keine ſo große Kunſt ſey, die Einfalt was zu bereden, und dem Pöbel viel weis zu machen. Traun! eine treffliche Beredſamkeit, die nur mit ſchwachen Köpfen zu tun haben will, und ſich an keinen vernünftigen Zuhörer wagen darf. Doch wir wollen es ſo genau nicht nehmen, damit wir nicht um Worte zu zanken ſcheinen. Es mögen nur auch dieſe Schwätzer Redner heißen. Können ſie wol unſern Satz dadurch umſtoßen? Keineswegs.

Entweder, ein ſolcher ſophiſtiſcher Plauderer muſs ſelber den äußerlichen Schein der Redlichkeit annehmen; oder er wird, auch bey ſeinen einfältigen Zuhörern, keinen Beyfall finden. So dumm iſt gleichwol auch der blinde Pöbel nicht, daſs er einem Bürger glauben ſollte, der es plump heraus ſagt, daſs er nur ſeinen Eigennutz, ſeinen Ehrgeiz, ſeine Wolluſt zu vergnügen ſuche. Das hieße ja mit Prügeln in den Vogelherd ſchlagen! Nein, ein ſolcher Schwätzer muſs zum wenigſten eine Larve der Redlichkeit vors Geſichte nehmen; er muſs ſich für die Ehrlichkeit ſelber ausgeben; er muſs von lauter guten Abſichten, von dem gemeinen Beſten, von Wahrheit und Tugend reden, wenn er ſich einen Anhang machen will. Und ſo triumphirt denn die Aufrichtigkeit, und das rechtſchaffene Weſen eines Redners über ſeine Feinde: welche ſich ſelbſt genötigt ſehen, ihre Notwendigkeit auch durch ihren eigenen Betrug zu geſtehen; und ihr alſo auch den vortrefflichſten Vorzug einzuräumen.

589

Wie nun? meine hochzuehrende Herren, wollen wir etwa sagen: so werde es denn schon genug seyn, den bloßen Schein der Redlichkeit anzunehmen, wenn man ein glücklicher Redner seyn will? Nein, auch diese Ausflucht wird vergebens seyn. Es ist nicht genug, als ein Komödiant die Ehrlichkeit eine Stunde lang vorzustellen: sondern man muss dasjenige in der Tat seyn, was man vorstellt. Was half es doch jenem Esel in der Fabel, dass er in eine Löwenhaut kroch, und durch sein gräsliches Geschrey das andere Wild erschreckte? da ihm doch die langen Ohren hervor ragten, und seinen Betrug alsbald entdeckten. Und wie könnte sich auch der künstlichste Gaukler vor den Augen seiner Zuschauer so verbergen, dass seine Schalkheit nicht hervor blicken sollte? In Wahrheit, es ist nichts leichter, als ehrlich zu scheinen, wenn man es ist; aber auch nichts schwerer, als eben das, wenn man es nicht ist. Ein Wort, eine Gebärde, eine Miene, ein Blick verrät den ganzen Betrug. Es ist nicht möglich, alle seine Zuhörer zu hintergehen, zumal wenn sie den Redner sonst kennen, und sein Tun und Lassen mit seinen 590 Worten zusammen halten können.

Dieses ist ja, meine Herren, der tägliche Vorwurf der Einfältigsten, wenn sie gottlose Redner die Tugend predigen hören? Was haben ihre heiligen Mienen, ihre verdrehten Augen, gefaltenen Hände, gebogenen Knie, eifrigen Ermahnungen und donnernden Gesetzpredigten für eine Wirkung? Glaubt man ihnen? überreden sie? Nein, man glaubt, es sey ihr Ernst nicht. Sie tun es ja selber nicht, heißt es. Da haben wir nun die kräftige Beredsamkeit, einer verstellten Redlichkeit! Man höre nur einen

runb gemästeten Wanst, ein geschwollnes rotes Angesicht, voller Blattern und Blüten, von Buße und Bekehrung, von Fasten und Beten, von Mäßigkeit und Keuschheit predigen. Was wird es helfen? Die ungläubigen Augen der Zuhörer werden ihr Gehör verstopfen, und den Geist hindern, dass er nicht dadurch gerührt werde. Man lasse hingegen einen jämmerlich einherziehenden Einsiedler auftreten, dem die Farbe der Wurzeln und Kräuter, die ihn nähren, im Angesichte steht; der kaum Haut genug hat, seine Knochen zu bedecken: man lasse diesen nur ein Wort von der Verleugnung seiner selbst von Tödtung des alten Adams u. s. w. sprechen: ist es nicht so, meine Herren? seine sonst geringe Beredsamkeit wird groß werden, weil seine Redlichkeit ihr ein Gewichte gibt. Sein rechtschaffenes Wesen wird alle seine Sylben zentnerschwer machen; sein ehrliches Herz wird dem Mangel seiner Kunst zu statten kommen; sein bloßes Wort wird die Stelle eines Beweises vertreten; seine ehrliche Miene wird überreden: und bey dem allen wird man gewahr werden müssen, wie notwendig ein Redner ein rechtschaffener und tugendhafter Mann seyn müsse.

Dich muss ich hier, auch nach zwey tausend Jahren, in deinem Grabe noch stören, du wunderwürdiges Muster wahrer Beredsamkeit, unvergleichlicher Demosthenes! dich, der du alle Redner deines Vaterlandes in nichts anders, als in Redlichkeit der Absichten übertroffen; aber eben deswegen auch den ganzen Ruhm ihrer Wohlredenheit verdunkelt hast! Was trieb dich doch an, dich mit so vieler Mühe und Arbeit auf die Redekunst zu legen? War es etwa der Eigennutz? Nein, dein ererbtes großes 591

Vermögen war fast fürstlich; und du hättest dasselbe durch ganz andre Mittel vermehren können, wenn du nach Reichtum begierig gewesen wärest. War es irgend der Ehrgeiz? Nein, du hast niemals eine hohe Bedienung im Staate gesucht, und da du sie durch deine Verdienste erhalten, sie doch nicht immer zu behalten gewünscht. Bloß die Wohlfahrt deiner Vaterstadt war diejenige starke Triebfeder, die dir weder Tag noch Nacht Ruhe ließ. Deine mühsame Übung in der Wohlredenheit, deine Reisen durch alle Städte von Griechenland, deine Standhaftigkeit bey der Feindschaft so vieler von deinen Mitbürgern, deine Verachtung aller Geschenke, womit sich so viele andre bestechen und erkaufen ließen, Feinde ihres Vaterlandes zu werden; deine Unerschrockenheit bey den Drohungen so mächtiger Könige, als Philippus, Alexander, und Antipater waren; die haben deiner Redlichkeit ewige Ehrenmäler gesetzt. Du suchst nichts, als die Freyheit Athens zu erhalten; du ermahnst, du drohst, du reizest deine Mitbürger. Du rüstest auf eigene Kosten eine kleine Flotte wider Macedonien aus; du baust die atheniensischen Mauern aus deinem Beutel; du zeuchst selbst in den Krieg. Kurz, du erhälst die Ehre deines Vaterlandes allein; du allein bist unüberwindlich, und stirbst auch endlich so frey, als du gelebt hast. Mit dir geht aber auch die Freyheit des ganzen Griechen-
592 landes zu Grunde; das kann, meine Herren, ein Muster eines aufrichtigen Bürgers, eines redlichen Patrioten, aber auch eines ehrlichgesinnten Redners abgeben. Und nach diesem Exempel haben Cicero und Quintilian kein Bedenken getragen, die Regel abzufassen: daß ein Redner notwendig ein rechtschaffener und tugendhafter Mann seyn müsse.

Fahren sie fort, hochzuehrende Herren, noch ferner, wie sie bisher so rühmlich getan haben, die Liebe der Beredsamkeit, mit einem redlichen Herzen, mit einem rechtschaffenen Gemüte zu verbinden. Nichts wird ihre Absichten, ihre so löbliche Absichten kräftiger befördern, als eben dieses. Ohne diese so preiswürdige Eigenschaft würden sie nirgends Beyfall und Glauben finden, sich selbst und der Beredsamkeit Schande machen, ja nur für leichtsinnige Schwätzer und gewissenlose Wortkrämer angesehen werden: mit derselben aber werden sie allen ihren Zuhörern Gesetze vorschreiben, der Beredsamkeit zu ihrer alten Ehre verhelfen, und dem gemeinen Wesen die unschätzbarsten Vorteile verschaffen können. O! was für Belohnungen, was für Lobsprüche aller Verständigen, was für ein ewiger Nachruhm warten nicht bereits auf sie!

Lassen sie immer die waschhafte Menge unserer heutigen Sophisten, ihre ganze Ehre in künstlichen Erfindungen, in spielenden Worten, in hochtrabenden Redensarten, in weitgesuchtem Putzwerke, und in kindischen Einfällen eines flüchtigen Witzes suchen. Misgönnen sie solchen Schwätzern das eitle Lob der Einfältigen nicht, die an Spielwerken und Tändeleyen ein Wohlgefallen haben. Wer Kindern gefallen will, der kann sie mit Puppen und glänzenden Glasscherben vergnügen: Männer hingegen, wollen durch wahrhaftige Güter gewonnen seyn. 593

Die vernünftige Welt, und insbesondere unser deutsches Vaterland fängt bereits an, die Spreu von dem Weizen, und die Hülsen von dem Kerne zu unterscheiden. Die durch Hülfe der Weltweisen geläuterte Vernunft hat ihr schon den Probierstein

in die Hand gegeben. Künftig wird ihr kein Betrüger mehr Schlacken für Gold, oder Scheingründe für rechte Beweise aufdringen können. Und wie viel Dank, wie viel Ehre werden nicht diejenigen, nach unsern Zeiten, ja in den spätesten Jahrhunderten, davon tragen, die an der Verbesserung des Geschmackes zu unsern Zeiten, als nützliche Werkzeuge gearbeitet haben!

594

---

# Akademische Rede,
# Ein Jurist muss ein Philosoph seyn.
## 1726.

Meine Herren,

Kein Satz dünkt mich wahrhafter zu seyn, als der Ausspruch eines der berühmtesten alten Römer: dass nämlich dem menschlichen Geschlechte, von den unsterblichen Göttern, oder damit ich es nach unsrer Art ausdrücke, von dem ewigen Gotte, kein herrlicher Geschenk verliehen worden, als die Weltweisheit. Sie insgesamt, meine Herren, sind öffentliche Lehrer der Philosophie. Wie nun kein Künstler leicht seine Kunst, kein Meister seine Wissenschaft zu verachten pflegt: also überhebt mich dero allerseits vermuteter Beyfall der Mühe, diesen trefflichen Satz weitläufig zu erklären und zu behaupten. Wer weiß es nicht, dass die Weltweisheit ein vernünftiges und gründliches Erkenntnis derjenigen Dinge sey, die uns glücklich machen können? Und wer gesteht es nicht, dass die Wissenschaft der Glückseligkeit das allervortrefflichste ist, was sich ein verständiges Wesen wünschen, und von dem Urheber aller Dinge hat erlangen können?

Ich weiß wol, dass die Verächter der Philoso-

phie, mir gleich bey der Beschreibung der Weltweisheit, Einwürfe genug machen könnten. Ich habe aber ein solches Vertrauen zu meiner guten Sache, dass ich mich vor allen ihren Einwendungen gar
552 nicht fürchte. Es bleibt dabey: die Philosophie zeigt uns den Weg zur wahren Glückseligkeit: wenn man gleich diese Ehre gemeiniglich der Religion einzuräumen gewohnt ist. Diese Meynungen widersprechen einander nicht: beyde sind vielmehr fest und wohlgegründet. Gewissermaßen ist die Weltweisheit und Religion, nur dem Grade nach unterschieden. Ja es gibt Leute, die vielleicht nicht ohne Ursache, die Grundsätze der Religion für die Philosophie der Einfältigen, die Philosophie hingegen für die Religion der Gelehrten ansehen. Doch ich mag diesen seltsamen Satz nicht ernstlich verteidigen.

Was ist bey dem allen mehr zu bedauern, meine Herren, als dass dieses so vortreffliche Geschenk Gottes von dem undankbaren menschlichen Geschlechte so geringschätzig gehalten wird? Wie wenige gibt es, die sich Schüler oder Liebhaber der Weisheit nennen wollen? Oder da sich einige finden, die solches tun, wie bald werden sie dieses Namens überdrüssig? So gar der hochtrabende Name eines philosophischen Lehrers wird solchen Gemütern bald zur Last; so bald sie sichs nämlich in den Kopf kommen lassen, nach höhern Beywörtern zu streben: zu einem deutlichen Beweistume, dass sie die Vortrefflichkeit desselben noch nicht eingesehen, und ihn also ganz unwürdig geführt haben. Wer hat aber Schuld an diesem Übel, als die verkehrte Einrichtung unsrer altfränkischen hohen Schulen: die den höchsten Gipfel der menschlichen Vollkommenheit in die unterste

Klaſſe geſetzt, und das herrlichſte Geſchenk Gottes der geringſten unter allen vier Fakultäten zur Beſchäftigung angewieſen hat.

Die Philoſophie ſollte billig den Vorſitz auf Akademien haben; denn ſie iſt der Jubegriff aller übrigen ſo genannten höhern Fakultäten. Der Gottesgelehrte muſs von ihr die natürliche Theologie und Sittenlehre: der Rechtsverſtändige das Recht der Natur, und die Politik; der Arzt aber die Naturwiſſenſchaft erborgen. Alle drey beſchäftigen ſich mit der Vernunftlehre, deren Lehrſätze ſie unmöglich entbehren können, wenn ſie nicht, wie die Blinden, im Finſtern tappen wollen. Dergeſtalt hält nun die Weltweisheit alles dasjenige in ſich, was die übrigen Fakultäten nur ſtückweiſe abhandeln: und ohne ſie kann und pflegt nicht viel gründliches geſagt zu werden. So fruchtbar iſt dieſe geſegnete Quelle aller Wiſſenſchaften, daſs ſie ſich zwar unaufhörlich, mit vollen Strömen des Erkenntniſſes, auf die ganze Gelehrſamkeit ergieſzt, aber ſelbſt keiner fremden Hülfe bedürftig iſt. Und wer dem hellen Sonnenkörper einen Vorzug vor allen dunkeln Planetenkugeln einräumt, die alle ihr Licht und Leben von ſeinen Strahlen empfangen, der wird auch der Weltweisheit vor allen übrigen Teilen der Gelehrſamkeit ihren Vorrang nicht abſprechen können.

Dieſes iſt es zum Teil, meine Herren, was ich mich vor einiger Zeit, in einer Rede darzutun, anheiſchig gemacht habe. Die Rechtsgelehrſamkeit war es, davon ich zu zeigen verſprach, daſs ſie ohne die Beyhülfe der Weltweisheit, eine lautere Rabuliſterey, und ein ſo genannter Juriſt ohne die Philoſophie, ein zänkiſcher Praktikenmacher zu nennen ſey. Ver-

533

messenes Vorhaben! würde hier mancher denken, der die Weltweisheit kaum dem Namen nach kennt, und durch den ins Gedächtnis gefaßten Schlendrian, gewisser vor Gericht üblicher Formeln, der gesunden Vernunft und Tugend zum Trotze, sein Brod zu verdienen gelernt hat. Doch zu allem Glücke habe ich itzo solche Leute nicht vor mir: und wenn ich sie gleich vor mir hätte, so würde ich sie doch nicht 331 eines andern überreden können. Wem die goldene Praxis einmal Augen und Verstand geblendet hat, der sieht die deutlichsten Wahrheiten, wie ein Maulwurf das Sonnenlicht, an. Vor[1] so erleuchteten Gemütern hergegen, als die ihrigen sind, meine Herren, wird es nicht schwer fallen, meinen Satz zu behaupten: wenn ich mich nur, wie ich sehnlich wünsche, ihrer geneigten Aufmerksamkeit versichert halten kann.

Ich habe einen Mann von besonderer Einsicht sagen gehört: daß der allerwenigste Teil der Gelehrten diesen Namen mit Recht führe; sondern daß die meisten nur für studirte Handwerksleute zu achten wären. Ein so seltsamer Satz machte mich neugierig, den Beweis davon zu hören; und es kostete mich nichts mehr, als eine Frage, desselben teilhaftig zu werden. Ein Gelehrter, hieß es, wird eigentlich wegen der Vollkommenheiten seines Verstandes dieses Namens wert geachtet. Die besondre Einsicht in die Natur aller Dinge, und in den Zusammenhang der Wahrheiten, macht den Begriff einer gründlichen Gelehrsamkeit aus. Daran fehlt es aber allen denen, die mit dem Gedächtnisse, und nicht mit dem Verstande studiren. Sie lernen das Handwerk eines Predigers, Advokaten und Arztes,

[1] Gedruckt steht „Zu", was aber wol nur ein Druckfehler seyn kann.

eben ſo, wie andre das Schneider- und Schuſterhandwerk lernen. Ihre Abſicht iſt nicht, am Verſtande vollkommener zu werden, die Verknüpfung der Urſachen mit ihren Wirkungen, der Mittel und Abſichten einzuſehen; ſondern Brod zu verdienen. Daher kommt es nun, daſs wir ſo viel ungelehrte Gelehrte haben; daher kommts, daſs die Zahl wahrer Gelehrten ſo klein, der ſtudirten Handwerksleute aber ſo ungemein groß iſt.

Wenn ich dieſer Sache etwas nachdenke; ſo finde ich, daſs eigentlich die Philoſophie einen Studirenden zu einem wahrhaften Gelehrten macht: denn ſie iſt eigentlich dasjenige, was den Menſchen ſeine Vernunft recht brauchen lehrt. Ihr allererſter Teil handelt ja von den Kräften unſeres Verſtandes, von Wahrheit und Irrtum, von guten und ſchlechten Begriffen, von richtigen und falſchen Urteilen, von regelmäßigen und unrichtigen Schlüſſen. Die Vernunftlehre läſſt uns den Unterſchied zwiſchen Wiſſenſchaften und Meynungen, zwiſchen Glauben und Wahn, zwiſchen Überführung und Überredung anmerken. Sie lehrt uns andrer Leute Lehren prüfen, Irrtümer widerlegen, die Wahrheit behaupten und unſern Widerſachern das Maul ſtopfen. Wir wollen ſehen, ob ein Juriſt dieſer Dinge wol entbehren könne. 535

Der allergeringſte Rechtshandel ſetzt eine gewiſſe Wahrheit zum Grunde. Man ſtreitet allezeit wegen eines Satzes, den die eine Partey behauptet, die andre aber leugnet: und es iſt ſehr ſchwer zu erkennen, wer von beyden Teilen Recht hat. Unzählige Umſtände machen einen Richter oft ſo verwirrt, daſs er weder aus, noch ein weiß. Kläger und Beklagte laſſen ſichs angelegen ſeyn, durch tauſend

Ränke seinen Verstand zu blenden, und durch mancherley Künste ein geneigtes Urteil von ihm zu erschleichen. Hier, hier ist Einsicht vonnöten, das Wahre von dem Falschen, das Erwiesene vom Ungewissen, das Billige vom Unbilligen zu unterscheiden. So groß auch die natürliche Fähigkeit bey einigen Menschen seyn kann, so reicht sie doch lange nicht zu, allezeit aus einem solchen Labyrinte verworrener Zänkereyen glücklich, und ohne fremde Beyhülfe den Ausgang zu finden. Die Vernunftlehre vertritt hier Ariadnens Stelle. Sie reicht ihrem Lehrlinge den vorteilhaftesten Leitfaden, sich aus allen Schlupfwinkeln leicht heraus zu finden. Fürsprecher und Richter müssen blind seyn, wenn sie den Nutzen der 536 philosophischen Wissenschaft nicht erkennen wollen.

Ja, spricht man, wenn wir nicht von Natur eine Vernunft zu urteilen hätten: so könnte uns vielleicht die Logik in der Rechtsgelahrheit einigermaßen nötig seyn. Allein was brauchts itzo vieler Vernünfteleyen? Der Landesherr wills so haben: das Gesetz muss gelten, wenn gleich nach den Regeln der Vernunftlehre noch so viel darwider einzuwenden wäre. Der Einwurf hat einigen Schein, weil er etwas wahres in sich begreift. Ich gebe es zu, dass in einigen Fällen die Gesetze ganz leicht auf die vorkommenden Fälle gedeutet werden können. Allein ist denn dieses allezeit so leicht? Wie schwer hält es oft, die Rätsel unsrer Gesetzgeber aufzulösen? Wie schwer ist es zuweilen, die Scheingründe der Parteyen zu entblößen; die falschen Schlüsse, darauf sie trotzen, zu vernichten; und also das Recht aus den dicken Wolken ans Licht zu ziehen, darein es Eigennutz und Bosheit gehüllt haben. Hierzu, hierzu

gehört wahrlich ein mehr, als gemeiner Verſtand. Hier muſs man die Auslegungskunſt, einen Teil der Vernunftlehre, wohl inne haben. Hier muſs man geübte Sinne beſitzen, nicht etwa Licht und Finſternis, Tag und Nacht zu unterſcheiden; nein, dieſes können auch Kinder ohne alle Mühe tun: man muſs einen falſchen Edelſtein vor einem ächten, verfälſchtes Metall vor lauterm Golde, ein betrügliches Irrlicht vor einem ſichern Wegweiſer zu erkennen wiſſen. Geht nur hin, ihr Rabuliſten! und tut dieſes ohne die Regeln der Vernunftlehre: ſo will ichs euch zugeben, daſs ein Juriſt der Weltweisheit entbehren könne.

Doch nein, ich übereile mich. Geſetzt, die natürliche Vernunft wäre ohne alle Verbeſſerung zulänglich, einen Rechtshandel ordentlich zu unterſuchen und zu entſcheiden: ſo iſt doch die ganze Philoſophie deswegen einem Juriſten nicht unnötig. Wo bliebe das Recht der Natur, eine wichtige philoſophiſche Wiſſenſchaft! darauf ſich alle bürgerliche und göttliche Rechte gründen müſſen; wenn ſie nicht ungerecht ſeyn ſollen. Wahrlich dieſe Wiſſenſchaft ſcheint einem Rechtsgelehrten unentbehrlich zu ſeyn; und das aus folgenden Urſachen. 537

Ein Richter iſt wol ohne Zweifel ein Rechtsgelehrter, oder er ſollte es zum wenigſten ſeyn. Ein Richter ſoll ſtreitende Parteyen entſcheiden; das iſt, er ſoll ſagen, wer von beyden Recht, oder Unrecht hat. Wie iſt nun das möglich; wenn er ſelbſt nicht weiß, was Recht oder Unrecht iſt? Das kann er aber ohne eine gute Einſicht in das natürliche Recht nimmermehr wiſſen. Ich weiß es wohl, daſs die Richtſchnur aller ſeiner Urteile ihm bereits in

den Landesgesetzen vorgelegt und angewiesen worden. Ein Richter soll nichts anders sprechen, als was das Oberhaupt seiner Stadt ihm anbefohlen hat, und haben will. Allein soll er denn deswegen ganz blind seyn, und selbst nicht sehen, ob das, was er spricht, recht oder unrecht sey? Soll er nur, als ein todtes Echo, die Willensmeynung seines Fürsten nachbeten; und selbst nicht begreifen, ob es billig oder unbillig sey, was in den Gesetzen verordnet worden? Ich wills nicht hoffen, daß jemand eine solche Unvernunft für die beste Eigenschaft eines guten Richters angeben wird. Folglich muß ein Richter notwendig das Gesetz der Natur verstehen.

Der bloße Wille eines Fürsten macht nichts recht, was nicht schon vorhin, seiner innern Natur und Beschaffenheit nach, recht und billig gewesen. Selbst der Befehl des allerhöchsten Wesens, kann keine Handlung gut oder böse machen, die es nicht schon 538 vorhin, ihrem innern Wesen nach gewesen wäre. Folglich hat ein Rechtsgelehrter bey allen seinen Gesetzen, Statuten, Gebräuchen und Herkommen, an und für sich selbst, nicht die geringste Sicherheit. Wer will ihn versichern, daß Justinian lauter billige Dinge anbefohlen habe; wenn er nicht die Überein stimmung seiner Gesetze, mit den unveränderlichen Regeln der gesunden Vernunft, und der ewigen Ge setze der Natur eingesehen? Es ist wol wahr: Minos, Rhadamantus, Solon und Lykurgus, Numa Pompilius und der große Tribonianus sind ver ständige, kluge, gerechte und ansehnliche Leute ge wesen. Die Ehrerbietung, so wir ihnen schuldig sind, besiehlt uns zu glauben, daß sie mit Wissen und Willen nichts unbilliges in ihre Gesetze gebracht

haben. Allein waren sie denn keine Menschen? Konnten sie nicht irren? Oder kann dasjenige, was in Athen, Sparta, Rom und Constantinopel vormals recht und billig gewesen, itzo in Wien und Hamburg, in Breslau und Leipzig, in Frankfurt und Nürnberg nicht ungerecht, nicht unbillig seyn? Derjenige muss die Verschiedenheit der Republiken nicht kennen, der griechische, römische und deutsche Völker nach einerley Gesetzen richten will. Und wie nötig wird es also einem Rechtsgelehrten seyn, die alten Gesetze zu untersuchen, und sie mit dem Zustande seiner Republik und den Regeln der gesunden Vernunft zusammen zu halten. Tribonianus selbst, und alle alte Juristen, deren Weisheit wir in ihren Anschlägen und Beantwortungen schwerer Rechtsfragen bewundern; diese selbst, sage ich, haben sich niemals blinde und unverständige Schüler gewünscht.

Es ist ein bekanntes, und zugleich sehr wohl gegründetes Sprüchwort, dass das höchste Recht oftmals das allergrößte Unrecht werde. Man will damit so viel sagen, dass diejenigen, die gar zu sehr an dem Buchstaben der Gesetze kleben, den Absichten der Gesetzgeber oft ganz zuwider handeln. Es ist bekannt, dass fast alle Gesetze durchgehends gar zu allgemein abgefasst werden. Dieser Fehler ist auch nicht zu vermeiden. Wer würde der überhand nehmenden Bosheit Widerstand tun, und frechen Gemütern ein Gebiss ins Maul legen können: wenn man nur etliche Diebstähle, nur etliche Gewalttätigkeiten, nur etliche Mordtaten verbieten wollte? Man muss die Gesetze durch allgemeine Redensarten ausdrücken, und dadurch die Frevler im Zaume halten. Man muss durch die

Strenge des Rechts ihren Ausflüchten zuvorkommen: und gesetzt, dass man dabey etwa der Sache zuviel täte; so muss es der Klugheit des Richters anheim gestellt bleiben, zu rechter Zeit eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu machen. Dieses nennen die Rechtsgelehrten, nach der Billigkeit verfahren: und diese Billigkeit, die man ohne die höchste Ungerechtigkeit von den Gerichtsstätten nicht verbannen kann, gibt einen neuen Beweis an die Hand, meinen Satz zu behaupten. Einfältige Richter, die vom Rechte der Natur nichts verstehen, sind ungeschickt, die besondern Handlungen nach ihren eigentlichen Umständen zu beurteilen. Eine Kleinigkeit macht ja oft, dass das deutlichste Gesetz auf diesen oder jenen Fall sich nicht schickt. Der Richter muss also die gesunde Vernunft dem Buchstaben des Gesetzes vorziehen. Er muss wissen, in wie weit, und warum er davon abzugehen habe. Es ist aber leichter, einen Mohren weiss zu baden, als diese Behutsamkeit im Urteilen, ohne ein gründliches Erkenntnis des natürlichen Rechts, zu erlangen.

O! welch ein weitläuftiges Feld stünde mir nunmehr offen, die Verächter der Weltweisheit auf das empfindlichste zu beschämen, wenn ich dergleichen Leute unter ihnen, meine Herren, vor mir hätte. Wie nachdrücklich würde ich ihnen ihre Unwissenheit und ihre rabulistische Rechtsgelehrsamkeit vorrücken! Wie manchen Scherz würde mir ihr wohlhergebrachter Gerichtsschlendrian an die Hand geben, wenn ich einige auserlesene Brocken davon in ihrer lächerlichen Gestalt abbilden wollte? Allein mit abwesenden Feinden mag ich nicht zanken. Dieses verschlossene Zimmer trennt mich von allen den unphiloso-

phischen Rechtsgelehrten, unter deren Last unsere Rathäuser seufzen. Ich liebe kein Spiegelfechten, und mag keine Luftstreiche tun. Und es ist also Zeit, dass ich meine bisherige Abhandlung abbreche, und sie der Beurteilung meiner hochzuehrenden Herren unterwerfe. 511



# Akademische Rede, Zum Abschiede aus der vertrauten Rednergesellschaft zu Leipzig im Jahr 1728

den 20. August gehalten.

Meine Herren,

Ich habe heute zum letztenmale die Ehre, in dieser vertrauten Gesellschaft aufzutreten; und ich gestehe es, dass solches mit einer weit grössern Freudigkeit geschieht, als da ich vor etlichen Jahren, zum erstenmale so glücklich war, mich in derselben einzufinden. Die vorteilhafte Abbildung, die man mir von allen Mitgliedern derselben gemacht hatte; das billige Mistrauen gegen meine wenige Stärke in der Beredsamkeit, und eine gewisse natürliche Blödigkeit, schlugen damals mein Gemüt fast gänzlich darnieder. Ich entsetzte mich vor dem ersten Anblicke so vieler gelehrten Männer, die ich für eben so viel strenge Richter aller meiner Worte ansah, und war in meiner Antrittsrede desto schüchterner; je weniger mir noch die Regeln bekannt waren, darnach sie die Stärke und Schwäche derselben beurteilen würden.

Alle diese Ursachen meiner damaligen Furchtsam

keit sind nunmehr völlig weggefallen. Hat sich gleich meine Hochachtung gegen diese Gesellschaft eher gemehrt, als vermindert; nachdem ich die besondern Verdienste, aller ihrer Mitglieder allgemach selbst kennen gelernt: so hat mir doch der liebreiche Umgang, dessen sie allerseits mich bisher gewürdigt, 595 mehr Zuversicht zu ihrer Güte, als Furcht vor ihren scharfen Urteilen beygebracht. Die Kleinmütigkeit wegen meiner Schwäche, hat sich auch um ein merkliches verloren, seit dem ich aus dero von Zeit zu Zeit bemerktem gütigem Beyfalle gespürt, dass in meinen oratorischen Proben, eben nicht alles so gar schlecht und verwerflich gewesen. Und der Geschmack in der Beredsamkeit, der in dieser Gesellschaft herrscht, ist mir nunmehr auch so bekannt, dass ich nicht besorgen darf, wider die Grundregeln desselben zu verstoßen; so lange ich mich von der Vorschrift der Wahrheit und Tugend, das ist, von der gesunden Vernunft, nicht entfernen werde.

Ich trete also heute mit einem freyen und unerschrockenen Gemüte vor sie, meine Herren, und statte ihnen mit Vergnügen den Dank ab, den ich ihnen allerseits schuldig bin. Dieses ist die Hauptabsicht, mit welcher ich allhier erschienen bin, und wenn ich dieselbe gebührend ins Werk richte, so hoffe ich meiner ganzen Pflicht ein Gnügen getan zu haben. Besteht aber eine Danksagung hauptsächlich in einer Erklärung, wie hoch man teils seinen Wohltäter, teils das von ihm genossene Gut schätzt, und in dem Versprechen einer beständigen Dienstgeflissenheit: so werde auch ich meine Erkenntlichkeit auf diese Art an den Tag legen. Ich werde dieser Gesellschaft nicht allein die Hochachtung er-

klären, die ich allezeit gegen sie gehegt, und mein Vergnügen entdecken, dass man mich in dieselbe aufgenommen; sondern ich werde auch ihren sämmtlichen Mitgliedern eine unverrückte Ergebenheit angeloben.

Wo soll ich aber das Lob dieser Gesellschaft anfangen, meine Herren? und was für Beweistümer soll ich anführen, die Vortrefflichkeit derselben recht 596 darzutun? Soll ich in die vorigen Zeiten zurücke gehen? Soll ich den großen Stifter derselben in seinem Grabe beunruhigen, und etwas von seinem Ruhme borgen, eine gelehrte Versammlung, die sich von ihm herschreibt, damit auszuschmücken? Soll ich alle die berühmten Männer herzählen, die seit mehr als funfzig Jahren, Mitglieder derselben gewesen sind? Soll ich alles das Lob, dass sich dieselben bey Hofe, in der Kirche, und in der gelehrten Welt erworben haben, auf dero Rechnung schreiben? Soll ich das gepriesne Leipzig, das Vaterland aller Musen, als den Sitz derselben, weitläufig heraus streichen? Oder soll ich endlich das Alter der Gesellschaft selbst in einen Lobspruch verwandeln?

Nein, nein, meine Herren, eine solche Beredsamkeit habe ich von ihnen nicht gelernt, die mit nichtigen Scheingründen ihren Zuhörern ein Blendwerk zu machen sucht. Wie sollte ich mich denn unterstehen, diese treffliche Gesellschaft durch solche verdächtige Gründe zu loben? Wie sollte ich die Einfalt begehen, und mich in Behauptung ihres Ruhmes solcher Beweistümer bedienen, die nur zu ihrer Beschämung gereichen würden, wenn sie etwa aus der Art geschlagen wäre; und irgend nichts mehr an sich hätte, was sie eines so ansehnlichen Stifters, so vieler vor-

nehmen Mitglieder, eines so berühmten Aufenthaltes, und eines so ehrwürdigen Alters, noch bis auf diese Stunde würdig machen könnte.

Es sind ganz andre Dinge, die ich an ihnen verehre, meine Herren; ganz andre Vorzüge, die mir gegen diese vertraute Gesellschaft eine Hochachtung beygebracht; ganz andre Beweisgründe ihrer Vortrefflichkeit: nämlich solche, die ihr Ehre bringen müssten; gesetzt, dass sie keinen so berühmten Urheber, keine so ansehnliche Glieder, keinen so gelehrten Sitz gehabt hätte, als sie wirklich gehabt; ja gesetzt, dass sie heute allererst gestiftet und entstanden wäre. 597

Vergeben sie mirs nur, wenn ich etwa, durch meine Freyheit im Reden, ihrer Bescheidenheit zu nahe treten, und durch ein gar zu deutliches Lob, ihrer Demut zuweilen eine Schamröte verursachen sollte. Ich mag diesmal mit Fleiß keine Umschweife suchen. Ich mag den Glanz ihres Ruhmes in keine Wolken dunkler Ausdrückungen verhüllen. Ich werde alles, was ich denke, frey heraussagen, und wollte dabey nichts mehr wünschen; als dass alle, die gegen diese Gesellschaft übel gesinnt sind, mich hören möchten. Denn ich getraute mir durch das, was ich sagen werde, alle ihre Feinde zu Freunden, alle ihre Verächter zu Liebhabern, und alle ihre Spötter zu Verehrern derselben zu machen.

Diese Rednergesellschaft ist eine deutsche Rednergesellschaft: und das ist das erste, meine Herren, was ich an derselben zu rühmen finde. Solch ein Lobspruch kann niemanden geringe, oder nichtig vorkommen, als denen, die sich törichter Weise ihres Vaterlandes schämen; und nichts für schön und ansehnlich halten, als was fremde, was ausländisch,

was bey uns ehrlichen Deutschen ungewöhnlich ist. Aber wie? Sollte es wol dergleichen Leute geben, die durch ein so seltsames Verfahren wider die Ordnung der Natur murren, die sie in Deutschland ans Licht der Welt gebracht; und die weisen Verhängnisse des Himmels meistern, der sie doch in einem der edelsten Teile von Europa hat geboren werden lassen? Sollten sich wol Menschen finden, die, als ungeratene Kinder, ihre Vorältern in den Grüften schänden, als Bastarte ihre Väter schimpfen, und
598 als eine giftige Natterbrut ihre Mütter anspeyen?

Ja, meine Herren, es gibt, es gibt leider! solche Misgeburten, die alles Einheimische anstinkt: Toren, die sich lauter ausländischer Trachten, Speisen, Getränke, Spiele, Kleidungen, Geräte, Zeitkürzungen und Sprüchwörter bedienen; die, da sie doch deutsches Geblüts und Herkommens sind, dennoch ausländisch erzogen, unterrichtet, befördert und verheiratet werden wollen; die mitten in ihrem Vaterlande, nach Art fremder Völker leben, kranken, geheilt werden und sterben; ja die sich, wenns möglich wäre, wie für ihre Körper ausländische Grabmäler, also für ihre Seelen einen ausländischen Himmel, wünschen würden.

Man kann in Wahrheit dieses abenteuerliche Volk nicht seltsam genug abschildern, meine Herren. Mein Vorhaben verstattet es aber nicht, diesen ungereimten Ekel vor unserm Vaterlande ausführlicher zu beschreiben: sonst wollte ich ihn durch unvernünftige Tiere, ja durch Kräuter und Bäume, zu beschämen suchen, die alle den Ort ihrer Geburt mehr lieben, als ein fremdes Land, und in ihrem natürlichen Boden besser fortkommen und gedeihen, als in einem Erdreiche, welches von einem andern

Himmel bestrahlt wird. Das lächerlichste ist, dass solche Affen der Ausländer ihre Mundart verachten, und lieber die Sprachen ihrer Nachbarn verstümmeln, ihre Wörter radebrechen und ihre Sylben verfälschen, als ihre eigene Landessprache rein und fertig reden wollen. Lappländer und Hottentotten möchten das tun, die entweder eine so mangelhafte oder rauhe Sprache haben, dass sie sich billig nach einer überflüssigern und sanftern umsehen möchten. Wer aber das Glück hat, in Deutschland geboren zu seyn, der sollte sich ja schämen, durch die Verachtung seiner wortreichen, männlichen, und wohlklingenden Muttersprache seinen groben Unverstand zu verraten. 500

Ganz andre Gedanken hat diese patriotischgesinnte Gesellschaft allezeit von ihrer Muttersprache gehegt. Da sie aus lauter gelehrten Männern bestanden, die in der griechischen und lateinischen fast eben die Fertigkeit besessen, als in der ihrigen; ja die auch die heutigen Sprachen ihrer politesten Nachbarn vollkommen inne gehabt: so hat sie nichts destoweniger eine deutsche Rednergesellschaft seyn und bleiben wollen. Sie hat es wol gesehen, dass die Macht und das Ansehen eines Volkes, allezeit mit seiner Sprache gestiegen und gefallen. Sie hat es wahrgenommen, dass Verstand und Gelehrsamkeit bey einer Nation allezeit um desto höher geschätzt worden, je mehr es seine Mundart geputzt, und ausgearbeitet gehabt. Daher hat sie denn den rühmlichen Entschluss gefasst, durch die Ausübung unserer Muttersprache, die Macht, den Witz und das Ansehen unsres Vaterlandes entweder zu erweisen, oder doch einigermaßen zu befördern.

Doch ich sage noch viel zu wenig, meine Herren:

diese Gesellschaft hat sich nicht nur beflissen, deutsch zu sprechen; sondern sie hat sichs auch angelegen seyn lassen, rein deutsch zu reden. Es gibt ja endlich in Deutschland noch wol Leute genug, die in ihrer Muttersprache reden; weil sie nämlich keine andre verstehen: aber wie selten sind nicht diejenigen, welche sich bemühen, diese ihre Mundart rein und unvermischt zu sprechen? Ich will hier nicht nur der Gelehrten gedenken, die sich im Reden und Schreiben desto mehr von dem Pöbel zu unterscheiden gedacht haben, je mehr lateinische und griechische Kunstwörter, Formeln und Lehrsprüche sie in ihre Sachen einzumischen gewusst haben. Ich will nur der Unstudirten Erwähnung tun, als von welchen auch die heutigen Sprachen unsrer Nachbarn geplündert 600 worden, um mit diesem Raube hernach zu stolziren, und in den Augen der Einfältigen desto ansehnlicher zu werden.

Ich darf ihnen dieses Übel, meine Herren, durch keine Beweisgründe als glaublich vorstellen: denn es liegt nur gar zu sehr am Tage. Was für eine französische Sucht hat nicht seit hundert Jahren den größesten Teil unserer Landesleute angesteckt? Man hat sich eingebildet, weit artiger, geschickter und zierlicher zu sprechen, wenn man seinen Bruder mon Frère, einen Spitzbuben Filou, und ein Frauenzimmer Mademoiselle nennen würde. Man hat keine Ärmel, sondern Manchettes, keine Hirschfänger, sondern Couteaux de chasse, keine Schlafstühle, sondern lauter Fauteuils gebraucht. Die Prinzen haben nicht mehr von wichtigen Angelegenheiten ratschlagen, sondern von den importantesten Affairen deliberiren müssen. Gerade, als ob etliche fremde

Sylben und Buchstaben uns einen bessern Begriff von den Sachen selbst beybringen würden, als die unsrigen! Gerade, als ob eine Unzüchtige, keusch, und ein Schelm ehrlich werden würde, wenn man diesen einen Fripon, jene hingegen eine Coquette nennen möchte!

Mit wie vielem Eifer haben sich nicht alle große Skribenten unsers Vaterlandes, Männer, die unserer Nation so viel Ehre gemacht, dieser Seuche widersetzt! Martin Opitz von Boberfeld, und alle, die in die Fußtapfen dieses großen Meisters unsrer Muttersprache getreten, haben, so viel ihnen möglich war, dieser einreißenden Barbarey zu steuren gesucht. Noch bis auf diese Stunde lassen die eifrigsten Patrioten nicht nach, für die Erhaltung einer reinen Mundart in Deutschland zu sorgen. Selbst unsere ansehnlichsten Hofbedienten und Staatsleute gehen uns in ihren Schriften mit guten Mustern vor, und beschämen dadurch unzählige Gelehrte, die in 601 den Gedanken stehen: man würde sie für ungelehrt halten, dafern sie nicht im Reden und Schreiben zehn Sprachen durch einander mischten; und also die Verwirrung, die in ihrem Gehirne herrscht, auch auf dem Papiere sichtbar machten. Das ist also nur der Pöbel unserer Bücherschreiber gewesen, die in diesem Stücke dem verderbten Geschmacke des großen Haufens gefolgt sind. Nur Stümper haben ihren deutschen Rock mit italienischen und französischen Lumpen behängt; sind aber eben dadurch in den Augen aller Verständigen, Pickelheringen ähnlich geworden, die in ihren buntscheckigen Kleidern auf der Schaubühne zum Gelächter werden.

Hieraus erhellt nun das gesunde Urteil dieser

geschickten Gesellschaft. Sie hat es mit unter ihre Grundregeln gesetzt, daß man nicht nur deutsch, sondern auch rein deutsch zu reden, beflissen seyn solle. Doch nein! meine Herren, ich irre mich. Es ist unter ihren Gesetzen gar nichts davon zu finden. Die Stifter dieser Gesellschaft haben keine besondre Verordnung deswegen gemacht. Allein ich widerrufe meinen Satz darum nicht. Weit gefehlt, daß ihr Lob dadurch zweifelhaft werden sollte! Um desto deutlicher erhellt daraus, was ich erweisen will. Denn da jener große griechische Gesetzgeber deswegen keine Strafe auf den Vatermord in seiner Republik bestimmt hatte; weil er sichs nicht einbilden können, daß jemand ein solch abscheuliches Laster begehen würde: so haben es auch die weisen Urheber unserer Gesetze mit Recht für etwas überflüssiges gehalten, eine Verfügung wegen der Sprachenmischung zu tun; weil es gar nicht zu vermuten war, daß jemals ein Mitglied einer deutschen Rednergesellschaft auf die Schwachheit verfallen, und seinen Vortrag mit ausländischen Brocken anfüllen und verstellen würde. 602

Nichtsdestoweniger muß niemand denken, als wäre diese Gesellschaft eine Tochter und Nachfolgerin jener so berufenen Palmen- Schwanen- und Tannen-Orden, die ihre ganze Kunst in Erfindung neuer Wörter sehen zu lassen, und auf jeder Seite ihrer Bücher ein Dutzend unerhörte Ausdrückungen auszuhecken beflissen gewesen. Nein! eine so lächerliche Verwägenheit ist ihren Mitgliedern niemals in den Sinn gekommen. Sprachen zu bereichern, das ist nicht die Arbeit einzelner Gelehrten, ja nicht einmal gelehrt.r Gesellschaften, sondern das Vorrecht ganzer Völker. Und es ist eine Einfalt, wenn sich

wenige Privatpersonen zur Richtschnur ganzer Nationen aufwerfen wollen. Was also nicht durch eine lange Gewohnheit unsers Vaterlandes unvermerkt eingeführt und aufgenommen war; was nicht vor unsern Zeiten bereits das deutsche Bürgerrecht erlangt gehabt, das ist auch in dieser Gesellschaft niemals für gültig gehalten worden. Und was wäre es nötig gewesen, täglich neue Wörter und Redensarten auszusinnen, da man bei genauer Untersuchung unserer Landessprache, allezeit befunden, daſs man eher über einen Überfluſs, als über einen Mangel in diesem Stücke zu klagen Ursache habe.

Die neuen Wörterkrämer kommen mir nicht anders vor, als die unersättlichen Geizhälse. Diese sinnen Tag und Nacht auf neuen Erwerb und Gewinnst. Sie scharren einen Taler nach dem andern zusammen. Sie sammeln, sie sparen, sie geizen ohn Unterlaſs, und suchen durch erlaubte und verbotene Künste einen neuen Beutel anzufüllen. Wer sie so ängstlich arbeiten, wachen, sorgen, rechnen, laufen und wuchern sieht, der sollte vielmals denken, daſs es die dürftigsten und armseligsten Leute von der Welt wären. Sie selbst scheinen es vergessen zu haben, daſs alle ihre Kisten und Kasten voll sind; ja sie wollen solches mit offenen Augen nicht sehen, 603 wenn sie gleich kaum ein Plätzchen finden können, wo sich der neugefüllte Geldsack mit aller Gewalt und Mühe hineinstopfen läſst.

Eben so geht es denen, die sich unablässig auf neue Wörter befleiſsigen. Sie klagen ohn Unterlaſs über die Armut ihrer Muttersprache. Bald soll es hier, bald soll es da an einem geschickten Ausdrucke fehlen: allein sie kennen entweder die Schätze unserer

Mundart noch nicht; oder sie wollen sie nicht kennen. Daher kommts, dass sie mit aller ihrer Mühe nur Holz in den Wald tragen, und Wasser ins Meer gießen. Sie meynen nämlich, ihr enges Gedächtnis sey die einzige Vorratskammer, darinnen das wortreiche Germanien alle seine Kostbarkeiten aufbehält; und erwägen nicht, dass es tausend und noch tausend deutsche Büchersäle, zu Behältnissen seiner unzählbaren Reichtümer bestimmt habe.

Verzeihen sie mir diese Ausschweifung, meine Herren, wozu mich nichts anders, als der Ruhm dieser Gesellschaft, verleitet hat. Ich kehre itzo desto eifriger um, auch die vernunftmäßige Schreibart derselben gebührend zu erheben. Aber wer leiht mir unter ihnen seine ungezwungene, seine ungeschminkte, seine natürlich schöne Art des Ausdruckes, damit ich eine Eigenschaft an ihr loben könne, die noch weit preiswürdiger ist, als alles vorhergehende? Fürwahr deutsch, ja rein deutsch zu reden und zu schreiben, ist zwar viel, und keines geringen Lobes wert: aber beydes ist nichts, wenn man nicht zugleich vernünftig redet; wenn man törichte Gedanken in noch törichtern Redensarten vorträgt; wenn man unnötige Zierrate sucht; wenn man einen gar zu gekünstelten Witz zeigt; wenn man endlich über alle Berge und Wolken fliegt, und die an sich verworrenen Sätze, in den dicken Nebel unverständ-
[604] licher Ausdrückungen verhüllt; so dass mehr als ein Oedipus dazu gehört, die Rätsel aufzulösen, die man fast in allen Zeilen seiner Schriften, der Welt zur Bewunderung aufdringen will.

Gleichwol war dieses noch vor wenig Jahren der herrschende Geschmack in ganz Deutschland. Ge-

wisse sonst gelehrte und große Männer hatten sich durch die italienischen Spitzfindigkeiten und spanischen Ausschweifungen verleiten lassen, die Einfalt der Wahrheit und Natur zu verachten. Sie dachten, nicht mehr schön zu reden, wenn sie bloß der menschlichen Vernunft Folge leisteten. Alles musste auf Stelzen gehen. Alles musste hoch, verblümt, sinnreich und prächtig; oder vielmehr übersteigend, dunkel, schwülstig und hochtrabend klingen. Kein Wort behielt seine gewöhnliche Bedeutung. Unzählige Gleichnisse erstickten den Sinn einer Rede, und die vielen Bilder machten das Vorbild unkenntbar. Wahrheiten, die sonst ein Kind verstehen kann, nach ihrer Art auszudrücken, musste man zwanzig Griechen und Römer bestehlen.

Noch nicht genug. Man spielte mit Worten, und versetzte die Buchstaben. Man malte Sinnbilder, und ersann sich Überschriften dazu. Man prägte Münzen, und baute Ehrenpforten. Hier hatte Tacitus, und dort Plinius etwas treffliches geschrieben. Bald war Saavedra, und bald Picinellus der sinnreichste Kopf von der Welt. So füllte man die Blätter mit fürchterlichen Namen und stolzen Worten; das Gehör aber mit leeren Tönen an. Der Verstand hergegen bekam sehr wenig Licht, und der Wille ward gar nicht gerührt. Dennoch gefiel unsern verwöhnten Deutschen eine so seltsame Abweichung von der Vernunft und Natur: und die lohensteinische Schreibart, die durch hundert elende Schulmeister noch täglich verschlimmert ward, nahm fast durchgehends überhand. 605

Nur dich, du edle Gesellschaft, konnte ein so gefährliches Übel nicht anstecken. Nur du wurdest keine

Freundin dieser seltsamen Schreibart, wiewol sie fast allenthalben im Schwange gieng. Eine vernünftige Einfalt des Ausdruckes war dir viel lieber, als ein gekünsteltes Wesen: und eine dauerhafte Schönheit natürlicher Gedanken gefiel dir weit besser, als ein glänzender Firniß; der zwar mehr die Augen blendet, aber desto weniger gründliches hinter sich hat. Die unvergleichlichen Muster der Alten schwebten dir vor Augen. Rom und Athen gaben dir weit bessere Wegweiser, als Madrid und Florenz. Von dorther flossen dir aus den lautersten Quellen, die Ströme einer männlichen Beredsamkeit zu, die zwar nicht sehr sprudeln und rauschen; aber mit ihrem stillen und majestätischen Laufe alles, was ihnen widersteht, fortreißen, und durch eine unsichtbare Gewalt zum Gehorsame zwingen.

Nunmehr bin ich an den Mittelpunkt und auf das rechte Hauptwerk der ganzen Wohlredenheit gekommen. Die überführende Kraft ist es, meine Herren, wodurch sich diese göttliche Kunst von allen ihren Schwestern unterscheidet. Und wo hat sich dieselbe mächtiger erwiesen, als in den Versammlungen dieser Gesellschaft? Selbst die Göttin der Beredsamkeit hat hier ihren Sitz gehabt. Nicht nur wohlklingende Worte, nicht nur tönende Schellen; sondern bündige Beweis- und Bewegungsgründe sind die verborgenen Ketten gewesen, womit sie sich alle ihre Zuhörer untertänig gemacht haben. Und das, das ist eben das alleredelste Lob, welches ich, meiner wenigen Einsicht nach, einer so auserlesensten Rednergesellschaft beylegen kann.

Unsre Vorfahren, die alten Scythen und Celten, haben mitten in ihrer Finsternis, einen hellen Strahl

der Weisheit von sich blicken lassen, da sie den Her- 606
kules, zum Gott der Beredsamkeit gemacht haben; denjenigen Herkules, der bei andern Nationen für ein Wunder der Kraft, und unüberwindlichen Stärke gehalten worden. Sie malten aber denselben weder mit einer Keule, noch mit einer andern Gattung von Waffen versehen; sondern auf eine ganz besondre Weise. Aus seinem Munde giengen unzählige kleine Ketten, welche mit ihren äußersten Enden an den Ohren einer großen Menge Volkes befestigt waren: und man bemerkte aus den freudigen Angesichtern, und andern Stellungen dieser Leute, daß sie ihm willigst nachfolgten. Sehen sie, meine Herren, einen vollkommenen Abriß der wahren Beredsamkeit, welche durch einen lieblichen Zwang, aller ihrer Zuhörer Herzen gewinnt, und ihre Gemüter lenkt, wohin sie will. Sehen sie aber auch zugleich ein Bild, welches sich überaus wohl zu einem Wappen für diese Gesellschaft schicken würde.

Ich schmäuchle ihnen hiermit nicht, meine Herren. Sie alle wissen es wol, wie wenig ich dieser niederträchtigen Gemütsneigung zugetan bin. Ich rede aus der Erfahrung, und gründe alles, was ich hier sage, auf das, was ich bey mir selbst empfunden habe. Wie oft bin ich nicht selbst durch die Gewalt ihrer Beredsamkeit gerührt, überwunden, entzückt, ja gezwungen worden, dem Redner Beifall zu geben! Wie kräftig haben ihre Beweistümer meinen Verstand überführt! Wie nachdrücklich haben ihre Bewegungsgründe meinen Willen erregt! Und wie lebendig habe ich dadurch begreifen gelernt, was die alten Lehrer der Redekunst im Sinne gehabt, wenn sie von jenem großen Athenienser gesagt, daß er, in

seinen Reden an das Volk, nicht sowol geredet, als
607 vielmehr gedonnert und geblitzt habe.

Und das alles ist nicht etwa in leichtsinnigen, scherzhaften und fruchtlosen Materien geschehen: Nein, in den wichtigsten philosophischen Wahrheiten, in tiefen Sittenlehren, in nachdenklichen Lehrsätzen, die es wert waren, daſs sich gelehrte Männer damit beschäftigten. Denn das ist die Art der wahren Beredsamkeit. Sie spielt nicht so gern mit Kindern, als sie mit ernsthaften Leuten umgeht. Sie liebt solche Beschäftigungen, wo sie zeigen kann, wie viel sie vermag. Je schwerer also die Lasten sind, die man ihr auflegt, desto mehr Kräfte erweist sie; und je wichtiger ein Werk ist, das sie ausrichten soll, desto freudiger greift sie es an, desto mutiger setzt sie es fort, desto glücklicher führt sie es auch vollends hinaus.

Ich müſste noch viel hinzusetzen, meine Herren, wenn ich dieser Gesellschaft eine vollständige Lobrede halten sollte. Allein sie selber verlangen dieses nicht, die fast verflossene Zeit verstattet es nicht, ich finde mich endlich nicht vermögend dazu. Sie selbst werden die besten Lobredner ihrer Gesellschaft abgeben, wenn sie die Sammlung ihrer eigenen Reden ans Licht stellen, und so viele Proben einer wahrhaften Beredsamkeit der gelehrten Welt vor Augen legen werden. Alsdann wird es erstlich erhellen, daſs ich hier noch viel zu wenig von ihnen gerühmt habe. Da wird man erst sehen, daſs sie würdige Nachfolger eines groſsen Rivinus, Thomasius, Menckens, Schmidts, Pritius, Schützens, Tellers, Neumeisters und so vieler andern, deren Namen ich der Kürze halber übergehen muſs, gewesen sind; und Geschick-

lichkeit genug besessen haben, in die Fußtapfen solcher berühmter Vorgänger zu treten.

Wie angenehm muss es nicht allen diesen ansehnlichen Männern seyn, wenn sie hören, dass ihre 608 Plätze in dieser Gesellschaft eben von ihnen, meine Herren, bekleidet werden! Dies ist keine bloße Mutmaßung; sondern ein wohlgegründeter Schluss, den ich nicht von ohngefähr mache. Ich weiß, wie begierig der Herr geheime Rat Thomasius in Halle, nach dieser Rednergesellschaft fragte, als ich vor einiger Zeit die Ehre hatte, ihm selber aufzuwarten. Wie lieb und angenehm war es ihm, als er vernahm, dass dieselbe noch itzo im Flore wäre! Wie groß war sein Vergnügen, als er sich der vorigen Zeiten erinnerte, da er noch selbst ein Mitglied derselben gewesen! Und wie viel Vertrauen ließ er nicht blicken, als ich ihm auf sein Befragen, die Namen aller derer nennete, die itzo den Körper dieser gelehrten Versammlung ausmachen. Was dieser große Mann tat, das tun sonder Zweifel alle übrige, die ich vorhin nennete, und die noch am Leben sind. Und was für einen Sporn kann ihnen dieses nicht abgeben, meine Herren: dafern sie anders nicht vielmehr eines Zügels bedürfen, in dero bisherigem Eifer fortzufahren, und unermüdet den Weg zu betreten, der ihnen von so vielen wackeren Männern gebahnt worden.

Ich nähere mich dem Schlusse meiner Rede, und komme also auf mich selbst; werde aber hier allererst recht gewahr, wie sehr es mir an Worten gebricht, die Empfindungen meines Gemüts auszudrücken. Wie groß war nicht die Ehre, die mir vor fünftehalb Jahren wiederfuhr, da man mir, als

einem Fremdlinge in Deutschland, dennoch einen Platz in dieser berühmten Rednergesellschaft vergönnte! Ich bekenne es, meine Herren, nichts würde vermögend seyn, meinen Stolz deswegen niederzuschlagen: wenn es nicht die Erinnerung meiner Schwachheit und Unwürdigkeit täte. Ihrer besondern Güte, und nicht meinen Verdiensten hatte ichs zuzuschreiben, 609 als man mich zum Mitgliede dieser Versammlungen aufnahm: und dafern ich itzo etwas geübter, oder geschickter Abschied nehme, als ich damals herein getreten; so habe ich es bloß den herrlichen Exempeln, die sie mir gewiesen, und den gründlichen Erinnerungen, die sie mir gegeben, zu verdanken. Doch ich will mich keines andern Dinges, als bloß meiner Lehrbegierde, rühmen. Sie selber wissen es, meine Herren, wie fleißig und unverrückt ich ihren ordentlichen Zusammenkünften beigewohnt habe. Sie wissens, wie aufmerksam ich bey allen ihren Reden und Anmerkungen gewesen bin. Sie wissens, wie begierig ich alle Gelegenheiten ergriffen habe, mich selbst vor ihnen hören zu lassen, und mich aus ihren gelehrten Erinnerungen zu bessern. Hierin suche ich meine ganze Ehre: von dem übrigen mögen sie selbst nach Gutbefinden urteilen.

O dass mich nur mancherley dringende Umstände nicht hindern möchten, ein so nutzbares Vergnügen noch ferner zu genießen! Doch was klage ich? Was wünsche ich mir? Was nicht zu ändern ist, das muss man ohne Murren, ohne Widerwillen erdulden. Es ist wahr, ich verliere viel; aber sie, meine Herren, desto weniger. Allein warum sollte mich auch dieser Verlust bekümmern, den ich längst vorher gesehen, oder wenigstens habe vermuten können? Bin ich

doch nicht mit dem Vorhaben in diese Gesellschaft getreten, daſs ich niemals wieder heraustreten wollte! Haben sie doch noch niemanden genötigt, auf gewisse Jahre ein Zeuge von ihrer Beredsamkeit und vertrauten Freundschaft zu bleiben! Forderns doch dero Gesetze nicht, lebenslang ein Mitglied dieser Gesellschaft zu seyn! Sind doch endlich alle Dinge dem Wechsel unterworfen! Warum soll ich mich denn betrüben, daſs ich bey der allgemeinen Unbeständigkeit keine Ausnahme abgeben, und die unverbrüchlichen Regeln der Veränderung nicht übertreten kann. 610

Hiermit richte ich mein Gemüt auf, meine Herren, und mache durch meinen Abschied aus dieser Gesellschaft einem geschicktern und würdigern neuen Mitgliede Platz. Ich bitte mir im übrigen nichts mehr, als die unverrückte Fortsetzung ihrer Freundschaft aus. Bin ich dieser Ehre bisher nicht ganz würdig gewesen; so werde ich bemüht seyn, mich derselben inskünftige desto würdiger zu machen. Vergessen sie es nur nicht eher, daſs ich ihr Lehrling gewesen bin, als ich es vergessen werde, daſs sie allerseits mir zu Mustern und Vorbildern gedient: und wenn es die Gelegenheit geben wird, von mir zu sprechen, so bitte ich mir das Zeugnis von ihnen aus; daſs sie weder einen ungelehrigen noch undankbaren Schüler an mir gehabt haben. 611

# Lob- und Gedächtnisrede auf Martin Opitz.

(1739.)

—

Wenn es heute zu Tage gewöhnlich wäre, die Verdienste großer Männer, die ihrem Vaterlande wichtige Vorteile verschafft, ihren Mitbürgern viel Ehre gemacht; sich selbst aber, durch Verstand und Mut, über viele tausende empor geschwungen haben, durch ansehnliche Denkmäler und sonderbare Ehrenzeichen, dem Andenken der Nachwelt zu empfehlen: so würde ich jetzo diesen öffentlichen Rednerstuhl nicht
175 betreten haben. Alsdann würde es ein Überfluß gewesen seyn, das hundertjährige Gedächtnis eines großen Mannes zu erneuern, dem das erkenntliche Deutschland bereits den gebührenden Dank abgestattet, welchem alle Liebhaber der freyen Künste schon eine unauslöschliche Ehrfurcht und Hochachtung gewidmet hätten. Allein, dieses ist die Unempfindlichkeit unsers Jahrhunderts: daß es die Wohltaten der vorigen, weder auf eine dankbare Art erkennt, noch ihrer rühmlich erwähnt, noch auch ihren Ur-

hebern die geringste Vergeltung dafür zu Teil werden lässt.

Das dankbare Altertum hat, unter unzähligen andern Vorzügen, die es vor unsern Zeiten besessen, auch diesen gehabt: dass es in Verehrung der Tugend und Geschicklichkeit gerechter, auf seine einheimische Ehre eifriger, gegen seine Wohltäter erkenntlicher, und vom Neide freyer gewesen. Welchem Helden hat es wol vormals, sonderlich in Griechenland und Italien, an Ehrenmälern und Denksäulen gefehlt? Welchen Erfinder nützlicher Dinge hat man nicht vergöttert? Und welchem vortrefflichen Manne, der sich nur einigermaßen durch Wissenschaft und Witz hervorgetan, hat man es an einem Grabmale oder Ehrenbilde fehlen lassen? Diese scharfsinnige Kenner des menschlichen Herzens sahen es nur gar zu wohl ein: dass nichts so vermögend wäre, edle Gemüter zu lobwürdigen Taten anzuspornen, als Ruhm und Ehre. Und da sie zugleich für die Wohlfahrt ihres Vaterlandes besorgt waren; da sie alle rechtschaffene Mitbürger aufmuntern wollten, das gemeine Beste nach Vermögen zu befördern: so mussten ihnen Marmor und Metall zur Verewigung wohlverdienter Männer dienen; so mussten dauerhafte Bildsäulen und kostbare Gedächtnismäler, die in den Herzen der Lebendigen verborgenen Funken der Ehrliebe anfachen, und sie zu löblichen Unternehmungen an- 176 frischen, dadurch sie sich gleichfalls Bewunderung und Unsterblichkeit erwerben könnten.

So war das griechische und römische Altertum gesinnt, gnädige und hochzuehrende Anwesende! Ganz anders aber verhält es sich mit unsern Zeiten. Zwar die Überreste der vormaligen Schnitzkunst, die

durch Stein und Erz der Tugend ihr Recht haben widerfahren lassen, werden von uns noch sorgfältig aufgehoben. Wir bewundern und verehren dieselben noch jetzo, auf eine fast abergläubische Weise. Ja wir verabscheuen oftmals die Wut unsrer barbarischen Vorfahren, derjenigen gothischen, vandalischen, normannischen und longobardischen Völker, die bey ihren Einfällen in Wälschland, eine unzählbare Menge von marmornen, ehernen und andern noch wol prächtigern Gedächtnisbildern der tapfersten, weisesten und tugendhaftesten Leute zu Boden geworfen, zermalmt und vernichtet haben. Allein, indem wir dieses tun, so treten wir selbst gleichwol gewissermaßen in ihre Fußstapfen. So groß ist unsre Ungerechtigkeit! Wir loben an Athen und Rom dasjenige, was wir doch selbst nicht tun. Wir helfen, durch die sorgfältige Bewahrung und Erklärung der Altertümer, einer ausländischen Tugend ihren Lohn erteilen; sind aber zu gleicher Zeit gegen einheimische Verdienste unerkenntlich. Urteilen sie selbst, hochzuehrende Anwesende, ob ich die Wahrheit sage? Wo sieht man doch unter uns die Ehrenmäler großer Leute, die unserm Vaterlande wichtige Dienste geleistet haben? Und werden wir hierinnen nicht fast von allen unsern Nachbarn beschämt? Wofern sich die Eitelkeit nicht selbst vergöttert; wofern sich der Stolz, als der beständige Gefährte des Überflusses, nicht bei lebendigem Leibe ein Andenken stiftet; oder es doch den Seinigen als eine teure Pflicht auferlegt, 177 ihm ein Ehrenmal zu bauen: so sieht man ja fast nichts von dieser Art zum Vorscheine kommen. Die Tugend muss nicht nur, so lange sie lebt, im Staube liegen: nein, sie kann auch sicher sterben, ohne zu

besorgen, daſs man jemals ihre Gebeine mit einer Last von Marmor beschweren; oder die Hand der Künstler mit Abbildung ihrer Gestalt, und mit Eingrabung ihres Namens, ermüden werde.

Verlangt man Beweise von dieser Unachtsamkeit unsers Vaterlandes: so gehe man in die Niederlande, und sehe wie Rotterdam seinen Erasmus in einer Bildsäule verewigt hat. Man gehe nach Wälschland, wo man vormals des Virgils, des Cicero, und des Catulls, und noch in neuern Zeiten des Fracastorius, ja unzähliger andern gelehrten Männer Andenken, auf diese Weise verewigt hat. Man gehe nach Griechenland, wo vorzeiten fast kein berühmter Redner, Dichter oder Weltweiser gewesen, denen nicht entweder ihre Geburtsstädte, oder andere ganz fremde Örter dergleichen Ehre erwiesen haben: so gar, daſs auch die Athenienser einem phrygischen Sklaven, dem Aesopus, aus reiner Hochachtung, eine Bildsäule aufgerichtet haben. Man gehe endlich nach Engelland, wo die Abtey zu Westminster nicht nur die Gräber der Könige und Helden, sondern auch ihrer Weltweisen und Dichter, eines Newtons, Addisons und Steelens, in prächtigen Ehrenmälern und Denkschriften bewahrt. Und alsdann sage man mir, warum nicht Leipzig seinem Stifter, Johann von Münsterberg, Augsburg seinem Celtes, das Frankenland einem Ulrich von Hutten, Wittenberg seinem Melanchton, Nürnberg seinem Pirkheimer, Thorn seinem Coppernicus, Königsberg seinem Sabinus, Magdeburg seinem Guerike, Danzig seinem Hevelius, die Lausnitz ihrem Tschirnhaus, Berlin einem Leibnitz, und Halle seinem Thomasius, vieler andern voritzo zu geschweigen, eine gleiche Ehre haben widerfahren lassen? 178

Doch, was sage ich? Du vor allen andern hättest es verdient, unsterblicher Opitz, daſs dein Andenken, auf Veranstaltung deines ganzen Vaterlandes, durch ein prächtiges, und dauerhaftes Ehrenmal wäre verewigt worden: du, der du Deutschland allein so viel Ehre gemacht hast, daſs sich alle seine Landschaften um die Wette hätten bemühen sollen, dein Grabmal unter sich zu haben. Gleichwol bist du bis auf diese Stunde noch keiner solchen Ehre teilhaftig geworden. Deine Gebeine haben bisher in einer Gruft verwesen müssen, deren Grabstein auch nicht einmal deinen Namen hat aufweisen können. Dein Bildnis ist uns kaum durch ein einziges Gemälde, von der geschickten Hand des berühmten Strobels, und zwar in Danzig, aufbehalten worden, wo du dein ruhmvolles Leben beschlossen hast. Doch bey der allgemeinen Nachlässigkeit Deutschlands ist dirs keine Schande, daſs du bist vergessen worden; daſs auch so gar diejenige Landschaft, die das meiste Recht hatte, auf dich stolz zu seyn, deine Verdienste nicht zu belohnen gesucht hat. Vielmehr gereicht es dir zu einer besondern Ehre, daſs auch eine fremde Stadt, darinnen du nicht geboren worden, darinnen du nur als ein Fremder gestorben bist, dich dennoch in das vornehmste ihrer Gotteshäuser begraben hat; auch bey 179 ermangelnder Aufschrift deiner Ruhekammer, den Ort noch jetzo zeigen kann, wo der Vater des deutschen Witzes, der unsterbliche Martin Opitz von Boberfeld, begraben liegt.

So stark, hochzuehrende Anwesende, ist die Kraft ausnehmender Verdienste, daſs sie auch die natürliche Undankbarkeit der Menschen überwältigen kann. Sie nötigt auch die Unempfindlichkeit selbst, erkennt-

lich zu werden; und da man hundert verguldete Grabmäler solcher Toten nicht mehr zu finden weiß, die sich, durch ihre Schätze, der Vergessenheit gern entrissen hätten: so zieht auch der leere Leichenstein eines großen Mannes, die Bewunderung und die Neubegierde der Nachkommen auf sich. So gewiss ist es, dass nicht das Grabmal den Toten: sondern der Vorstorbene sein Grabmal ansehnlich und herrlich macht.

Ein redlicher Eifer für die Ehre unsers Vaterlandes, und eine tiefgewurzelte Liebe zu den freyen Künsten, gnädige, hochgeschätzte Anwesende, haben mich längst getrieben, ja so zu reden, gezwungen, denjenigen besonders hoch zu schätzen, dem wir es fast einzig und allein zu danken haben, daß sich der deutsche Witz vor dem Witze benachbarter Völker nicht schämen darf. Kaum war mir nunmehr schon vor fünfundzwanzig Jahren von einem meiner akademischen Lehrer der große Martin Opitz, als der Vater der deutschen Poesie, genennet worden, als ich schon begierig ward, die Schriften desselben zu lesen. Je mehr ich dieselben kennen lernte; je mehr mein Nachsinnen mit anwachsenden Jahren zunahm; je mehr ich aus den Exempeln und Regeln des Altertums, mit den wahren Schönheiten der Natur bekannt ward: desto höher lernte ich einen Mann schätzen, der dieselben in unserer Muttersprache zuerst so glücklich nachgeahmt hat. Nunmehr ist es Zeit, dieser meiner alten Hochachtung einen öffentlichen Ausbruch zu gestatten. Heute, hochgeschätzte Anwesende, heute, sage ich, ist ein volles Jahrhundert verflossen, dass dieser deutsche Hesiodus, in dem Schoße meines geliebten Preußenlandes, die Welt 180

verlassen hat. Ein solcher Tag ist mir viel zu denkwürdig vorgekommen, dass ich ihn mit einem kaltsinnigen Stillschweigen hätte übergehen können. Und wer will mir dieses verargen? Musste doch ehedessen ein Cicero nach Sicilien kommen, und den unachtsamen Syrakusanern das Grab eines großen Archimedes bekannt machen: welches sie, aus einer sträflichen Unbedachtsamkeit, nicht mehr zu finden wussten. Was wird es mir denn für einen Vorwurf abgeben, wenn ich gleichfalls, als ein Fremdling in Deutschland, den nähern Landsleuten des großen Opitz gleichsam das Grab dieses unsterblichen Dichters zeigen werde; welches ich zuerst vor zehn, und hernach vor vier Jahren, noch gesehen; und bey welchem ich so zu reden, das Gelübde getan habe, heute sein Andenken zu erneuern.

Gönnen sie mir nur, Magnifice, hochgeborne, hoch- und wohlgeborne, allerseits hochgeschätzte Anwesende, bey diesem meinem Vorhaben, dero gnädige und geneigte Aufmerksamkeit. Zeigen sie jetzo durch ihr rühmliches Exempel, dass es uns, weder an Liebhabern der freyen Künste, noch an Verehrern der Tugend und großer Verdienste; noch an ehrliebenden Deutschen fehle, die auch das Lob eines gelehrten und rechtschaffenen Mannes ertragen können, dem wir es fast allein zu danken haben, dass wir, in der Dicht- und Redekunst keinem einzigen heutigen Volke viel nachgeben dürfen. Dieser patriotische Eifer, den ich aus ihrer aller Augen lese, wird auch die Fehler meiner Rede ersetzen: als die ohnedies allen ihren Wert, von der Gegenwart so vieler und so ansehnlicher Zuhörer, und von ihrem gnädigen und geneigten Beyfalle, wird erhalten müssen.

181

Es ist niemals ein Vorrecht großer und berühmter Städte gewesen, große Männer hervor zu bringen, die sich durch Verstand und Tugend in der Welt hervor getan haben. Man hat es fast durchgehends angemerkt, daſs die kleinsten Örter, die geringsten Flecken, es fast zu allen Zeiten den prächtigsten Hauptstädten darinnen zuvor getan haben. So sehr auch vormals sieben der berühmtesten Städte um die Ehre gestritten haben, des göttlichen Homers Geburtsort zu seyn: so gewiſs ist es ausgemacht, daſs keine von ihnen recht gehabt; und daſs ein unansehnliches Dorf, ja, vielleicht gar ein offenes Feld, oder das Ufer eines Flusses, diesem großen Dichter den ersten Atem gegeben hat. Ein kleiner Flecken bey Mantua hat der Weltbeherrscherin, Rom, den größten unter allen ihren Dichtern geliefert; und ein arpinatisches Dorf hat ihm den vortrefflichsten Redner geschenkt, dessen Verstand und Geist der Größe des römischen Reiches gleich und würdig gewesen. Was ist es also Wunder, daſs auch das kleine Bunzlau unserm großen Germanien einen Poeten geliefert hat, den auch die größten Residenz- und Handelsstädte noch durch keinen ihrer Söhne übertroffen haben. Ich verachte deswegen diese, wegen ihrer angenehmen Lage, und fruchtbaren Gegend, beliebte Stadt ganz und gar nicht. Ich gestehe, daſs sie auch andrer gelehrten Männer wegen, die sie hervorgebracht hat, schon merkwürdig genug seyn würde. Ich preise sie vielmehr glücklich, daſs sie es darin allen andern Städten Deutschlands zuvor getan, indem sie uns den unsterblichen Opitz zur Welt geboren hat; der sie, wenn sie gleich sonst nichts merkwürdiges aufzuweisen hätte,

bis auf die spätesten Zeiten in dem Andenken der
182 Nachwelt erhalten könnte.

Doch, was halte ich mich bey der Vaterstadt unsers deutschen Ennius auf; da doch dieselbe mehr Glanz von ihrem Sohne erlangt hat, als sie demselben hat mitteilen können? Hätte man nicht dieselbe lieber gar im Stillschweigen übergehen sollen; da es ohnedies ein schlechtes Lob großer Leute ist, welches von der Geburtsstadt, oder von dem Vaterlande derselben hergenommen wird? Allerdings, Magnifice, gnädige, und hochzuehrende Anwesende, hätte man bey unserm vortrefflichen Dichter dasselbe gänzlich verschweigen können; und wenn es gleich ein berühmtes Athen, ein großes Rom, oder ein gelehrtes Alexandria, gewesen wäre. Allein, ich habe es mit gutem Vorbedachte angeführt, um in diesem besondern Falle desto deutlicher zu zeigen, daß unser Poet keines fremden Beystandes benötigt, und durch sich selbst allein groß gewesen sey. Geht nur hin, und trotzt auf den Ruhm eurer Geburtsstädte, ihr unartigen Kinder! die ihr zwar eures Vaterlandes Ehre auf eure eigene Rechnung schreibt; selbst aber demselben lauter Schande macht. Geht hin, und brüstet euch nur mit den Verdiensten eurer vormaligen, oder jetzigen Mitbürger! Wisset aber auch, daß eure Vaterstadt euch schlechten Dank dafür wissen wird, daß ihr ihren Ruhm durch keine löbliche Tat zu erweitern bedacht seid; und daß sie euch, als unwürdige Kinder, auch desjenigen Anteils an seiner Ehre unwürdig erklären wird, der euch irgend, bey eigenem guten Verhalten, zustatten gekommen wäre.

Eben in der Absicht, höchstzuehrende Anwesende,

erwähne ich auch der rechtschaffenen Ältern unsers Dichters allhier: nicht, weil etwa der große Sohn mit ihrem Geschlechte und Ansehen hat pralen können; sondern, weil sie, durch einen so würdigen Zweig, ihren ganzen Stamm geziert haben. Man verehrt zwar billig alle die berühmten Geschlechter, deren Stammtafeln fast eine unzertrennte Kette großer Leute darstellen; wo man fast eben so viel Helden, als Ahnen, zählt, und die Lorberreiser zu hunderten rechnen kann, die ihre Bilder und Helme vormals gekrönt haben. Allein, es bedünkt mich allemal viel rühmlicher zu seyn, wenn ein edler Sohn seine unberühmten Ältern adelt, und denjenigen Stamm, so zu reden, krönt, dem er seine Geburt zu danken hat: als wenn sich ein fauler Ast mit den Früchten breit macht, die andre fruchtbare Zweige seines Baumes getragen haben. Das fabelhafte Altertum hat zwar die Ehrerbietung gehabt, das Geschlecht großer Leute von den Göttern herzuleiten; und z. E. einem Musäus die Calliope zur Mutter, wie dem Orpheus den Apollo selbst zum Vater anzuweisen. Allein, mir ist es allezeit als ein schädliches Vorurteil vorgekommen, dadurch die Tugend mehr unterdrückt und gehindert, als befördert wird. Denn, zu geschweigen, daß der Stolz eines Alexanders dadurch um ein merkliches vergrößert wird, wenn ihn die Schmäuchelen zu einem Sohne Jupiters macht: so schlägt auch die falsche Einbildung, daß nur die Kinder berühmter Vorältern, Mut und Fähigkeit zu großen Dingen besitzen können, tausend edle Gemüter nieder. Sie würden sich auch, durch Verstand und Tugend, erhoben haben; wenn sie sich nur die dazu gehörigen Kräfte zugetraut hätten.

So aber ersticken sie gleichsam in dem Schlamme der Niedrigkeit; bloß, weil sie sich, aus verwerflicher Kleinmütigkeit, für eine unedlere Art von Geschöpfen ansehen, welche zu edlen Taten unfähig wären; und das Recht, große Dinge auszuüben, nur den Abkömmlingen gewisser Halbgötter überlassen müßten.

Wie wenig war doch unser Opitz von einem so 184 schädlichen Vorurteile eingenommen! Sein rechtschaffener Vater, Sebastian Opitz, war zwar nur ein ehrlicher Bürger; und seine Mutter, Martha Rothmanninn, die er in früher Jugend verlor, eine Tochter eines bunzlauischen Ratsherrn. Doch dieses schlug seinen Mut so wenig nieder, als vormals Sokrates dadurch kleinmütig ward, daß sein Vater Sophroniskus nur ein armer Bildhauer war. Und gesetzt, daß man seine Ältern gar nicht hätte nennen können; gesetzt, daß sie unbekannter, als Homers oder Amphions Ältern, gewesen wären: der überaus muntre Geist, der sein Gemüt belebte, würde sich dennoch, durch eigene Kräfte zum Gipfel der Ehren erhoben haben. Und wie er dadurch dem abergläubischen Altertume Gelegenheit gegeben hätte, ihn, wie den Orpheus, für einen Sohn des Phöbus zu halten: also ist er jetzo, bey anwachsenden Jahren, durch die Gnade, die er sich bey dem Herzoge zu Liegnitz erworben, seinem Vater zu einer Ratsherrenstelle in Bunzlau beförderlich gewesen.

Bemerken sie doch hier, Magnifice Academiae Rector, hochgeborne, gnädige und hochzuehrende Anwesende! das Sonderbare, welches in dieser Begebenheit vorkommt. Ich weiß nämlich nicht, ob ich mehr denjenigen Sohn, der seinen Vater erhöht,

bewundern; oder diejenige Stadt rühmen soll, die um eines berühmten Sohnes halber, den Vater für ehrenwert schätzt? Jener zwar, beschämt dadurch tausend Söhne, die von ihren Ältern ihr ganzes Ansehen borgen; aber ihnen dasselbe niemals wiedergeben. Werden nun diese dergestalt den feuchten Tälern ähnlich, die zwar von den Bergen die Ströme empfangen, dieselben aber niemals wieder zurücke senden: so ward hingegen unser Opitz selbst einer wohltätigen Wolke gleich, die ihre heilsame 185 Feuchtigkeit auch auf trockne Länderenen fallen lässt, von welchen sie gar keine, oder doch sehr wenige Dünste empfangen hatte. Diese aber, nämlich die Vaterstadt unsers Dichters, hielt auf eine löbliche Art dafür, die Nachwelt würde es ihr einmal für eine Unerkenntlichkeit auslegen, wenn sie diejenige Quelle nicht verehrt hätte, daraus ihr so viele Ströme der Ehren zugeflossen. Glückseliger Vater! der du deinem berühmten Sohne eine ansehnliche Ehrenstelle zu verdanken hattest. Aber, noch weit beglückterer Sohn! der du, auf eine besonders rühmliche Art, der Wohltäter deines Vaters geworden bist.

Sie wissen es also, hochzuehrende Herren, wer unser Dichter, seiner Ankunft nach, gewesen ist. Soll ich ihnen denselben nunmehr auch in einer genauern persönlichen Abbildung vor die Augen malen? Soll ich ihnen seine muntere Jugend, seine angeborne Lebhaftigkeit des Geistes, sein unvergleichliches Gedächtnis, seine unruhige Ehrliebe auf niedrigen und hohen Schulen vorstellen? Soll ich ihnen den geschickten Senftleben, der ihn in Bunzlau unterwiesen; oder die andern gelehrten Männer rühmen, unter welchen er im magdalenäischen Gymnasio

studirt hat? Soll ich ihnen seinen unermüdeten Fleiß in Frankfurt an der Oder, in Heidelberg, in Straßburg und in Tübingen beschreiben? Oder soll ich ihnen seine Gönner und Freunde namhaft machen, die er sich an allen diesen Orten erworben hat? Soll ich ihnen seine Reisen in die vereinigten Niederlande, als den damaligen Sitz der gelehrtesten Männer, und nach Holstein, entwerfen; wohin er einem jungen Dänischen von Adel gefolgt ist, dem er zum Reisegefährten gedient? Soll ich ferner sein Glück an den Höfen zu Liegnitz, in Siebenbürgen, in Anhaltköthen, in Dresden, ja in Wien und Paris beschreiben? Oder soll ich endlich den Anteil an den öffentlichen Staatsgeschäften seiner Zeit vorstellig machen, den er, teils in des Königs Vladislaus Diensten, mit vielem Ruhme gehabt hat?

186

Was für ein Feld würde mir nicht hier überall offen stehen, unsern Dichter mit Nachdrucke zu loben? Bald würde ich ihnen, hochgeschätzte Anwesende, die unvergleichlichen Gaben abschildern müssen, womit ihn die Natur selbst ausgerüstet hatte. Bald würde ich ihnen den unermüdeten Fleiß seiner jungen Jahre entwerfen. Bald würde ich ihnen die Namen der gelehrtesten Männer, eines Lingelheims, eines Gruters, eines Frehers, eines Pareus, eines Xylanders, eines Venators und Berneggers nennen müssen, die damals in der Pfalz, im Elsaß und im Würtembergischen, ihn ihres Unterrichtes, ihres Umganges und ihrer Freundschaft gewürdigt haben. Bald würde ich ihnen die damaligen Lichter der Niederlande, einen Scriverius, einen Voßius, einen Barläus, einen Rutgersius, einen Heinsius und einen Grotius vor Augen malen, bey denen er sich gleich-

falls mit Schätzen der Weisheit und Wissenschaft bereichert hat. Bald würde ich ihnen die arminianischen Religionsstreitigkeiten, und die dordrechtische Kirchenversammlung ins Gedächtnis bringen, die unser Opitz, als ein lebendiger Zeuge, mit angesehen hat. Bald würde ich ihnen die glücklichen Arbeiten unsers Dichters erzählen, wodurch er sich in beiderley Schreibart seinem Vaterlande gewiesen; und selbigem, als ein aufgehendes Gestirn, in die Augen geleuchtet hat. Endlich aber würde ich ihnen auch die Belohnungen aller dieser Verdienste zeigen müssen, da er bald von dem siebenbürgischen Fürsten, Gabriel Bethlem, zum Lehrer eines neuangelegten Gymnasii berufen; bald von dem liegnitzischen Herzoge reichlich versorgt; bald am anhältischen Hofe mit Gnadenbezeugungen beehrt worden; bald am kaiserlichen Hofe selbst, Adel und Wappen empfangen, und davon getragen hat. Und wie spät würde ich doch mit dem allen fertig werden? Wenn würde ich endlich das Hauptwerk meiner Rede berühren können? Die getreuen Federn der Geschichtschreiber mögen also dasjenige ausführlich erzählen, was ich hier, gleichsam nur im Vorbeygehen, habe berühren können. 187

Meine Absicht ist auf etwas größers gerichtet. Ich werde von einer Sache reden, die, auch ohne alles übrige, was man von Opitzen rühmen kann, ihn ganz allein unsterblich gemacht haben würde. Seine Verdienste um unsere Muttersprache, Dichtkunst und Beredsamkeit sind es, die ich hauptsächlich entwerfen will. Diese ganz allein, werden ihnen, Rector Academiae Magnifice, hochgeborne, gnädige und hochzuehrende Anwesende, diesen deutschen Petrarcha so groß vor Augen stellen, daß sie keiner

fernern Abschilderung seiner übrigen Beschäftigungen und Begebenheiten von mir verlangen werden. Deutschland hat seit zweyhundert Jahren unzählige gelehrte Männer von allerley Arten hervorgebracht, mit welchen es allen Ländern von Europa Trotz bieten kann. Aber es hat nur einen einzigen Opitz aufzuweisen, der, da er in allen übrigen Arten der Gelehrsamkeit hätte groß werden können, dennoch die Ehre seines Vaterlandes der seinigen vorgezogen, und seiner Muttersprache Dienste geleistet hat, die sie von niemanden anders so gut hätte erwarten können. Dies, dies ist das seltene Lob, welches 188 unserm Dichter ganz eigen ist.

Hier setze ich es zum Voraus, daß derjenige seinem Vaterlande keinen geringen Dienst erweist, der demselben durch nützliche und sinnreiche Schriften, und zwar in seiner Muttersprache, Ehre macht. Will man mir diesen Satz in Zweifel ziehen: so gehe man in die ältesten Zeiten, und zu den gescheitesten Völkern zurück. Man sage mir doch, wodurch denn das kleine Griechenland vor so vielen westlichen, nordischen, morgenländischen und mittäglichen Reichen, in den Augen aller Welt einen so großen Vorzug erhalten hat? Ägypten ist ihm an Altertume seiner Weisheit und Jahrbücher, an prächtigen Gebäuden, und an seltsamen Wundern der Natur weit überlegen gewesen. Babylon hat ein kleines Athen an Weitläuftigkeit und Stärke seiner Mauern, an Menge seiner Untertanen, ja an Macht und Dauer seines Reiches ungemein übertroffen. Persien ist ihm an Schätzen und zahlreichen Kriegsheeren; Phrygien aber, Scythien und die andern celtischen Völker, sind ihm an Tapferkeit und Auf-

richtigkeit, um ein großes vorzuziehen gewesen. Aber alle diese Völker und Reiche sind von dem einzigen Griechenlande gleichsam verdunkelt, und, so zu reden, aus dem Andenken der Menschen vertilgt worden; außer in so weit Griechenland selbst mit ihnen zu tun gehabt. Eben das könnte von Italien in den alten Zeiten erwiesen werden, wenn man es gegen Karthago, Hispanien, Gallien und Germanien halten wollte. Denn, ob es gleich durch seine sieg-reiche Waffen sich alle diese Länder, das letzte nur ausgenommen, unterwürfig gemacht: so hat es doch damals mehr durch seinen Verstand und Witz, mehr durch Weisheit und Tugend, als durch eine blinde Gewalt, andere Völker besiegt und beherrscht. Wem nun die Römer diesen ihren Verstand zu danken gehabt, dem haben sie ohne Zweifel auch ihren großen und unvergänglichen Ruhm zu danken gehabt. Wer sieht aber nicht von sich selbst, daß es bloß die geistreichen und witzigen Köpfe, die guten und scharf-sinnigen Schriftsteller gewesen, die Rom zuerst aus seiner alten Barbarey gerissen, und seine Bürger zu einem gescheiten Volke gemacht haben?

Ich weiß wol, was man mir hier einwenden wird. Man wird nämlich sprechen: dieses könnte zwar von den ersten Zeiten der Welt gelten, als noch gar keine witzige Völker vorhanden gewesen, die sowol Weisheit als Wissenschaften in Schriften verfasst gehabt hätten: allein, nachdem wir bereits die Bücher der weisen Griechen und Römer in Händen gehabt; so wäre es gar nicht mehr nötig gewesen, auch in unsern neuern Sprachen noch Gedichte und andere Sachen abzufassen. Man dörfte sich ja nur auf die alten Sprachen befleißen; wie

man denn lange vor Opitzen, auch in Deutschland schon getan hätte: so könnte man aller Skribenten in seiner Muttersprache gänzlich entbehren.

So lauten ungefähr, hochgeschätzte Anwesende! die Worte gewisser Liebhaber der Finsternis; oder, dass ich sie bey ihrem rechten Namen nenne, wahrer Feinde ihres Vaterlandes: die uns bewegen wollen, dass wir unsere Landesleute in einer ewigen Unwissenheit und Barbarey sollen stecken lassen. Dieses sind die Gedanken derer, die uns überreden wollen, nach Art der alten Ägyptier, aus der Gelehrsamkeit und Wissenschaft ein Geheimnis zu machen; Vernunft und Witz als ein Handwerk anzusehen, und die Unstudierten, das ist, den grössten und edelsten Teil eines Volkes, fast zu der Unwissenheit der Bestien hinunter zu stoßen. Denn, was kann wol sonst die Meynung dieser Leute seyn? Oder was 190 für Absichten können sie hegen, wenn sie es uns verbieten wollen, in unsrer Muttersprache gute Schriften abzufassen; wenn sie alle, die solches tun, verspotten, und wenn sie auch diejenigen, die solches mit mehrerm Witze und mit grösserer Schönheit ins Werk richten, als alle andere, gar keines Lobes würdig achten; bloß weil sie es in keiner alten und abgestorbenen Sprache tun? Allein, man erwäge nur die seichten Gründe, darauf dieses Vorurteil beruht; und betrachte hingegen die festen Säulen der Wahrheit, darauf unsre Meynung sich gründet. Wie viel griechische Skribenten haben denn ehemals in der Sprache der Brachmanen, der Phönizier, oder der ägyptischen Weisen geschrieben? Oder wie viele Römer haben uns ihre Gedichte und Schriften in der Mundart der Griechen abgefasst? Dichteten

denn Homer und Hesiodus, Anakreon und Pindarus phönizisch; oder schrieben Herodot und Pherecydes ägyptisch, um ihre Griechen klug zu machen? Schrieben nicht Ennius, Plautus, Terenz, Lucrez, Cicero und Cäsar, Virgil und Livius in ihrer Muttersprache; auch zu der Zeit schon, als das Latein noch keine gelehrte, sondern eine gemeine Sprache war? Und warum sollen wir es anders machen? Warum sollen wir uns diese großen Geister nur eben darin nicht zu Mustern nehmen, wodurch sie am meisten ihrem Vaterlande genützt, ja sich und ihre Muttersprachen unsterblich gemacht haben?

Hier spricht man: die damaligen gelehrten Sprachen wären unter den gedachten Völkern nur sehr wenigen bekannt gewesen: heut zu Tage aber, da alle Gelehrten, und welch eine Menge derselben haben wir nicht? des Lateinischen mächtig wären: so würde es uns an Lesern nicht fehlen, wenn wir gleich die Sprache der Römer in unsern Schriften brauchten. 191 Jedoch, auch dieser Einwurf ist nichtig. Was würde doch die kleine Anzahl der sogenannten Lateinischgelehrten dem großen Germanien für ein schlechtes Ansehen geben, wenn der ganze übrige Haufen der Einwohner unsers Vaterlandes, in einer wüsten Barbarey stecken bliebe? Mit was für Vergnügen würde man doch sein Leben unter einem so wüsten Volke zubringen können, welches weder Gott, noch sich selbst, noch seine Pflichten kennete; weder von den Geschichten, noch von den Wissenschaften, noch freyen Künsten das Geringste wüsste? Was für Anmut würde man in der Welt genießen, wenn noch die viehische Wildheit und Unwissenheit unter unsern Bürgern und Landleuten herrschte, die vor=

mals unsern Vorfahren so beschwerlich, als schimpflich gewesen ist? Soll man denn aber allen Witz in die Wolken einer fremden Sprache verhüllen? Soll es sonst niemanden erlaubt seyn, einige Kenntnis der Vernunft und Tugend zu erlangen, als denen, die sich erst zwanzig Jahre auf alte Sprachen beflissen, und dieselben doch noch nicht halb erlernt haben? Weg! weg mit so abgeschmackten Forderungen, gnädige und hochzuehrende Anwesende! Wir lassen uns durch dergleichen seltsame Ratgeber nicht irre machen. Es bleibt vielmehr dabey: diejenigen verdienen viel Ruhm und Ehre, die ihrem Vaterlande mit nützlichen und erbaulichen Schriften in ihrer Muttersprache an die Hand gehen.

Ich muss noch eine Betrachtung hinzusetzen, hochgeschätzte Anwesende! Wenn alle Skribenten, die ihrem Vaterlande mit nützlichen Schriften dienen, Lob und Ehre wert sind: wie vielmehr werden nicht diejenigen einer besondern Hochachtung würdig seyn, die sich vor andern durch sinnreiche Schriften, voll witziger Gedanken, und durch eine geistreiche und 192 lebhafte Schreibart hervortun? Urteilen sie selbst nach ihrer Einsicht. Ein nützliches Buch bringt seinem Urheber, und einem ganzen Volke, ohne Zweifel desto mehr Ehre, je mehr es gelesen wird. Nun werden aber sinnreiche Schriften in gebundener und ungebundener Rede ohne Zweifel sehr häufig gelesen, oft wiederholt, ja fast auswendig gelernt; indessen dass andere, die zwar auch nützliche Dinge in sich enthalten, aber keine anmutige Schreibart haben, mit Würmern, Staub und Schimmel zu streiten haben. Wie sonst ein wohlangelegter Garten, voll bunter wohlriechender Blumen, und fruchtbarer

Bäume, deren Äste fast von der Last ihrer Früchte brechen, einem wilden Walde vorgezogen wird; ungeachtet vielleicht dieser seinem Besitzer weit mehr Holz und Schatten gibt: so ist auch ein geistreiches Buch, wo viel witzige Einfälle die nützlichsten Wahrheiten zieren, und wo die erbaulichsten Lehren in einer sinnreichen und schönen Schreibart vorgetragen werden, allen andern Schriften vorzuziehen, wo nur ein trockner Vortrag, ohne Lebhaftigkeit und Anmut herrschet. Ja nicht nur das eine Land, wo solche Bücher geschrieben werden, vergnügt sich daran: selbst auswärtige Völker werden insgemein begierig darnach. Sie lernen oft, um solcher Schriften halber, die Sprachen, darin dieselben geschrieben worden. Sie bewundern den Geist und Witz ihres Verfassers; und schöpfen eine gewisse Hochachtung gegen das kluge Volk, darinnen es solche Skribenten gibt. Dadurch wächst dann die Ehre einer solchen Nation bey allen ihren Nachbarn; und so können ein Homer und Virgil, ein Pindar und Horaz ihrem Vaterlande vielmehr Ehre machen, als Aristoteles und Varro, als Euklides oder Vitruvius: deren Schriften nur von wenigen tiefsinnigen Köpfen gelesen oder verstanden werden. Ja so sehen sich 193 oft die Weltweisen selbst genötigt, sich mit einem göttlichen Plato und beredten Cicero, mit dem Theophrast und Seneca, auch auf die Schönheit des Ausdrucks zu befleißen, und durch die Künste der Dichter und Redner, ihre an sich selbst trocknen Wahrheiten auszuschmücken.

Nunmehr wird es leicht seyn, die Deutung dieses feststehenden Grundsatzes, auf unsern unsterblichen Martin Opitz von Boberfeld zu machen. Doch,

was darf ich solches allererst tun; da sie alle, Rector Academiae Magnefice, hochgeborne, gnädige und hochzuehrende Anwesende! es unfehlbar schon in ihren Gedanken getan haben? Sie sind mir
194 ohne Zweifel darinnen schon zuvor gekommen, und ich werde ihnen, zum Lobe dieses großen Mannes, nicht viel sagen können, das ihnen nicht schon selber beygefallen wäre. Denn, wem sind wol die so nutz= als anmutsvollen, die sinnreichen, die geisterfüllten Schriften unsers Poeten unbekannt? Wer weiß es nicht, zum mindsten aus dem gemeinen Rufe, daſs dieser scharffsinnige Kopf, seit hundert Jahren, für den Vater aller guten deutschen Skribenten, beydes in gebundner und ungebundner Rede, gehalten worden? Alle witzige Köpfe seiner Zeit haben ihm mit einhälligem Munde, dieses Lob beygelegt. Der berühmte wittenbergische Lehrer, August Buchner, der meißnische Schwan, Paul Flemming, der patriotische
195 Jul. Wilh. Zinkgräf, der scharffsinnige Bunzlauer, Tscherning, der gelehrte Venator, der gottselige
196 Niedersachse, Johann Rist, der angenehme Kaldenbach, diese alle sage ich, und noch unzählige andere,
197 haben ihm dieses unparteyische Zeugnis gleichsam um die Wette gegeben. Und, was noch mehr ist, selbst Caspar Barth, der berühmte Leipziger Poly=
198 histor, der doch die Schönheiten gelehrter Sprachen so vollkommen einsah; selbst Daniel Heinsius, der große Kunstrichter damaliger Zeiten, dem die Regeln
199 und Exempel der Alten so vollkommen bekannt waren; selbst Hugo Grotius, dessen Name allein genug ist, einen großen Geist anzuzeigen, der mit seinem durchdringenden Verstande, ungemeinen Witze, und fast göttlichen Gedächtnisse, zu einer allgemeinen Gelehr=

samkeit gelangt war: diese drey große Zeugen, sage ich, treten für mich auf, unserm hochverdienten Opitz sein gebührendes Lob zu geben. Sie gestehen nämlich mit einem Munde, daſs er die deutsche Poesie der alten griechischen und römischen, und die Sprache der Deutschen ihren Waffen gleich gemacht; daſs er den tragischen Geist des Sophokles, den epischen des Virgil, die erhabene Leyer des Horaz, und die anmutigen Seyten des Ovidius erreicht, ja allen neuern Wälschen und Franzosen nichts zuvor gegeben habe.

Es ist wahr, alle diese gelehrte Männer sind Freunde und Gönner unsers Poeten gewesen: ja, die beyden letzten haben ihm sogar, für die Übersetzung verschiedener ihrer Werke zu danken gehabt. Allein, weit gefehlt, daſs dieses ihr Zeugnis entkräften sollte; so erwächst ihm daraus vielmehr eine neue Stärke. Denn was war es doch immermehr, wodurch sich Opitz die Gunst und die Freundschaft so vieler sinnreichen Köpfe, so vieler Lichter unsers Deutschlandes, und der Niederlande erworben hat? Gewiſs nichts anders, als der sonderbare Geist und Witz, den er in seinen unvergleichlichen Gedichten wies; nichts, als die vortrefflichen Muster der deutschen Schreibart, die er, schon in seinen jungen Jahren der Welt vor Augen gelegt hatte; nichts anders, als die glücklichen Übersetzungen selbst, die er von den artigsten und nützlichsten Werken abgefaßt hatte. Eine Freundschaft aber, die sich auf diesen Grund stützt, ist gewiſs die allerreinste, die man wünschen kann. Wenn dorten der Poet Archias, nach dem Berichte Cicerons, Gönner und Freunde fand, so bald er nach Rom kam; bloß, weil der Ruhm von seinem Witze bereits vor ihm hergegangen war: 200

oder wenn jener Spanier, nur um den großen Geschichtschreiber Livius zu sehen, nach Rom gekommen, und, so bald er ihn gesehen, vergnügt wieder an Bord gestiegen, und unter Segel gegangen; gerade als ob nichts merkwürdiges mehr in Rom zu sehen wäre: so hat man eine solche Zuneigung gewiss nur einem unstreitigen Verdienste dieser geschickten Männer zuzuschreiben gehabt. Und was hätte wol sonst unsern Opitz bey Unbekannten so beliebt machen können; da ihm, weder eine hohe Geburt, noch eine ansehnliche Bedienung bey Hofe, noch ein großes Vermögen, Schmäuchler zuwege bringen konnte? Wie glücklich seyd ihr derowegen, ihr aufgeweckten Köpfe! ihr scharfsinnigen Skribenten! Eure Freundschaften allein sind ohne Argwohn! Eure Verdienste aber sind unstreitig, und erwerben euch aufrichtige Gönner und Freunde; indessen dass Hoheit und Reichtum gegen alles mistrauisch seyn müssen, was ihnen oft noch so viele Lobsprüche verschwendet.

Doch, nicht nur die damals lebenden Helden in der gelehrten Welt, haben unsern Dichter, für den Vater des deutschen Witzes erklärt. Selbst unter den Neuern haben ihn die größten Meister, Kenner und Richter sinnreicher Schriften, fast bis an den Himmel erhoben. Zu den ersten rechne ich den scharfsinnigen Rachelius, unsern deutschen Lucil, und den edlen Canitz, unsern Horaz, zweene Meister in der satirischen Schreibart der Deutschen. Zu den andern will ich gleichfalls nur zween, nämlich den belesenen Morhof, und den, fast in allen Teilen der Gelehrsamkeit gründlich gelehrten Leibnitz, zählen. Alle diese bezeugen mit den nachdrücklichsten Worten,

dass Opitz der erste und größte unserer Poeten ge- 203
wesen, dem bis auf ihre Zeiten noch niemand zuvor, ja nicht einmal gleich, gekommen.

Und was für Zeiten, waren es doch, darin dieser große Mann aufgestanden ist? Waren es nicht solche, in welchen fast noch nichts erträgliches in unserer Sprache geschrieben war? Nur die ungeschicktesten Knittelreime herrschten noch in ganz Deutschland. Nur die Meistersänger, die würdigen Abkömmlinge jener alten Barden, die bei unsern Vorfahren, durch ihre rauhen Lieder, die Tugend verehrt hatten, waren noch ganz allein die Muster der deutschen Dichtkunst. Nur Hans Sachs war der große Geist, den Germanien damals bewunderte, und den man trotzig genug, den Homer der Deutschen zu nennen pflegte. Nur ein Ringwald, nur ein Rollenhagen, nur ein Vogel herrschten damals auf dem Deutschen Parnass. In einer so trüben Zeit stund nun unser Dichter auf. Er hatte keine Vorgänger, als die Alten: er selbst aber ward allen seinen Landesleuten ein Vorbild, welchem sie nachstreben konnten. Sein ganzes Vaterland konnte ihm, in seiner Muttersprache, kein gutes Muster darstellen, dem er hätte folgen können. Sein großer Geist musste sich selbst eine Bahn brechen, die noch 204
kein deutscher Fuß betreten hatte.

Zwar Wälschland wies ihm schon seinen Dante, Petrarcha und Tasso: auch Frankreich wies ihm seinen Marot und Ronsard, seinen Desportes und Malherbe. Allein, eines teils waren diese selbst noch nicht gar zu weit in die Poesie eingedrungen; teils war es auch so leicht nicht, in einer ziemlichen rauhen Sprache dem nachzuahmen, was sie gutes

geschrieben hatten; teils aber hat unser deutscher Dichter, die meisten darunter sehr weit hinter sich gelassen. Er ahmte ihnen anfangs nach, um sie nachmals zu übertreffen: nicht anders, als vormals die Römer den griechischen Mustern in der Dichtkunst, Beredsamkeit, Baukunst, und andern Künsten, zwar etwas spät, aber so glücklich nachgefolgt sind, daß sie dieselben weit übertroffen haben. Eben so ist es mit unsern Nachbarn, den Wälschen, Franzosen, und Niederländern gegangen. Wir sind allerdings etwas später mit den Musen bekannt geworden als sie; weil sich kein mediceisches Haus, kein Franciscus, kein Richelieu, kein großer Ludewig bey uns gefunden 205 hatten, die selbst den Witz gekannt und geliebt, und durch eine königliche Freygebigkeit aufgemuntert haben. Aber getrost, du ehrliebendes Germanien! Eben das, was dich unterdrücken und erniedrigen sollte, das erhebt dich; das gereicht dir zu desto größerer Ehre. Träge Seelen werden nur durch Belohnungen und angebotene Vorteile, zu den Wissenschaften aufgemuntert; deine Kinder sind feurig genug, aus bloßer Ehrliebe darnach zu streben. Ja sie streben nicht nur darnach, nein sie werden auch vortrefflich darinnen; ja sie lassen alle andre Völker weit zurück. Wenn sich nämlich unsre Deutschen auf Künste und Wissenschaften beflissen haben; so haben sie es auch gemeiniglich, aus eignem Triebe, ihren Lehrmeistern und Vorgängern weit zuvor getan.

In was für trübseligen Umständen, hat nicht endlich unser Opitz die deutsche Sprache und Dichtkunst so hoch empor gebracht? Gehen sie doch ein wenig mit mir zurück, gnädigste und hochzuehrende

Anwesende! Tun sie doch einen Blick in die Geschichte des vorigen Jahrhunderts. Erwägen sie doch das traurige, das schreckliche Schicksal, welches unser zerrüttetes Deutschland damals betroffen hat. Dasjenige, welches die Quelle der menschlichen Glückseligkeit seyn sollte, ward damals eine Quelle der Zwietracht, und des Verderbens. Der Aberglaube lag mit der Wahrheit zu Felde. Die Religion selbst war der unglückselige Zankapfel, um welches willen sich Völker wider ihre Häupter empörten, und ihr Vaterland zu einem blutigen Schauplatze vieler erbärmlichen Trauerspiele machten. Unzählige Städte wurden verwüstet, unzählige Dörfer giengen im Rauche auf, und die fruchtbarsten Felder wurden mit Graus und Leichen besäet. Die deutschen Fürsten, die sich wider den gemeinen Feind des christlichen Namens hätten rüsten sollen, rieben einander durch bürgerliche Kriege auf. Auch auswärtige Helden kamen der bedrängten Wahrheit auf deutschem Boden zu Hülfe; und nordische Könige büßten an der Spitze ihrer Scharen, zum Dienste der guten Sache, das Leben ein. Die Gesetze schwiegen. Die Gottesfurcht gieng verloren. Der Glaube ward oft einem blinden Religionseifer nachgesetzt. Die Gelehrsamkeit ward vertrieben, oder doch verachtet. Die Tempel der Weisheit wurden verschlossen, oder doch von Lehrern und Zuhörern entblößt. Und die sanfte Stimme der Musen ward vor dem ängstlichen Schwirren der Waffen, vor dem lärmenden Getöse der Trummeln und Trompeten, und vor dem gräßlichen Knalle der Karthaunen, gar nicht mehr gehört. 206

Du selbst kannst mir hier mit deinem Zeugnisse zu statten kommen, du so oft bestürmtes, du so oft

erobertes Leipzig! Du selbst bist oft genug ein Raub widriger Parteyen, und ein trauriger Schauplatz der blutigsten Schlachten und Belagerungen gewesen. Auch deine Musen wurden dadurch oft erschreckt und verscheucht. Dein sinnreicher Sohn, der glücklichste Nachfolger unsers großen Opitz, der berühmte Paul Flemming, verließ daher deine fruchtbare, deine anmutige Fluren, wo er so oft durch seinen anmutigen Gesang Wälder und Flüsse bezaubert hatte, und entwich mit einer holsteinischen Gesandtschaft, bis in die entfernten Gränzen Asiens, wo das kaspische Meer die persianischen Ufer benetzt. So bekam Astrakan und Ispahan zum erstenmale einen deutschen Dichter zu hören: der aber allezeit den Jammer und das Elend, des in seine Eingeweide wütenden Deutschlandes beseufzte. Niemand hat aber dasselbe besser beschrieben, ja so zu reden, mit lebendigen Farben abgeschildert, als unser patrio- 207 tischgesinnter Opitz, in seinem Trostgedichte von Widerwärtigkeit des Krieges, getan hat. Und wer hätte dasselbe besser entwerfen können; da er selbst, diesen Ungewittern auszuweichen, die meiste Zeit seines Lebens in Deutschland herum irren, und bald in den Niederlanden, bald im Holsteinischen, bald in Siebenbürgen, bald endlich auch in Preußen, einen ruhigen Aufenthalt hat suchen müssen?

Aller dieser Unruhe ungeachtet, mitten unter dem Rasen der Waffen, vom 18ten bis zum 39sten Jahre des vorigen Jahrhunderts, hat unser unermüdeter Opitz dennoch die deutsche Sprache und Dichtkunst aus dem Staube gehoben, und sie fast auf einmal, sehr nahe an den Gipfel ihrer jetzigen Vollkommenheit erhöht. Erhöht hat er sie, durch

seine reine Schreibart, die er, so viel möglich, von aller Vermischung fremder Sprachen gesaubert hat. Erhöht hat er sie, durch sein fließendes Sylbenmaß, welches er, nach Art der alten Römer, bey uns eingeführt; da die Franzosen bis auf diese Stunde nichts davon wissen. Erhöht hat er sie, durch seine natürliche und vernünftige Art zu denken; dadurch er uns allen ein Muster des guten Geschmacks nachgelassen hat. Erhöht hat er sie endlich, durch erhabene Gedanken, durch lebhafte Ausdrückungen, durch scharfsinnige Einfälle, durch artige Scherzreden, durch angenehme und nachdrückliche Gleichnisse, durch unzählige lehrreiche Sprüche, als so viele Schätze der Weisheit; und kurz, durch alles, was einen Skribenten beliebt, erbaulich, und edel machen kann.

Denn, welche Art der Gedichte hat unser Poet nicht versucht? Ich sage noch zu wenig: in welcher Art der Gedichte hat er uns nicht Meisterstücke geliefert? Oden, Elegien, Briefe, Satiren, Lobgedichte, 208 Lehrgedichte, Sinngedichte, Übersetzungen, Sonnette, Schäferspiele, Trauerspiele, und kurz, fast alle und jede Arten, worinnen sich sonst viele Poeten kaum einzeln hervor getan haben, sind von ihm allein, fast in gleicher Vollkommenheit verfertigt worden. Dieses, gnädige und hochgeschätzte Anwesende, dies ist das rechte Merkmal großer Geister. Ihre Fähigkeit läßt sich nicht in enge Gränzen einschließen. Alles was sie unternehmen, das gelingt ihnen. Wie ein reiner Spiegel alle sichtbare Dinge darstellt, die vor ihn gebracht werden: so nimmt auch der reiche Witz eines Dichters fast alle mögliche Gestalten an. Er erhebt sich wie ein Adler, wann er das hohe Lob der Tugend besingt. Er nimmt die

Stimme einer zärtlich lockenden Nachtigal an, wann er eine verliebte Leidenschaft ausdrücken will. Er girret wie eine Taube, wann er den Verlust wichtiger Güter bedauret. Und wann er die Wohltaten seines Schöpfers preiset: so wird sein Gesang von einer lieblichen Lerche die Kunst entlehnen, womit sie die heitre Sommerluft erfüllt, und einen aufmerksamen Landmann zur Dankbarkeit ermuntert. Wenn ich nun zu allen diesen Bildern, noch den herzhaften Klang einer schmetternden Feldtrompete hinzusetze, womit ein mutiger Tyrtäus seine Leser zu einem tapfern Schutze ihrer Rechte und Freyheiten anfeuert: so werde ich freylich sehr viel, aber dessen ungeachtet, noch nichts mehr angezeigt haben, als was unser großer Opitz seinem Vaterlande wirklich geleistet; was er allein unsern Deutschen, und zwar zuerst, und fast zu gleicher Zeit, in seinen Gedichten gewiesen hat.

Wo bleibt hier noch seine so wohlfließende, so reine, so nachdrückliche, und sinnreiche Schreibart 209 in ungebundener Rede, darinnen er uns eben so vollkommene Proben, als in der gebundenen, gegeben hat? Er hat zuerst gezeigt, daſs die Rauhigkeit, der Übelklang, und das unförmliche Wesen, unsrer Muttersprache nicht so eigen sey, daſs es nicht abgelegt werden könnte; und also den schändlichen Vorwurf von ihr abgelehnt, daſs sie sich zu sinnreichen und anmutigen Schriften gar nicht schicke. Ja nicht nur er selbst hat dieses gewiesen, auch seine gute Freunde wurden von ihm angefeuert, ein gleiches zu tun: wie Zinkgräfs treffliche Bücher von den sinnreichen Reden und klugen Sprüchen der Deutschen sattsam zeigen können. Wo bleibt

endlich noch seine Wissenschaft der deutschen Altertümer, seine Einsicht in die Regeln der Dichtkunst, und die kritische Kenntnis unsrer Sprache, die er in der Erläuterung und Ausgabe eines alten deutschen Gedichtes auf St. Anno erwiesen hat? In Wahrheit, gnädige und hochgeschätzte Anwesende! hier scheue ich michs nicht zu sagen, was ich bisher in Ansehung der Gedichte unsers Poeten, noch nicht habe wagen mögen: daß er nämlich alle Dichter des Altertumes übertroffen habe. Denn sind diese gleich in der gebundenen Schreibart geübt gewesen: so haben sie sich doch in der ungebundenen sehr schlecht, oder ganz und gar nicht zeigen können; vielweniger sind sie zu gleich in der kritischen Einsicht ihrer Sprachen, und der Dichtkunst selbst stark gewesen. Unser Opitz hingegen, ist nicht nur ein Dichter, sondern auch ein Redner; nicht nur ein Redner, sondern auch ein Wortforscher; nicht nur ein Wortforscher, sondern auch ein Kunstrichter gewesen.

Wenn es nun dergestalt, gnädige und hochgeschätzte Anwesende, eine ausgemachte Sache bleibt, daß geistreiche Skribenten durch lehrreiche, witzerfüllte und anmutige Schriften in ihrer Muttersprache, ihrem Vaterlande jederzeit viel Ehre machen, und also von ihren Landsleuten einen unsterblichen Ruhm und Dank verdienen; wenn es ferner ausgemacht ist, wie ich bisher gezeigt habe, daß unser großer Opitz seinem Vaterlande allerdings diesen so wichtigen Dienst, und zwar zu allererst, bey unzähligen Schwierigkeiten kriegerischer Zeiten, und fast in allen Arten sinnreicher Schriften, geleistet hat: wer wollte denn, wer könnte noch wol den 210

geringsten Zweifel tragen, ob er nicht bey allen redlichen Deutschen ein unsterbliches Andenken, und einen ewigen Dank verdient habe?

Ich sehe nur ein einziges, welches man mir einwenden kann. Um eben die Zeit, als unser gepriesener Opitz sich mit seinen ernsten Schriften hervortat, entstund die so berühmte fruchtbringende Gesellschaft; die nichts anders zur Absicht hatte, als die Verbesserung der deutschen Sprache, Beredsamkeit und Poesie. Hat denn diese, so wird man mich fragen, nicht viel mehr geleistet, als Opitz? Und wollen wir denn derselben alle ihre Ehre nehmen, um sie einem einzigen Manne allein beyzulegen?

Ferne sey es von mir, Magnifice, gnädige und hochgeschätzte Anwesende! ferne sey es, daſs ich einer so patriotischgesinnten Gesellschaft, ihre Ehre streitig machen sollte; einer Gesellschaft, die aus so vielen durchlauchten, gräflichen und adeligen Mitgliedern bestanden; die so eifrig für die deutsche Ehre gewesen, und weder Zeit, noch Fleiß, noch Kosten gescheut, dieselbe zu befördern. Nein, ich verehre dieselbe mehr, als jemand; und glaube, daſs man 211 einen großen Teil des heutigen Reichtums und Glanzes unsrer Muttersprache derselben zu verdanken habe. Allein wer weiß auch nicht, daſs unser großer Opitz selbst, unter dem Namen des Gekrönten, ein Mitglied derselben gewesen ist? Wer muſs es nicht gestehen, daſs er eher ein großer Dichter gewesen, als er in dieselbe aufgenommen worden? Ohne Zweifel ist dieses allererst geschehen, als er dem damaligen Schutzherrn der fruchtbringenden Gesellschaft, dem durchlauchtigen Fürsten, Ludwig, zu Anhaltköthen, die erste gute Auflage seiner ge-

sammleten weltlichen Gedichte zugeeignet hatte. Damals war ja aber unser Opitz schon ein berühmter Dichter, ja ein solcher, dem in derselben Gesellschaft kein andrer zu vergleichen war. Und wen hat doch dieselbe auch nachmals aufzuweisen gehabt, der mit ihm um den Vorzug hätte streiten können? In Wahrheit keinen! Ein jeder unter diesen redlichen Männern hat unserm Dichter die Oberstelle sehr willig eingeräumt. Und es bleibt also wol dabey, daß Opitz allein, als der Vater unsrer Dichtkunst, vor allen andern deutschen Schriftstellern, einer unauslöschlichen Hochachtung und Dankbarkeit würdig sey.

Auf! derowegen, du aufgeklärtes Deutschland! auf! und erzeige deinem würdigsten Sohne auch einmal die verdiente Ehre. Hast du vormals die rauhen Barden in Ehren gehalten; hast du Meistersänger und elende Reimschmiede hochgeschätzt, die dich doch nur mit einem einfältigen Geschwätze belustigten; das Lob deiner Helden aber, doch nicht bis auf unsere Zeiten haben bringen können: o so sey doch gegen einen wahren Dichter nicht unempfindlich, der deine Ehre gegen die Ausländer gerettet, deine Sprache aus der Barbarey gerissen, deine Kinder zur Tapferkeit angeflammt, deine Gottesfurcht durch Lieder angefeuert, und die Lehren der Weisheit in einer so lieblichen Tracht dargestellt hat, daß auch die Unweisen sie lieb gewonnen haben. 212

Auf! also dankbares Germanien! verwirf die ungeschickten Nachfolger dieses großen Meisters, die dir durch ihr ausschweifendes Wesen, durch ihre regellose Einbildungskraft, durch ihren geilen Witz und ungesalzenen Scherz, mehr Schande gemacht,

als jener dir Ehre erworben hatte. Verweise doch künftig deine lehrbegierige Jugend fleißiger, als du bisher getan, auf den Vater deiner Poesie. Lehre sie denjenigen Geist bewundern und nachahmen, der so scharfsinnig als weise, so angenehm als tugendhaft, so fruchtbar als edel gewesen ist: und setze es künftig zu einer Grundregel, daß nur derjenige von deinen Dichtern das größte Lob verdiene, der dem gesunden, dem reinen, dem natürlich schönen Witze des großen Opitz am ähnlichsten geworden ist.

Du aber, vorjetzo höchst bekümmertes Bunzlau! das du durch ein sonderbares Schicksal, jetzo einem Steinhaufen ähnlicher bist, als einer Stadt; nachdem eine entsetzliche Feuersbrunst alle deine Gassen in die Asche gelegt hat: vergiß doch bey deiner Erneuerung, auch deines großen Sohnes nicht. Erspare doch an deinen Baukosten nur so viel, daß du dem teuren Opitz ein Denkmal bey dir aufrichtest. Diese Ehre haben vormals die Athenienser ihrem Euripides angetan, ob er gleich in Macedonien gestorben war, und sie also seinen Leichnam nicht 213 zurücke bekommen konnten. Willst du aber unempfindlich bleiben, willst du denjenigen Dichter, den alle witzige Köpfe seiner Zeit bewundert und geehret, den so viele Kunstrichter für den Vater der deutschen Sprache und guten Schreibart erklärt, den so viele große Leute mit ihrer Freundschaft beehrt, den so viel hohe Häupter mit ihren Gnadenbezeugungen überhäuft, ja, gar des Adels würdig geachtet haben; willst du, sage ich, nebst deinen übrigen Landsleuten, einen solchen Mann, andern schwülstigen und hochtrabenden Geistern nachsetzen, welche die gute Bahn die ihnen Opitz gewiesen, wieder verlassen haben:

so wirst du den Kindern ähnlich werden, die nur bunten Wasserblasen und vielfarbigten Schmetterlingen nachjagen; wohlriechende Blumen und gesunde Kräuter aber mit Füßen treten. Ja du wirst denen gleichen, die eine wilde Bergart, um eines betrüglichen Glanzes halber, allen reichhaltigen Goldstufen vorziehen; und dich also durch deine üble Wahl, bey allen Kennern wahrer poetischer Schönheiten, verächtlich machen. Es werden sich aber andere Verehrer des großen Opitz finden, die, weit von seinem Vaterlande, seiner Asche diejenige Ehre erweisen werden, die du ihm nicht hast widerfahren lassen.

Ich kehre zu ihnen zurück, Magnifice, gnädige und hochzuehrende Anwesende! und erkenne aus ihrer gnädigen und gütigen Aufmerksamkeit, daß mein poetischer Held noch jetzo Gönner und Freunde genug habe. Und was könnte wol den Schriften dieses Vaters unsrer Dichtkunst rühmlicher seyn, als das geneigte Urteil solcher Kenner und Liebhaber der wahren Poesie? Fahren sie fort, sich selbst und Opitzen diese Gerechtigkeit widerfahren zu lassen! Verehren sie die Weisheit unsers Dichters, die sich in seinen größern Gedichten in so edlen Bildern zeigt. Sein Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges, sein Vielgut und Zlatna, sein Vesuvius, seine Lobgedichte auf hohe Häupter, seine vertrauliche Briefe an Zinkgräfen, Nüßlern, und Seußinssen, und andre unzählige Stücke mehr, sind voll der vortrefflichsten Lehren und Wahrheiten, die jemals ein deutscher Mund ausgesprochen, ein deutscher Kiel zu Papiere gebracht hat. O daß doch diese fleißig gelesen! o daß sie doch unsrer Jugend, wie vormals in Griechenland die Schriften Homers, in 214

die Hände gegeben würden! Wie viel gesunde Nahrung würden diese zarten Gemüter daraus nicht ziehen! Welch einen schönen Abriss der Tugend würden sie nicht in ihr wächsernes Herz drücken! Welch einen Schatz von Gelehrsamkeit und gutem Geschmacke, würden sie nicht daraus einsammeln!

Was ist noch übrig, als dass ich ihnen, Magnifice, hochgeborne, und gnädigste Anwesende! sonderlich aber Eurer hochreichsgräflichen Excellenz, im Namen unsers gepriesenen Dichters; im Namen aller freyen Künste, die schon mehr als 300 Jahre her in diesem Hörsaale ihren Sitz und Tempel gehabt haben; ja endlich im Namen unsrer ganzen hohen Schule, auch hier öffentlich einen untertänigen und ergebensten Dank abstatte, dass sie Dero Gnade gegen alle dieselben, durch Dero hohe Anwesenheit in dieser Gedächtnisrede, haben an den Tag legen wollen. So lange die Welt von dem wohlverdienten Lobe unsers großen Opitz etwas wissen wird, (und wenn wird sie dasselbe vergessen?) so lange soll sie es auch mit Dankbarkeit rühmen, dass heute der erlauchte Reichsgraf von Manteufel, ein rechter Mäcenas
215 aller Wissenschaften und freyen Künste, dass auch die hochgebornen Reichsgrafen von Promnitz, von Solms, und von Pickler, diese Rede ansehnlich gemacht, und verherrlicht haben! O glückselige Zeiten! worinnen die Beredsamkeit und Dichtkunst, so viele
216 und so ansehnliche Gönner gefunden haben.

# Gedächtnisrede auf Nicolaus Coppernicus
(1743).

---

Wenn es die Pflicht einer dankbaren Nachkommenschaft ist, das Andenken großer Männer zu verehren, die durch ihren Verstand, Fleiß und Eifer für das Beste des menschlichen Geschlechts, die gemeine Wohlfahrt glücklich befördert haben: so muss von rechtswegen der ganzen gelehrten Welt, sonderlich aber denen, die eine gründliche Kenntnis der Natur lieben, das Gedächtnis solcher erhabenen Geister teuer und schätzbar seyn, die durch Erfindung neuer Wahrheiten, die Wissenschaften vollkommener gemacht; und den Grund zu einer fast allgemeinen Verbesserung der Gelehrsamkeit gelegt haben. Lob und Ehre sind zu allen Zeiten die unzertrennlichen Folgen eines guten Verhaltens gewesen. Und wenn ja zuweilen unerkenntliche Zeitverwandte wohlverdienter Leute, bey ihrem Leben säumig gewesen, ihren Ruhm zu erheben; wenn ja Neid und Bosheit oftmals auch den hellsten Glanz wahrer Verdienste zu verdunkeln gesucht: so hat doch die unparteyische Nachwelt diesen Mangel allezeit ersetzt; 93

und oft nach vielen Jahrhunderten den Namen großer Geister aus dem Staube hervorgezogen, darein ihn entweder die Nachlässigkeit, oder die Eifersucht voriger Zeiten begraben hatten.

Das kluge Altertum hat also nicht ganz unrecht gehabt, wenn es die Stammväter großer Geschlechter, die Erbauer ansehnlicher Städte, die Stifter großer Reiche, und die Erfinder nützlicher Dinge, als Wohltäter des menschlichen Geschlechts, nach ihrem Ableben besonders verehrt, ja unter die Sterne versetzt hat. Nun will man zwar den darauf erfolgten Misbrauch dieser Verehrung gar nicht billigen: gleichwol aber ist der erste Ursprung solcher Vergötterung, unstreitig aus einem löblichen Triebe der Erkenntlichkeit, und aus einem dankbaren Herzen hergeflossen.

Ist ferner die Ehre allemal ein Sporn der edelsten Gemüter gewesen; und hat dieselben nichts so sehr in Bewegung zu setzen vermocht, als die Vorstellung, dass man auch ihre löbliche Taten dereinst erheben, und dass eine erkenntliche Nachwelt auch ihren Namen wert halten würde: so ist es ja offenbar, dass das Lob berühmter Leute auch in die gegenwärtige und künftige Glückseligkeit der Welt, keinen geringen Einfluss hat; und unzählige ehrliebende Seelen zu rühmlichen Unternehmungen anspornt. Diese Betrachtung hat nirgends mehr statt, als in Ansehung der Gelehrten und Liebhaber der Wissenschaften. Denn, da weder die Reichtümer, noch die Ergetzlichkeiten der Sinne, noch die Bequemlichkeiten dieses Lebens, die Belohnungen ihrer beschwerlichen Arbeiten zu seyn pflegen; wie wol bey andern geschieht, die sich etwa dem Handel, dem

Hofe, den Kriegsdiensten oder andern Lebensarten gewidmet haben: so bleibt ja den Liebhabern der Wissenschaften nichts mehr, als das schmäuchelnde Bild eines ewigen Nachruhms übrig, womit sie sich ihre schweren Bemühungen versüßen, ihre ermüdeten Arme stärken, und oft bey später Nacht ihre sinkenden Augenlieder ermuntern können.

Durchlauchtigste Prinzen, gnädigste Herren! wo? und zu welcher Zeit? und in welcher höchstansehnlichen Versammlung, hätte man diese Betrachtungen mit besserm Rechte anstellen können? als eben hier, in diesem Jahre und Monate, und in der verehrungswürdigen Gegenwart Eurer königlichen Hoheiten; die wir, als ein Paar helle Schutzgestirne der Wissenschaften, billig viel eifriger verehren, als das Altertum sein gleichfalls königliches Brüderpaar, Castor und Pollux, verehrt hat. Ist nicht diese berühmte Universitätsbibliothek eine sichere Wohnung aller Wissenschaften, eine reiche Schatzkammer der Gelehrsamkeit, ein alter Ehrentempel berühmter Männer; darinnen ihre Werke, ihre Bildnisse, ihre Namen und Verdienste der Nachwelt sorgfältig aufbehalten werden? Sind nicht in diesem Jahre und in diesem Maymonate, eben zweyhundert Jahre verflossen, seitdem der um die Naturwissenschaft und Sternkunde unsterblich verdiente Mann, Nicolaus Coppernicus, aus Thorn im polnischen Preußen, ein höchstwürdiger Domherr des Kapitels zu Frauen- 95 burg im Ermlande, diese Welt verlassen hat? Eure königliche Hoheiten aber, als königliche Prinzen des itzo das glückselige Polen glorwürdigst beherrschenden Augusts, nehmen ohne Zweifel an der Ehre keinen geringen Anteil, die einer Provinz dieses großen

und mächtigen Reiches eigen ist: daſs nämlich dieselbe zu der heutigen Verbesserung der Wissenschaften den ersten Grund gelegt; und durch die Erfindung des wahren Weltbaues, ganz Europa auf die Spur geholfen, wie man die Werke Gottes in der Natur, in ihrer erstaunlichen Größe anzusehen, und daraus die Herrlichkeit des Schöpfers mit Vernunft und Einsicht zu erkennen hätte.

Da ich also die gnädige Erlaubnis habe, Eure königliche Hoheiten, nebst dieser erlauchten Versammlung, auf eine halbe Stunde zu unterhalten: so will ich von den Verdiensten einer so großen Zierde des sechszehnten Jahrhunderts, von dem einzigen Urheber der neuen Astronomie und Naturkunde, Nicolaus Coppernicus, als dem ersten Erfinder und Lehrer des wahren Weltbaues mit wenigem handeln. Die Wichtigkeit der Materie wird die Fehler meines Vortrages, wo nicht unkenntlich machen, doch wenigstens entschuldigen: und die gnädigste Aufmerksamkeit Eurer königlichen Hoheiten, und dieser erlauchten und preiswürdigen Versammlung wird von der Erkenntlichkeit unserer Zeiten, gegen die Vorderwelt einen augenscheinlichen Beweis abgeben.

Das dreyundsiebenzigste Jahr des funfzehnten Jahrhunderts, hatte den berühmten Coppernicus, in 96 einer der ansehnlichsten Städte des polnischen Preußens, das Licht der Welt erblicken lassen. Thorn, eine alte Pflanzstadt deutscher Völker, die sich im dreyzehnten Jahrhunderte an dem Ufer der Weichsel, wo sie aus Polen in die preußische Grenze tritt, niedergelassen, hat die Ehre, daſs sie durch diesen gelehrten Sohn weit berühmter geworden, als durch unzählige glückliche oder unglückliche Zufälle; als

durch Belagerungen und Verwüstungen, die sie oftmals erlitten und überstanden hat. Sein Vater hat einerley Namen mit ihm geführt; dieses, und dass er seinen Sohn dem Studieren gewidmet, ist es fast alles, was man von ihm weis. Er ist glücklich genug, dass ihn ein wohlgeratener Sohn bey der Nachwelt bekannt gemacht! ja weit glücklicher, als unzählige Ältern, deren übrige Ehre dadurch sehr verdunkelt wird, dass sie durch unartige Zweige in den Verdacht einer nachlässigen Kinderzucht geraten; und einen Stamm wieder in das Nichts zurück fallen sehen, daraus sie ihn mit aller Mühe und Arbeit gezogen hatten. Seiner Mutter Bruder, Namens Lukas Watzelrod, hatte sich durch seine eigene Verdienste bis zu der hohen Würde eines ermländischen Bischofes empor geschwungen; und ist nachmals selbst ein Beförderer seines Neffen, und mittelbar so vieles Guten geworden, das derselbe in allerley Absichten geleistet hat.

Nachdem unser Coppernicus die ersten Gründe der Sprachen und Wissenschaften in seiner Vaterstadt gelegt hatte, hat er sich nach Krakau auf die hohe Schule gemacht; wo damals, neben andern 97 berühmten Lehrern der übrigen Wissenschaften, Albrecht Brudzevius die Mathematik lehrte. So hilft oft ein geschickter Lehrling seinen Lehrer berühmt machen: denn vielleicht würde dieser schon längst in die Nacht der Vergessenheit geraten seyn, wenn er nicht an unserm Coppernicus einen so berühmten Schüler bekommen hätte. Vielleicht aber würde auch dieser, da er die Arzneykunst zu seinem Hauptwerke erwählt, auch wirklich die Doktorwürde darin erhalten hatte, sich mit dieser heilsamen Kunst allein

beschäftigt haben: wenn ihn nicht ein so geschickter Lehrer der Mathematik zu etwas höherm aufgemuntert, und ihm einen unüberwindlichen Trieb zu den mathematischen Wissenschaften eingeflößt hätte.

Große Geister haben sich zu allen Zeiten, so viel als möglich ist, von der Erde loszureißen gesucht, und mehr Zeit auf die Betrachtungen des Himmels, und der großen Weltkörper, als auf die Besorgung irdischer Geschäfte gewandt. Anaxagoras gieng in dieser Neigung so weit, daß er auch sein väterliches Erbteil seinen Anverwandten überließ, und sich gänzlich den Betrachtungen himmlischer Dinge widmete. Als er gefragt ward: zu welchem Ende er in die Welt geboren worden? soll er geantwortet haben: die Sonne, den Mond und den Himmel zu betrachten! Ja nicht nur ein Thales, ein Hipparchus, und andre unzählbare Weltweise sind dieser Meynung gewesen: selbst viele mächtige Beherrscher der Erden, als Albategnius, ein arabischer Fürst im Oriente, König Alphonsus X. und Kaiser Rudolph II. haben die Betrachtung des Himmels allen andern Geschäften vorgezogen. Von eben dieser Art war nun auch unser Coppernicus. Nichts schien ihm der Betrachtung eines weisen Mannes, und eines unsterblichen Geistes würdiger zu seyn, als das prächtige Gebäude des Himmels: welches zwar den Unwissenden als ein blaues Gewölbe vorkommt, das unsern Erdboden bedeckt, und mit viel tausend glänzenden Lampen geschmückt ist; von Sternsehern aber, als ein unermeßlicher Raum für unzählige Weltkugeln, ja als eine prächtige Schaubühne angesehen wird, darauf sich die göttliche Allmacht und Weisheit, in aller ihrer Majestät und Größe darstellen. Dieser prächtigen

Himmelskörper ihren Lauf, ihre Größen und Entfernungen, sowohl von einander selbst, als auch von uns Einwohnern der kleinen Erdkugel; und was das schwerste war, ihre wahre Ordnung und Stellung gegen einander, zu erforschen, das reizte seine Begierde, das ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Diejenigen Stunden, darinnen die halbe Welt in einer, dem Tode ähnlichen Unempfindlichkeit, auf ihrem Lager liegt, brachte Coppernicus unter freyem Himmel zu: und man hätte sagen sollen, daſs von der Natur nur diejenigen Nächte dem Schlafe gewidmet wären, darinnen dunkele Nebel und dicke Wolken die Augen der Sterblichen verhüllen, und ihnen die blitzenden Lichter des Himmels entziehen.

Dieser Begierde nun eine Genüge zu thun, stellte er sich das Muster der berühmten deutschen Sternseher, Georg Peurbachs und Johann Regiomontans vor Augen: welche schon vor ihm, in dieser Wissenschaft vortrefflich geworden waren. Doch sie waren beide nicht mehr am Leben, und er konnte sich nur in ihren Schriften Rats erholen: darum gieng er, um sich auch lebendiger Lehrer zu bedienen, mit dem löblichsten Eifer, nach Italien. Bononien prangte dazumal mit dem berühmten Dominicus Maria, aus Ferrara gebürtig, einem großen Manne, dem man die Entdeckung verschiedener astronomischen Wahrheiten schuldig ist. Kaum hatte aber derselbe unsern 99 Coppernicus kennen gelernt, als er ihn, nicht sowohl zum Schüler, als vielmehr, seiner großen Fähigkeit, und bereits erlangten Wissenschaft halber, zum Gehülfen seiner astronomischen Arbeiten annahm. Fürwahr, keine geringe Ehre! wann man erwägt, daſs Coppernicus damals noch nicht vollkommen vier und

zwanzig Jahre alt gewesen. Von hier gieng er nach Rom, dem vormaligen Haupte des Okzidents, wo dazumal ein rechter Sitz der Wissenschaften war, und von woraus die Strahlen der Gelehrsamkeit sich in alle Abendländer ausbreiteten. Hier wiederfuhr unserm Coppernicus, dessen Ruhm schon vorher dahin erschollen war, die Ehre, daß man ihn zum öffentlichen Lehrer der Mathematik bestellte; und ihn bereits für eben so groß, als den Regiomontanus schätzte, den er sich anfänglich zum Muster vorgestellt hatte. Er beobachtete daselbst im 1500 Jahre eine merkwürdige Mondfinsternis, und lehrte mit solchem Beyfalle: daß er nicht nur eine große Anzahl von Studierenden; sondern auch eine Menge vornehmer Leute, ja so gar Künstler und Handwerker in seinen Hörsaal lockte; und also den Wissenschaften einen Überfluß von Schülern und Verehrern erwarb.

Hier sollte ich nun ausführlicher erzählen, wie Coppernicus nach einigen Jahren wieder in sein Vaterland zurückgegangen; wie er von seinem Oheime, der bereits Bischof von Ermland war, zum Domherrn in Frauenburg gemacht worden; wie er sich daselbst in seinen geistlichen Ämtern und Verrichtungen eifrig und andächtig, durch die Arzneykunst aber, die er vollkommen verstund, den Armen und Kranken hülfreich und dienstfertig erwiesen. Allein dieses alles hat unser Coppernicus mit vielen andern gemein gehabt: und so schätzbar solche Eigenschaften an sich selbst auch sind, so wenig würden sie die Aufmerksamkeit der Nachwelt erweckt haben.

100

Von denen mögen die Lobredner solche Dinge rühmen, die nichts wichtigers in ihrem Leben gethan haben! Ich bin so glücklich, daß ich einen Mann zu

preisen habe, der sowohl in das gemeine Wesen, als in die Wissenschaften einen groszen Einfluss gehabt: und diese zwey Stücke sollen den doppelten Grund meiner Lobrede abgeben.

Es ist eine gemeine aber auch ungegründete Meynung, durchlauchtigste Prinzen, gnädigste Herren! dass Leute, die sich den theoretischen Wissenschaften widmen, zu allen Welthändeln und wichtigen Geschäften untüchtig sind. Die berühmtesten Männer alter Zeiten, die nicht nur wegen ihrer Wissenschaft in philosophischen und mathematischen Wahrheiten, unter die Zahl der Weisen gesetzt worden; sondern auch wegen ihrer Klugheit in politischen Dingen, Regenten ihrer Städte gewesen, sind bey den meisten in Vergessenheit geraten. Man weiß es nicht mehr, oder will es doch nicht wissen, dass die bekannten sieben Weisen aus Griechenland nicht Schullehrer; sondern Gesetzgeber, Staatsmänner und Fürsten gewesen, welche die Wohlfahrt des gemeinen Wesens eben sowol, ja noch wol mehr, als das Wachstum der Wissenschaften befördert haben. Und daher kommt es mehrmals, dass man bald die Gelehrsamkeit, den Regenten der Völker für unnützlich hält; bald die Gelehrten zu Weltgeschäften für ungeschickt schätzt. Schädliches Vorurteil! wie oft hast du das wahre Heil der Staaten gehindert, wie oft auch wol gar zu Grunde gerichtet?

An unserm Coppernicus aber hat sich das Gegenteil auf eine so deutliche Weise gewiesen; dass auch sein Exempel allein zureichend wäre, zu zeigen: dass auch die Wissenschaft theoretischer Dinge zu weltlichen Geschäften geschickt machen könne. Wenn nämlich ein durchdringender Verstand in politischen 101

Beratschlagungen; eine kluge Ausrichtung aufgetragener öffentlicher Angelegenheiten; ja die mutige Verwaltung hoher Würden, dazu Standhaftigkeit und Munterkeit gehört; wenn, sage ich, solche Eigenschaften einem Gelehrten Ehre machen können: so ist allerdings unser Coppernicus des höchsten Lobes würdig gewesen. Gehen wir aber in die Geschichte damaliger Zeiten zurück, so finden wir dieses alles von ihm aufgezeichnet. So wenig er sich ohne Not, zu den weltlichen oder geistlichen Geschäften des Bischoftums Ermland, oder des frauenburgischen Domkapitels zu dringen pflegte: so gern hörte man doch in den Versammlungen der Domherren seine Ratschläge. Auch den klügsten und erfahrensten darunter, schien allemal ein neues Licht aufzugehen; so oft unser Coppernicus seinen durchdringenden Verstand, in Entwickelung zweifelhafter Fälle, und in Erfindung heilsamer Anschläge blicken ließ. Erwarb er sich nun dadurch ein allgemeines Vertrauen bey seinem Kapitel, und sah man wol, daſs Coppernicus gleichsam das Haupt und Herz desselben wäre: so war es auch kein Wunder, daſs man ihn im Namen desselben, zu wichtigen Geschäften, auf einen preußischen Landtag abordnete. Die Sache, davon hauptsächlich gehandelt wurde, war wichtig. Es betraf nichts weniger, als den gänzlichen Verfall der polnischen, preußischen und litthauischen Münzen. Portugall, welches dazumal den ostindischen Spezereyhandel fast allein hatte; zog bey sich fast alles Geld aus Europa zusammen. Ja es war nicht einmal mit gemünztem Gelde zufrieden: es forderte ganz reines und rohes Silber für seine Waaren. Die

102 Kaufleute hatten also fast alle Reichtümer aus den

Ländern geschafft, und die Mittel zur Schwelgerey, samt dem Zunder der Wollust dafür heimgeschleppt. Gewiſs, ein sehr altes Übel der Staaten, da man die Stärke des Handels, in der Einfuhr fremder Waaren, für baares Geld bestehen läſst; an die Ausfuhr einheimischer Waaren aber nicht denkt, womit man doch die Schätze der Nachbarn in sein Vaterland ziehen könnte. Dadurch nun war alles in Verwirrung geraten. Die Münzen waren eingeschmolzen; das Geld hatte sich aus dem Lande verloren; der Bürger war arm geworden; der Adel selbst spürte den Mangel allenthalben. Und was das ärgste war, so hatten die verschiedenen polnischen, preuſsischen und litthauischen Münzen fast gar kein, oder doch kein festes und ausgemachtes Verhältnis gegen einander. Man kaufte, ohne zu wissen, wie teuer, oder wie wohlfeil; man verkaufte, ohne zu wissen, ob es mit Vorteil oder Schaden geschähe; man sammelte Geld und Schätze, ohne zu wissen, wie reich man wirklich sey: und ward, durch die so schlechte und ungewisse Münze, bey aller möglichen Vorsichtigkeit, im Handel und Wandel dennoch betrogen. Ein lebhaftes Bild voriger, aber auch vielleicht itziger Zeiten! wo gewiſs der Verfall des deutschen Münzwesens sattsam zeigt, daſs unser Vaterland dem damaligen polnischen Staate an Verwirrung sehr gleich komme.

Hier leistete nun Coppernicus dem preuſsischen und polnischen Landtage keinen geringen Dienst, indem er Tabellen ausrechnete, nach welchen die Münzen in allen Provinzen des Königreichs, gegen einander verglichen, und auf einerley Wert gesetzt werden könnten. Die Senatoren des Reichs befanden auch

diese Arbeit so nützlich, dass sie seine Tabellen sorgfältig aufzuheben, und bey den Akten dieses Landtages zu künftigem Gebrauche zu verwahren befahlen. Dies ist zu allen Zeiten das gewöhnliche Schicksal der besten Anschläge gewesen. Man hört sie, man lobt sie; man will sie auch in die Ausübung bringen: allein wenn sich stärkere Leidenschaften, als die Liebe zum gemeinen Besten ist, widersetzen; so verschiebt man die Ausführung. Man will sie zwar wieder hervorsuchen; allein darüber vergisst man sie: und endlich heißt es, sie wären ins Werk zu richten nicht möglich gewesen.

Doch das war noch nicht genug: Nicolaus Coppernicus hat sich noch mehr hervorgetan. Mehr als einmal ist er von abwesenden Bischöfen zu ihrem Verweser, und von gegenwärtigen zu ihrem vertrauten Ratgeber gebraucht worden. Oftmals ist er auch, bei erledigter bischöflicher Würde, sowol Generalvikar, als Verwalter aller bischöflichen Güter gewesen. Hier erschien es nun, bey einer solchen Verwaltung, nach dem Tode Fabians von Lusianis, Bischofes von Ermland, dass seine Redlichkeit und Herzhaftigkeit für das gemeine Beste, sich merklich hervor tat. Es waren damals betrübte Zeiten eingefallen. Die deutschen Ritter vom Orden der Kreuzherren hatten sich gewisser Güter bemächtigt, die zum Bischoftume Ermland gehörten. Sie hatten selbst an dem königl. Hofe, unter den Großen des Reichs, Beschützer gefunden, und waren also geraume Zeit im Besitze derselben gelassen worden. Dies sah nun Coppernicus, als er des Bischoftums Verweser ward. Er erkannte seine Pflicht, das ungerecht entzogene Gut wieder an seine Herren zu bringen. Allein wie schwer war

es nicht, einen mächtigen Orden, viele Große des Reiches, und andre Schwierigkeiten zu überwinden? Ohne Zweifel haben auch viele sein patriotisches Unterfangen für verwegen, für unmöglich, und für unnötig gehalten. Und freylich würde ein anderer, als er, zumal er selbst nicht Bischof, sondern nur ein Verweser desselben war, diese Sorgfalt dem neu zu erwählenden Bischofe auf die Schultern gewälzt haben. 104

Ganz anders aber verhielt sich unser redlicher Coppernicus. Seine Klugheit fand Mittel aus, die scheinbarsten Unmöglichkeiten zu überwinden: sein Mut aber verließ ihn auch bey dem Widerstande der mächtigsten Gegner nicht. Er suchte und erhielt, aller Hindernisse ungeachtet, einen königl. Befehl; er brachte denselben zur Vollziehung; er achtete alle Anfälle des Ordens, alle Drohungen seiner Widersacher nicht; bis er endlich diese so schwere Sache glücklich zu stande brachte. Wie ein erfahrner Seemann, auch bey widrigen Winden, sein Schiff auf der rechten Fahrt zu erhalten weiß, und sich durch keine Macht der stürmischen Wellen von seiner Bahn abwendig machen lässt: so hielt auch unser standhafter Domherr, bey seiner billigen Sache, mit gesetztem Mute fest; und bewies also eine unverbrüchliche Redlichkeit und Großmut.

Durchlauchtigste Prinzen, gnädigste Herren, so groß war Coppernicus in Welthändeln und öffentlichen Geschäften; noch weit größer aber war er, in der Wissenschaft, davon er sein Hauptwerk machte. Sein erhabner Geist hatte sich einmal von Jugend auf dem Himmel gewidmet: darum sah er die irdischen Dinge nur als Nebensachen an, von welchen er sich, sobald es möglich war, losreißen müsste; um zu

seinem liebsten Gegenstande zu eilen, der gleichsam seine ganze Nahrung, und sein Element geworden war. Die großen Werke Gottes in der Natur hatten seinen Verstand dermaßen gerührt, und so stark in sich verliebt gemacht, daſs er auch die wichtigsten Werke
105 der Menschen nur für ein Kinderspiel dagegen ansah. Ihr Thronen! ihr Herrschaften! ihr Bischoftümer! ihr Kriegs- und Hofämter! und was sonst der menschliche Wahn für groß zu achten pflegt: ihr alle könnt einen wahren Weltweisen nicht blenden. Die Erkenntnis der verborgenen Wahrheit hat viel stärkere Reizungen für ihn; und die Wunder der göttlichen Allmacht erfüllen seine Seele so sehr, daſs er aller Welt Schätze und Herrlichkeiten darüber für Kleinigkeiten hält. So dachte unser Coppernicus. Und dieses eben soll mir den wichtigsten Grund zu seinem wahren Ruhme abgeben.

Ist gleich mit der Erkenntnis vieler Dinge, und mit gründlicher Gelehrsamkeit, zu allen Zeiten eine gewisse Hochachtung verbunden gewesen: so hat man doch mit gutem Grunde die Erfinder neuer Dinge, die zur Erweiterung und Verbesserung der Wissenschaften viel beygetragen, einer ganz besondern Ehre würdig geschätzet. Und was ist billiger, als eben dieses? Wahrheiten, die schon von andern erkannt und ausgeführt worden, zu wissen, das ist eben so was großes nicht. Auch mittelmäßige Köpfe bringen es mit geringer Bemühung so weit. Aber der erste zu seyn, der einen vorhin nie betretenen Pfad bähnet, und allen seinen Nachfolgern glücklich die Bahn bricht; das, das ist billig weit höher zu schätzen, und eines ewigen Andenkens wert! Die Schiffahrt des Americus Vesputius nach der neuen Welt war kaum was be-

sonders zu nennen; nachdem ihm Christoph Columbus schon den Weg dahin gewiesen hatte. Allein die erste Unternehmung dieses Genuesers war etwas, das ihn zum Wunder aller Zeiten machen konnte. Wer macht sich heut zu Tage etwas aus der Ausrechnung der Sonn- und Mondfinsternisse; so wenige Menschen auch fähig sind, diese Ausrechnung selbst zu machen? Das macht, die Sache ist längst erfun- 106 den, und kann ohne große Schwierigkeit herausgebracht werden. Allein Thales, der unsterbliche Thales, wird bey den spätesten Einwohnern der Erden berühmt und unvergesslich bleiben; weil er der erste gewesen, der dieselbe entdeckt, und eine Sonnenfinsternis vorher verkündigt hat. Eben so werden Hipparchus, Archimedes, Apollonius von Pergen, und dass ich auch einiger neuern Erfinder wichtiger Dinge erwähne, Simon Marius, Otto Guericke, Leibnitz und Sturm für große Männer gehalten werden: weil sie die Trabanten Jupiters, die Luftpumpe, besondre Rechnungsarten, und die deutsche Seulenordnung erfunden haben. Hieraus nun ziehe ich die Folgerung, dass Männer, die in Wissenschaften neue Wahrheiten entdecken, und dadurch zu großen Verbesserungen derselben Anlass geben, ein unvergessliches Lob verdienen.

Ein solcher Mann, durchlauchtigste Prinzen, gnädige Herren, ein solcher Mann, sage ich, war unser Nicolaus Coppernicus. Er hatte die Sternseherkunst mit großem Fleiße erlernt, und alles das gefasst, was von seinen Vorgängern vorlängst war erfunden worden, die Bewegungen der himmlischen Körper zu erklären. Doch das war nichts besonders. Hier konnte es nun einem so scharfsinnigen Beschauer der himmlischen Körper, und aller der seltsamen Lauf-

kreise, die ihnen von den damaligen Sternsehern zugeschrieben wurden, unmöglich gefallen, daß man in die Bewegung der himmlischen Körper so viele Verwirrung gebracht hatte. Ein Gebäude, sprach er gleichsam zu sich selbst, das von einem klugen Baumeister aufgeführt worden, muß ordentlich, bequem und schön seyn: wo aber Unordnung, Widerwärtigkeit und Verwirrung herrschen, da hat gewiß ein 107 Unverständiger die Aufsicht über das Werk gehabt. Nun war aber, nach der gemeinen Lehre der Sternseher, die den ptolomäischen Weltbau annahmen, und die Erde in den Mittelpunkt der Welt setzten, nichts als Verwirrung und Unordnung in derselben. So gar König Alphonsus in Kastilien, den seine Liebe zur Sternwissenschaft mehr, als sein Königreich, verewigt hat, ließ sich bey Überlegung solcher wunderlichen Kreise der Planeten verlauten: Wenn er von dem Urheber des Himmels und der Erden, bey der Schöpfung des Weltgebäudes wäre zu Rate gezogen worden; so wollte er demselben weit bessere Vorschläge getan haben. Zwar scheint freylich, ein solches Urteil von den Werken Gottes, nicht sattsam mit der Ehrerbietung übereinzustimmen, die man gegen das höchste Wesen haben soll. Allein was konnte Alphonsus dafür, daß die Lehrsätze und wunderlichen Meynungen der Sternseher seiner Zeit, ihm die Welt unter solchen ungereimten Figuren vorstellten? Man baute Zirkel über Zirkel, und beschwerte diese noch mit neuen Kreisen, den Lauf der Planeten zu erklären. Man erdichtete kristallene Himmel, eine Feuersphäre, Schraubenlinien, und andre Hirngespinste, so viel man wollte. Und gleichwol langte dieser ganze gelehrte Kram nicht zu,

nur die Bewegung des Mondes, geschweige denn der Sonne und übrigen Planeten begreiflich zu machen. Coppernicus aber, der eben diese verworrenen Bilder vor Augen hatte, sah als ein Weltweiser wol ein: daſs die Schuld dieser Unordnungen weit eher auf die Menschen, als auf den weisen Schöpfer der Welt fallen müſste; ja daſs der Grund solcher Verwirrungen, bloß auf der Unvollkommenheit des menschlichen Verstandes beruhen müsse.

Daher hub er nun an, alle Schriften alter und neuer Sternkundigen mit begieriger Hand aufzuschlagen. Sein ungeduldiges Auge durchlief alles, 108 was jemals die Liebhaber des Himmels geschrieben; was von undenklichen Zeiten her die eifrigsten Naturforscher von dem Laufe der Gestirne geglaubt und aufgezeichnet hatten. Was die Babylonier, die Ägypter, Araber, Phönizier, Griechen und Römer bemerkt, gemutmaßt, erfunden, verworfen, erwiesen, oder auch geträumt hatten; alles dieses machte sich dieser große Geist bekannt. Und siehe da! unverhofft gieng ihm, durch die Meynungen einer alten, längst erloschenen philosophischen Sekte, ein unvermutetes Licht auf.

Es hatte längst das Vorurteil in der Welt geherrscht, daſs die Erdkugel mitten in der Welt stehe, daselbst still und unbeweglich ruhe; und daſs der ganze Himmel mit seinen unzählbaren Gestirnen, unaufhörlich bloß damit beschäftigt sey, daſs er sich um sie herumdrehe, und sie auf allen Seiten bescheine. Allein Pythagoras, einer der größten alten Weltweisen, der alle Philosophie der Ägypter und des ganzen Orients in seiner Person vereinigt hatte; ein Mann, der die berühmte italische Schule gestiftet,

und eine Menge von weisen Schülern hinterlassen hat: dieser samische Weltweise, hatte bereits die Erde aus dem Mittelpunkte der Welt verwiesen; und die Sonne, diesen majestätischen Weltkörper, an ihre Stelle gesetzt. Nicetas, Ekphantus und Heraklides hatten nachmals der Erdkugel eine Bewegung um ihre Achse beygelegt: vermittelst welcher sie sich in 24 Stunden einmal in die Runde drehen, und dem ganzen Himmel den unbegreiflichen schnellen Umlauf ersparen könnte. Aristarchus endlich, und Philolaus aus Kroton, hatten nachmals beydes zusammen genommen, und der Erdkugel nicht nur eine kreiselnde Bewegung um ihre Achse, sondern auch einen jährlichen Umlauf um die Sonne beygelegt. Diese alte 109 Meynung nun hätte der Welt vor mehr als zwey tausend Jahren schon ein Licht anzünden können, den wahren Weltbau zu erfinden; so wie er im vorigen und jetzigen Jahrhunderte entdeckt, und ins Licht gesetzt worden. Allein es war nicht geschehen.

Seneca sagt an einem gewissen Orte nicht unrecht: So glücklich sey es mit uns Menschen nicht beschaffen, daß das Beste die meisten Anhänger finden sollte. Der größte Beyfall sey insgemein ein Beweis der verwerflichsten Sache! So gieng es auch hier. Ein besondres Schicksal, das dem menschlichen Geschlechte die Erkenntnis der Wahrheit zu misgönnen schien, hatte diese viel bessere Lehre wieder ins Vergessen geraten, und eine andere empor kommen lassen, die mit ihr in keinem Stücke zu vergleichen war. Plato, Aristoteles, und sonderlich Ptolomäus, hatten ihr durch ihren Beyfall ein Ansehen gegeben, welches die Welt mehr als zwanzig Jahrhunderte verblendet hatte. Endlich tat unser

Copernicus ihr die Augen auf, und erwies durch unzählige Beobachtungen des Himmels, durch gute Vernunftschlüsse, und höchstwahrscheinliche Beweise: daſs nicht die groſze hellstrahlende Sonne um den kleinen dunkeln Erdball; sondern vielmehr die dunkle Erdkugel, nebst allen andern Planeten, um den ungeheuren, feurigen und stillstehenden Sonnenkörper gedreht würde.

Durchlauchtigste Prinzen! gnädigste Herren! Eure königl. Hoheiten können sich leicht einbilden, was eine so neue, in zwey tausend Jahren unerhörte Lehre, für ein Aufsehen unter allen Gelehrten damaliger Zeiten gemacht haben muſs. Copernicus hatte noch nichts davon geschrieben, nichts herausgegeben. Allein das Gerücht davon drang aus dem kleinen, und sonst sehr unbekannten Frauenburg, in alle Landschaften von Europa, wo die Gelehrsamkeit blühte; ja bis in den Sitz der Wissenschaften, nach Rom. Man vernahm die Zeitung: der scharfsehende Copernicus hätte gleichsam auf dem Turme seiner Domkirche, wo er den Himmel zu beobachten pflegte, den festen Punkt auſzer der Erde gefunden, welchen sich Archimedes gewünscht hatte; um aus demselben, durch seine Hebezeuge, die ganze Erdkugel von ihrer Stelle zu bewegen. Er hätte mit kühner Hand die kristallenen Himmelskreise zerschmettert, um allen Planeten eine freye Bahn durch die dünne Himmelluft anzuweisen. Er hätte die Sonne von ihrem so viel tausend Jahre her gelaufenen Wege erlöst, sie gleichsam vor Anker gelegt, und zur Ruhe gebracht. Kurz, er hätte auch die Erdkugel in einen flüchtigen Kreisel verwandelt, der sich mitten in den Laufbahnen der Irr- 110

sterne, jährlich einmal um die Sonne wirbeln sollte.

Der ganze gelehrte Okzident hörte mit Entsetzen von einem Domherrn reden, der die bisher sichre und festgegründete Wohnung der Menschen unsicher und wankend gemacht hätte. Und wie es bey neuen philosophischen Meynungen zu gehen pflegt, so waren auch hiervon die Urteile sehr ungleich. Einige, die alles für falsch hielten, was ihnen neu vorkam, hielten ihn für einen Wahnsinnigen, dem vielleicht der Kopf in die Runde gienge. Andere nannten ihn einen Grillenfänger, der eine alte verlegene Meynung wieder aufgesucht hätte; bloß, um sich durch etwas Seltsames und Neues einen Namen zu machen. Noch andre urteilten wieder anders davon: nach dem Privatabsichten, Leidenschaften, Liebe des Altertums, der Ekel vor allem, was einheimisch ist, oder von Leuten kommt, die wir entweder kennen, oder die aus gewissen Ländern sind; und andere Vorurteile mehr, ihnen dieses oder jenes in den Kopf setzten. Die Welt sieht sich allezeit ähnlich: und aus demjenigen was jetzo geschieht, kann man sicher schließen, wie es damals zugegangen. 111

Ganz anders aber sahen tiefsinnige und gelehrte Männer diesen neuen Weltbau an. Ist es mir erlaubt, statt aller andern nur einen anzuführen, der aber an Ansehen alle andere übertrifft: so werde ich mich auf den vortrefflichen Cardinal, Nikolaus von Schönberg, von Capua, berufen. Auch dieser hatte von dem neuen Weltbaue unsers Coppernicus in Welschland etwas vernommen: allein, anstatt denselben zu verdammen, oder zu verlachen, schrieb er vielmehr 1536 den 1. Nov. aus Rom, an

unsern Domherrn; und ungeachtet er ein Geistlicher war, so lobte er ihn doch nicht nur wegen seiner neuen Weltordnung, sondern ermahnte ihn auch aufs nachdrücklichste, seine astronomische Schriften ans Licht zu stellen. 112

Nach einer so kräftigen Aufmunterung war es denn kein Wunder, dass unser Coppernicus wirklich auf eine Ausgabe seines astronomischen Werkes dachte. Der Cardinal selbst versprach ihm, mit einer, den Großen dieser Welt höchstanständigen Freygebigkeit, die Unkosten zum Drucke, herzugeben. Und was noch besser war, er erfüllte sein Versprechen. Das Werk war fertig, und ward wirklich gedruckt. In kurzem sollte sein Buch ans Licht treten; und der frauenburgische Domherr wusste selbiges niemanden besser, als dem damals regierenden Haupte seiner Kirche, dem Pabste Paulus dem III. zuzuschreiben; welcher den päbstlichen Stuhl 1534 bestiegen, und 15 Jahre mit Ruhme besessen hat. 113 Nichts ist merkwürdiger, als diese gelehrte Zueignungsschrift. Coppernicus eröffnet diesem obersten Richter seiner Meynungen, die Veranlassung und den Inhalt seines Werkes mit aller Aufrichtigkeit und Freymütigkeit. Er zeigt, dass die Unrichtigkeit und Ungewissheit der Sternseher, ihn zu dieser neuen Lehre vermocht; dass ihn zuerst Cicero auf den Nicetas; und Plutarch auf den Pythagoräer Philolaus zurück gewiesen, die diese Meynung, von der Bewegung der Erdkugel, bereits vor ihm gehabt; 114 dass ihm zwar dieselbe abgeschmackt und ungereimt vorgekommen; dass er sie aber nachmals als einen Lehrversuch angenommen; wie auch wol andere Sternseher ihre orbes excentricos und epicyclos

anzunehmen pflegten; daß er endlich befunden, daß diese seine Bewegung der Erden, alle Schwierigkeiten völlig auflöse, die sich bis dahin bey dem Laufe der Planeten gefunden hätten, und welche durch keine andere Weltordnung aufgelöst werden könnten. Endlich verantwortet er sich auch gegen
115 den Einwurf, daß diese Lehre der heiligen Schrift zuwider sey. Er sagt, daß ihm selbiger nur von unverständigen und in der Mathematik unerfahrnen, gemacht werden könnte. Er erläutert dieses mit dem Exempel des Lactantius, der gleichfalls die Philosophen aus etlichen gemisbrauchten Schriftstellen sehr eifrig verdammt hätte, welche die Erde für eine runde Kugel ausgegeben; da doch solches heute zu Tage eine ausgemachte Sache wäre. Zuletzt zeigt er, daß die so lange gewünschte Verbesserung des Kalenders, die nach der alten Astronomie zu keiner Richtigkeit gebracht werden können, durch diese neue Astronomie sehr leicht zu Stande kommen würde: wie denn solches auch nachmals, unter Pabst Gregorius dem XIII. wirklich geschehen ist.

Unser preußischer Domherr lehrt hierauf in seinem Buche, aus den genauesten Beobachtungen des Himmels, daß die Sonne, als ein überaus großer und feuriger Körper, in dem Mittel der Welt ganz stille liege. Zunächst um dieselbe laufe Mercur, in etwa drey Monaten, in einem kleinen Kreise um dieselbe. Eben das tue Venus, oder der Abendstern, innerhalb acht Monaten, in einem etwas größern Kreise. Nunmehr folge in einem noch größern Zirkel unsre Erdkugel, die aber zwölf Monate, oder ein ganzes Jahr brauche, ihren Um-

lauf um die Sonne einmal zu vollenden. Sie wälze sich aber zu gleicher Zeit, innerhalb vier und zwanzig Stunden, um ihre eigene Axe, und verursache dadurch Tag und Nacht. Der Mond bleibe, als ein getreuer Gefährte und Trabant der Erden, allezeit bey und neben ihr; so daß er sich in Jahresfrist, zwölf bis dreyzehnmal um sie herumschwinge. Alsdann folgen in ungleich größern Laufkreisen Mars, Jupiter und Saturnus, davon der erste zwey, der andre fast zwölf, und der letzte beynahe dreyßig Jahre zubrächten, ehe sie ihren Lauf um die Sonne ein einzigmal vollenden könnten. Und dieses ist der kurze Inhalt seines ganzen Buches. 116

Coppernicus hatte vor seiner Astronomia restaurata, oder den Büchern de revolutionibus Orbium coelestium, noch nichts geschrieben; sondern sechs und dreyßig Jahre lang, an diesem einzigen Werke gearbeitet. Er war schon 70 Jahre alt, als er 1543 den 24 May starb, und hatte nicht einmal das Vergnügen, selbiges im Drucke ganz fertig zu sehen. Es war also, gleichsam als ein vaterloses Kind, verwaist zur Welt gekommen, und hatte weder seiner Pflege, noch seines Schutzes, wider alle Anfälle genießen können. Wenn man auch den vielen Widerspruch bedenkt, den der coppernicanische Weltbau nachmals erfahren hat: so sollte man fast mit dem gelehrten Fontenelle denken: Coppernicus hätte denselben vorher gesehen, und wäre mit Fleiß eher aus der Welt gegangen; damit er nur alle diese Verdrießlichkeiten nicht erleben möchte. Die bloße Wahrheit aber, die unumstößliche Wahrheit, hat sich selbst geschützt, und wird diesen Weltbau auch noch

ferner zu schützen wissen. Die größten Sternseher
117 nach der Zeit haben sich alle für seine Schüler erkannt. Tycho Brahe selber, der doch einen ganz entgegen gesetzten Weltbau erfunden, hat sich nicht enthalten können, Copperniks unendliche Verdienste zu erkennen, und in seinen Schriften zu gestehen. Der große Keppler, Galilei, Cartesius, Gassendus, Hugenius, Bullиald, Hevelius, Halley, Flammsteed, Newton, kurz alle, die sich einigen Namen in der Sternkunst erworben, haben den coppernicanischen Weltbau für eine, der göttlichen Weisheit höchstanständige Einrichtung und Anordnung der Himmelskörper gehalten.

Wie aber? durchlauchtigste Prinzen, gnädigste Herren, verdient denn auch wol Coppernicus die Ehre, daſs diese Weltordnung seinen Namen führt; und daſs er für den Erfinder derselben gehalten wird? Sollte dieser neue Weltbau, wo die Sonne den Mittelpunkt einnimmt, die Erde aber mit den übrigen Planeten in die Runde läuft, nicht vielmehr der pythagorische Weltbau heißen? Oder sollten nicht vielmehr Philolaus oder Aristarchus, dessen Archimedes in seiner Sandrechnung gedenkt, dieser besondern Ehre teilhaftig werden?

So lautet derjenige Einwurf, den man hier machen kann, wenn man dem Coppernicus die Ehre nicht gönnen will, die ihm die ganze heutige Welt zugesteht. Allein so wenig wir, oder Coppernicus selbst, oberwähnten Alten die erste Erfindung der wahren Weltordnung streitig gemacht: so gewiſs ist es hingegen, daſs es kein geringeres Verdienst an ihm gewesen, eine seit zweytausend und mehr Jahren vergessene Meynung hervorzuziehen, mehr ins Licht

zu setzen, mit deutlichern Beweisen zu bestätigen, und bey allen Sternverständigen in Schwang zu bringen. Hierzu gehörte ohne Zweifel eben so viel Verstand, eben so viel, ja noch mehr Fleiß und Geschicklichkeit, als zu der ersten Erfindung. Pythagoras und seine Schüler hatten auch diesen Weltbau, so zu reden, nur durch Mutmaßen und Erraten auf die Bahn gebracht: Coppernicus aber hat ihn zuerst mit astronomischen Beweisen unterstützt, und zur Gewißheit gebracht. 118

Hat nun dem Columbus niemand die Erfindung der neuen Welt streitig gemacht, ungeachtet schon vor ihm Martin Behaim, ein Deutscher, die Entdeckung des mittäglichen Teiles von Amerika gemacht hatte, wie Doppelmayer berichtet; wird der berühmte Galilei noch immer für den Erfinder der Jupitersmonden gehalten, ohngeachtet sie Simon Marius, der Markgrafen zu Brandenburg Astronomus, schon vor ihm gesehen hatte; weil jener sich nämlich mit einer genauen Beschreibung derselben zuerst ans Licht gewagt: so wird auch unser Coppernicus allerdings der Ehre schon wert seyn, daß von ihm dieser Weltbau den Namen führe; da er sich um denselben weit mehr, als seine ersten Erfinder, verdient gemacht hat.

Habe also Dank, großer Geist! unsterblicher Coppernicus! daß du der Welt ein Licht hast anzünden wollen, dessen sie schon so lange bedürftig gewesen war. Habe Dank! daß du durch dein Wachen, durch deinen Fleiß und Eifer, uns die wahre Beschaffenheit der Natur, und die vortreffliche Ordnung des Weltgebäudes entdeckt hast. Habe Dank! daß du keine Vorurteile geachtet, und uns

zuerst gelehrt hast, das Joch verjährter Irrtümer vom Halse zu werfen, welches die hohen Schulen so viele Jahrhunderte gedrückt hatte. Du hast uns 119 ein Muster einer wahren Freyheit im Philosophiren gewiesen! Du hast zu der Verbesserung der ganzen Weltweisheit, und zur gründlichen Erkenntnis der Natur, die erste Bahn gebrochen! Und was noch mehr ist, du hast durch deine Erfindung die Ehre des Urhebers aller Dinge gerettet, dessen Weisheit, bey der alten Verwirrung himmlischer Sphären, mehr als einmal, wiewol unbilliger weise, war gemeistert worden. Wie du endlich alle deine Vorgänger übertroffen hast, darunter unstreitig dem Thales, Hipparchus und Ptolomäus der größte Ruhm gebührte: so hast du auch alle deine Nachfolger zu deinen Schuldnern gemacht. Vielleicht würden wir keinen Keppler, keinen Hevel, keinen Huygen, keinen Neuton bekommen haben, wenn wir nicht dich vor ihnen gehabt hätten. Deine Vaterstadt, Thorn, dein Aufenthalt, Frauenburg, werden bey der spätesten Nachwelt, vornehmlich durch dich unvergeßlich seyn! Der erlauchte Cardinal Schönberg, und der hochwürdige und gelehrte Bischof von Culm, Tidemann Gisius, den du allezeit zum Freunde gehabt, werden auf die spätesten Zeiten, bey allen Liebhabern gründlicher Wissenschaften in Ehren seyn: bloß, weil sie dich befördert, dich geschützt, dich aufgemuntert, und dir zu deinem gelehrten Fleiße, Muße und Unterhalt verschafft haben.

---

# Lobrede auf die Erfindung der Buchdruckerkunst.

(1740.)

---

## Allerseits nach Stand und Würden hoch- und wertgeschätzte Anwesende.

Wenn jemals ein merkwürdiger Tag, einem patriotischen Deutschen edle Empfindungen und vergnügte Regungen erweckt; wenn irgend das Andenken vergangener Zeiten einem redlichen Liebhaber seines Vaterlandes lebhafte und nachdrückliche Worte in den Mund gelegt hat: so sollte gewiss der heutige Tag, und das Andenken dessen, was vor dreyhundert Jahren geschehen ist, bey uns allen das erste; und die Gedächtnisfeyer einer der alleredelsten Erfindungen, bey mir insonderheit, das andre bewerkstelligen. Denn welcher Trieb ist wol jemals bey wohlgesitteten Völkern stärker, welche Gemütsneigung heftiger gewesen; als die, dem Menschen gleichsam von Natur eingepflanzte Liebe des Vaterlandes? Ich darf hier die Wunder alter Zeiten gar nicht anführen, die bey so vielen morgen-

127

ländischen und mittäglichen Völkern aus dieser edlen Quelle entsprungen sind: ich darf nur unsrer eigenen Vorfahren einige Erwähnung tun. Was ist wunderwürdiger, als daß diese tapfern Helden, schon damals, ein noch rauhes und unangebautes Land geliebt; als es nur aus Gebirgen und Wäldern, aus Strömen und Morästen bestund? Was ist wunderwürdiger, als daß eben diese ehrliebenden Deutschen, aus gerechtem Eifer für die einheimische Ehre ihres Volkes, den Beherrschern der Welt allmählich den Zepter der Welt streitig gemacht; indem sie Gallien erobert, Hispanien und Afrika überwältigt, ganz Wälschland eingenommen, der Lombardey ihren Namen gegeben, Rom selbst, das sonst so schreckliche Rom, mehr als einmal erobert, und zum Steinhaufen gemacht; ja endlich sich selbst auf den römischen Kaiserthron geschwungen, dem, außer ihnen, fast alle Völker der Welt hatten dienen müssen? Dieses, und noch viel ein mehrers, könnte mir itzo zum Beweise dienen, daß auch in deutschen Adern die Liebe des Vaterlandes walle; daß sich auch in unsern Landesleuten, von Alters her, eine edle Ehrliebe geregt habe.

Wie aber? Rector Academiae Magnifice, allerseits hochgeschätzte Anwesende, sollte dieser so ruhmwürdige Trieb heutiges Tages gänzlich erloschen seyn? Sollte dasjenige rege Feuer, welches unsre Vorältern so standhaft in Gefahren, so tapfer in Beschützung ihrer Gränzen, so großmütig in Rächung des ihnen angetanen Unrechts, und mit einem Worte, so unüberwindlich gemacht, gar keine Funken in uns zurücke gelassen haben?

Zwar man sieht es, leider! und o daß man es

nur nicht täglich sehen müsste! man sieht es, sage ich, wie unter unsern Deutschen viele gesonnen sind. Gibt es nicht Leute, die sich aus Kleinmut und Niederträchtigkeit selbst beschimpfen; die durch eine blinde Bewunderung dessen, was fremde und ausländisch ist, ihre Nachbarn stolz, sich selbst aber bey ihnen verächtlich machen; die endlich gar keinen Sporn der Ehrliebe mehr bey sich fühlen, wenn sie gleich von den edelsten Unternehmungen, von glücklich vollführten Taten, und von den trefflichsten Erfindungen ihrer vormaligen und itzigen Landesleute etwas hören? Vergeben Sie mir, allerseits hochgeschätzte Anwesende, dass ich dieser unartigen Kinder unsers Vaterlandes hier mit wenigen Worten erwähnt habe. Ich hätte von rechtswegen das heutige Fest, welches gänzlich der Ehre Deutschlandes gewidmet ist, mit der Beschreibung solcher Unart nicht entweihen sollen: und ich hätte desto mehr Grund gehabt, dieses zu tun, da ich eine so ansehnliche Versammlung der vornehmsten, gelehrtesten und erfahrensten Männer vor mir sehe; deren bloße Gegenwart bey dieser Gedächtnisfeyer mir schon von ihren patriotisch-gesinnten Gemütern ein sattsames Zeugnis ablegt.

Wer hat auch wol unter allen heutigen Völkern mehr Ursache sein Vaterland zu lieben, und auf seine einheimische Ehre stolz zu seyn, als ein Deutscher? Hat nicht bisher das zum Herrschen erkohrne Germanien, fast allen europäischen Reichen Könige und Königinnen gegeben? Ist es nicht Deutschland, dessen Gelehrsamkeit heute zu Tage den ganzen Norden erleuchtet; und so gar rauhen Völkern Lehrer der Weisheit sendet, nützliche Künste und

129

Wissenschaften bey ihnen einzuführen? Ist es nicht Deutschland, dessen Sprache, an dreyen der größten nordischen Höfe, für eine der artigsten, reichsten und anmutigsten gehalten wird? Und wenn man ein wenig zurücke geht: war es nicht Deutschland, welches durch eine sehr wunderbare, ob wol traurige Erfindung, die Welt eine Kunst lehrte, durch ein feuriges Geschoss, das entsetzlichste, was die Natur hat, nachzuahmen; ich meyne, Blitz, Donner und Erdbeben hervorzubringen, deren Wirkungen alle menschliche Kräfte übersteigen? Doch, damit ich von einer so schrecklichen Erfindung auch auf heilsamere Dinge komme: war es nicht Deutschland, welches vor zweyhundert Jahren der im Finstern tappenden Welt in Glaubenssachen ein unverhofftes Licht anzündete? Ist es nicht Deutschland gewesen, welches durch den Coppernicus den wahren Weltbau ans Licht gebracht, durch Keplern die elliptischen 130 Laufkreise der Planeten entdeckt, durch Heveln die Anzahl der Fixsterne übermessen: durch Scheinern die Sonnenflecken, durch den Simon Marius die Trabanten Jupiters, durch Hugens Ferngläser die Trabanten Saturns, die astronomischen Uhren und die Planetenuhr entdeckt; durch Otto Guericken die Luftpumpe, durch Sturmen die sechste Seulenordnung, erfunden; durch Grotiussen und Puffendorfen das Recht der Natur aus dem Staube gezogen; durch den von Tschirnhausen die großen Brennspiegel verfertigt; durch Leibnitzen endlich die tiefsinnigsten Rechnungsarten ans Licht gebracht? In Wahrheit, allerseits hochgeschätzte Anwesende, wenn ich alle diese Erfindungen des deutschen Witzes erwäge: so kann ich mich kaum enthalten, mit jenem

Alten, der ewigen Vorsehung auch dafür zu danken, dass sie mich in einem deutschen Volke und Lande geboren werden lassen; dadurch auch ich gleichsam eines Teiles von diesem so hohem Ruhme der deutschen Nation teilhaftig geworden bin. Wenigstens wird kein andres heutiges Volk die Verwegenheit haben, dem sinnreichen, dem witzigen Germanien hier die Stirne zu bieten; wofern es sich nicht vor aller Welt zum Gelächter machen will. 131

Doch was bedarf es aller dieser Weitläuftigkeit? Eine einzige Erfindung ist genug, Deutschland die größte Ehre zu machen: wenn es gleich sonst weiter nichts aufzuweisen hätte. Sie wissen es schon, wovon ich rede, Rector Academiae Magnifice, allerseits hoch- und wertgeschätzte Anwesende! die Buchdruckerkunst, die edle Buchdruckerkunst ist es, was Deutschland so viel Ruhm gebracht, als kein andres Volk von seinen Erfindungen erlangt hat, oder jemals hoffen kann. Portugal rühme sich immerhin der von ihm erfundenen neuen Straße nach Ostindien! Spanien und Genua mögen auf die Entdeckung der neuen Welt stolz seyn, die doch eigentlich auch uns Deutschen zugehört. Frankreich trotze nur auf die Erfindung musikalischer Orgeln; Wälschland auf den Compass, und auf die torricellischen Wettergläser; Holland stolzire auf die Vergrößerungs- und Ferngläser; England aber auf die Erklärung des Lichts und die gregorianischen Ferngläser! Unser Deutschland braucht von allen seinen Vorzügen nur diesen einzigen zu nennen; und gleichwol kann es auch durch diesen einzigen, durch die so sinnreiche, so nutzbare Erfindung der Buchdruckerkunst, seines Sieges vollkommen gewiss seyn. Europa würde

vielleicht nicht sehr zu beklagen gewesen seyn, wenn
132 es gleich mit seinen eigenen Schätzen zufrieden geblieben
wäre; und von allen Seltenheiten beyder
Indien niemals etwas erfahren hätte. Sind nicht
mit den morgenländischen Gewürzen so viel neue
Reizungen zur Unmäßigkeit, so viel neue Arten
der Schwelgerey zu uns gebracht worden? Und
was ist mit dem peruanischen Golde anders, als
eine übermäßige Pracht und Verschwendung zu uns
geschifft? Viele neue Krankheiten und vorhin unbekannte
Todesarten sind dem einen, Geiz und
Übermut aber dem andern mit vollen Segeln gefolgt:
diese haben das, unter seinen eigenen Lastern
schon seufzende Europa, noch weit ärger angesteckt.
Dieses unschätzbare Geschenk des Himmels, die vortreffliche
Buchdruckerkunst hergegen, hat lauter Heil
und Segen unter die Sterblichen gebracht. Die
Gelehrsamkeit, der Staat und die Religion selbst,
haben durch ihre Hülfe eine ganz andere Gestalt
gewonnen. Kurz, der ganze Erdboden ist, so zu
reden, durch diese Erfindung in einen weit glückseligern
und erwünschtern Zustand versetzt worden.

Dieses ist es, Academiae Rector Magnifice, allerseits
hochgeschätzte Anwesende, was an dem heutigen
Tage, zum wohlverdienten Lobe der edlen Buchdruckerkunst,
von rechtswegen ausgeführt werden
133 sollte. So sehr ich dieses einsehe, so lebhaft ich
auch von der Bewunderung ihrer ersten Erfinder
gerührt bin; ja so gern ich von dem allen, vor
einer so zahlreichen und auserlesenen Versammlung,
auf eine anständige Art reden möchte: so sehr entfällt
mir der Mut, wenn ich teils auf die Wichtigkeit
der Sache, teils auf meine geringe Kräfte in

der Beredsamkeit sehe. Betrachte ich zumal die große Anzahl derjenigen, die solche belobte Kunst hier in Leipzig ausüben; sehe ich auf den hohen Grad der Vollkommenheit, den sie darin erreicht haben, und worin sie es nicht nur allen ihren Landesleuten zuvortun, sondern es auch mit allen Ausländern aufnehmen; erwäge ich endlich so viele vornehme und ansehnliche, wegen ihrer Einsicht und Wissenschaft in aller Welt gepriesene Männer, die mich hören: so sollte ja von rechtswegen die allerberedteste Zunge sich kaum unterstehen, sich heute, und zwar allhier, hören zu lassen. Doch man hat es teils von mir begehrt, daß ich reden sollte; teils dies mein Unternehmen durch gütigen Beyfall, und durch gute Anstalten unterstützt und erleichtert. Diese Gewogenheit macht mir nun wieder einigen Mut; und da ich also von neuem ein Herz fasse, so gestehe ich es gern: daß ich alles dasjenige, was ich erträgliches davon vorbringen werde, sowol dereignen Schönheit der vorhabenden Materie, als den vorteilhaften Umständen, darin ich mich befunden, werde zu danken haben. 134

Es ist schon ein altes Schicksal der Deutschen, daß ihnen von misgünstigen Nachbarn und andern neidischen Völkern in verschiedenen Wahrheiten und Künsten die Ehre der Erfindung streitig gemacht worden. Eben so ist es ihnen, auch im Absehen auf die Buchdruckerkunst, nicht ohne allen Widerspruch gelungen. Denn wenn wir gleich dasjenige als fabelhaft verwerfen, was Pomponius Lätus aus dem H. Cyprian anführt, daß nämlich Saturnus zuerst die Buchstaben nach Italien gebracht, und die Kunst zu drucken gelehrt habe; wenn wir gleich

Genebrards und Zwingers Meynung nicht für wahrscheinlich halten können, die den Themistanern und Kathajanern, gewissen unbekannten Völkern in Westindien, diese Erfindung zuschreiben wollen: so finden sich doch andre ernsthaftere Gegner, die teils mit dem Jovius, diese Ehre, am äußersten Ende der Erden, den berühmten Chinesern zueignen; teils mit dem Hadrian Junius, dieselbe unsern nächsten Nachbarn und Brüdern, den arbeitsamen Niederländern erkämpfen wollen. Die ersten behaupten, dass jenes, seines großen Altertums und seiner besondern Weisheit halber, berühmte Volk, die Kunst, Bücher zu drucken, vor vielen Jahrhunderten schon verstanden und gebraucht habe. Diese aber geben vor, Harlem habe den Oberdeutschen die Ehre der ersten Erfindung entzogen; indem Lorenz Küster daselbst zuerst Formen in Holz geschnitten und 135 Schulbücher damit gedruckt habe. Wie es nun in solchen Fällen zu gehen pflegt, wo die Ehre ganzer Völker gekränkt und verteidigt wird, so ist es auch hier gegangen. Der Streit ist auf beyden Seiten heftig und weitläuftig geworden; es sind viele Schriften und ganze Bücher von beyden Teilen zum Vorscheine gekommen; und man hat alle Waffen hervorgesucht, alle Mittel angewandt, ja so zu reden List und Macht gebraucht, den Sieg davon zu tragen.

Noch zur Zeit indessen hat Deutschland nichts verloren. Ist es ihm nämlich in andern solchen Streitigkeiten, wegen neuer Erfindungen, insgemein gelungen, nach dem Ausspruche unparteyischer Richter, den Sieg davon zu tragen: so ist es ihm auch in diesem Streite, wegen Erfindung der Buchdrucker-

kunst nicht schlechter ergangen. Wälschland, Spanien, Frankreich, England, und alle übrige Völker haben sich für uns erklärt. Trithemius, Peutinger, Conrad Celtes, Volaterranus, Laur. Valla, Aventinus, Melanchthon, Zwinger, Pol. Vergilius, Philelphus, Bodinus, Ramus, Sabinus, Frischlinus, Conr. Geßner, Hedio, und viele andre große Männer des ersten Jahrhunderts nach geschehener Erfindung, stimmen alle darin überein. Selbst die eifersüchtigen Niederlande haben erwähnte Stadt Maynz ganzer hundert Jahre lang, im ruhigen Besitze dieser Ehre gelassen. Kein einziger von ihren Geschichtschreibern, hat, in so langer Zeit, den Ruhm dieser Erfindung unter die Merkwürdigkeiten seines Vaterlandes, oder der Stadt Harlem gezählt. Hadrian Junius ist der allererste gewesen, der aus mündlichen, und also sehr unsichern Nachrichten, eines alten Bürgers in Harlem, es gewagt, diese wohlhergebrachte Ehre der Oberdeutschen in Zweifel zu ziehen. Gleichwol hat sich dieser gelehrte Niederländer nicht unterstanden, einen so kühnen und unwahrscheinlichen Satz, bey seinem Leben in die Welt zu schreiben, sondern seine vermeynte Entdeckung nur schriftlich in seinen Papieren hinterlassen. Boxhorn, Zeiler, Herrmann Hugo und Barläus, nebst wenigen andern von geringerm Ansehen, sind ihm zwar nachmals gefolgt: allein ihre Gründe sind auch von dem gelehrten münsterischen Dechanten Mallinkrot, und vielen andern gründlich widerlegt worden. Gleichwol aber hat man doch von niederländischer Seite sich nichts mehr zu behaupten unterstanden, als: daß Lorenz Küster zuerst Buchstaben in hölzerne Tafeln geschnitten, dieselben abgedruckt, und also die alte Kunst

der Chineser, hier in Europa, gleichsam zum andernmale erfunden habe.

Urteilen Sie nunmehr selbst, Magnif. Acad. Rect. Allers. Gnäd. und Hochges. Anwes. ob dieses derjenige Streit sey, den wir für die Ehre der Oberdeutschen führen? Gesetzt nämlich, Küster in Harlem hätte zuerst hölzerne Formen zu Schulbüchern in Tafeln geschnitten, und abgedruckt; gesetzt, dass die Chineser dieses, teils mit vertieften, teils mit erhöhten Buchstaben, schon viele Jahrhunderte vorher
137 getan hätten: ist denn dieses diejenige Buchdruckerkunst, davon wir reden, und von welcher wir heute zu Tage so viele Vorteile ziehen? Ist dieses die so wunderbare Erfindung, dadurch man mit einem geringen Vorrate metallener Buchstaben, viele hundert verschiedene Bücher drucken kann? da jene, zu einem einzigen nur mittelmäßigen Buche, ganze Kammern, große Säle, ja ganze Häuser voll ausgeschnitzter Tafeln nötig gehabt haben. Wir reden ja, wo ich nicht gänzlich irre, von derjenigen Kunst, die mit beweglichen gegossenen Alphabethen, und durch die mannigfaltige Versetzung metallener Buchstaben, ihr ganzes Werk verrichtet: zu deren Verfertigung aber ganz besondere stählerne Stempel, küpferne Matrizen, und eine über die maßen künstlich zusammengesetzte
138 messingene Gießforme haben erfunden werden müssen. Hat nun China, hat Harlem, oder sonst irgend eine Stadt in der Welt, auf alle diese Stücke einigen Anspruch: so mögen sie wider uns auftreten. Allein an alle solche Dinge hat weder das kluge China, noch Harlem; weder Lorenz Küster, noch sonst jemand, jemals gedacht. Man hat vielmehr nicht das geringste davon gewusst, bis man sie aus Maynz,

von ihren Erfindern allmählich mitgeteilt bekommen. Der einzige Johann Faust, und sein geschickter Eidam, Peter Schäfer, sind also für die wahren Erfinder dieser so wundervollen Kunst zu halten. Selbst Guttenberg, ein Straßburger von Geburt, kann sich dabey nichts mehr rühmen, als dass er die Kunst, Schriften in Tafeln zu schneiden und ab- 139 zudrucken, entweder selbst erfunden, oder wie die Niederländer behaupten, in Harlem von Küstern gelernt, und nach Maynz gebracht habe. Hat er gleich nachmals, in Gesellschaft mit Fausten und dessen Tochtermanne, eine Zeitlang, bey dem Drucke der ersten Bücher, hülfliche Hand geleistet: so ist er doch in dieser neuen Art mit beweglichen gegossenen Buchstaben zu drucken, mehr ein Gehülfe und Lehrling, als ein Erfinder oder Meister derselben gewesen. Gleichwol mögen wir ihm die Ehre nicht streitig machen, dass er nachmals diese Kunst auch in Straßburg mit dem Mentelin, und endlich in Harlem allein, zu allererst mit gutem Erfolge ausgeübt habe.

Jedoch, was braucht es dieses ganzen Streites, Magnif. Acad. Rect. gnäd. und hochgesch. Anwes.? Was sollen Straßburg und Maynz, Maynz und Harlem, Ober- und Niederdeutschland einander über einer Sache anfeinden, und verfolgen; die doch ihnen und uns allen zu gleicher Ehre gereicht? Sind denn itzt erwähnte berühmte Städte nicht Schwestern? Sind sie nicht, alle drey, Töchter einer gesegneten Mutter, des mächtigen Germaniens gewesen? Und wollte Gott! du wärst es noch, du nunmehr von uns getrenntes Straßburg, das du vormals eine Vormauer des deutschen Reiches, wider seinen west-

lichen Erbfeind warst; itzo aber, leider! eine feste Brustwehr fremder Gränzen bist: so würden wir heute deiner mit mehrerm Vergnügen gedenken!
140 Weg also mit aller Uneinigkeit! Es habe Harlem, durch den Witz seines nachdenkenden Küsters, die stolzen Chineser zuerst gedemütigt! Straßburg habe durch seinen Sohn Guttenberg, obwol in Maynz, diese Kunst auf bessere Art, und in glücklichern Proben ausgeübt, auch andre zu etwas mehrerm veranlasset! Faust und Schäfer haben doch das allerwichtigste bey dieser Kunst erfunden! Ihnen, Ihnen allein haben wir unstreitig alles das zu danken, was sie bisher so brauchbar, so bequem, so nützlich, so allgemein gemacht hat. Ihr Andenken wird also gewiss unsterblich seyn! So lange man noch Bücher schreiben, Bücher drucken, Bücher sammlen, Bücher lesen, und im Werte halten wird; so lange werden auch Fausts und Schäfers Namen im Segen bleiben. Glückseliges Paar! dessen Andenken seiner Unsterblichkeit desto gewisser ist, jemehr es zu der Unsterblichkeit alles dessen, was groß und ehrwürdig ist, beygetragen hat.

In dem ganzen Altertume findet man nichts, was mit dieser so sinnreichen Erfindung einigermaßen zu vergleichen wäre; als die Erfindung der Buchstaben, der erstaunenswürdigen Kunst, seine unsichtbare Gedanken gleichsam abzumalen, und den Schall unzählbarer Wörter durch wenige Figuren und Züge sichtbar zu machen. Das weise Aegypten hatte sich lange vorher rätselhafter Bilder bedient, die Erkenntnis Gottes und die Pflichten der Menschen dem Volke beyzubringen. Wir bewundern noch heute zu Tage, die seltsamen Zeichnungen von Vögeln

und Tieren, Krokodilen und Schlangen, Bäumen 141
und Pflanzen, und tausend andern seltsamen Gestalten, die wir auf den Überbleibseln ihrer Spitzsäulen, Grabmäler und anderer Marmorsteine antreffen. So dauerhaft aber auch diese uralte Art, seine Meynung zu erklären, gewesen: so dunkel und unverständlich war sie auch, wenn nicht ein viel weitläuftigerer mündlicher Unterricht dazu kam. Wer kann es leugnen, dass die ungeheuren Sphinxe, die zum Teil noch dauren, auch den scharfsinnigsten Köpfen, weit mehr, als das fabelhafte thebanische Ungeheuer dem Oedipus, zu erraten aufgegeben? Allerdings war es also dem menschlichen Geschlechte eine unaussprechliche Wohltat, als ein scharfsinniger Kopf, alle verschiedene Töne unsres Mundes, in sehr wenige einfache Buchstaben zergliederte, und die Welt ein Alphabeth lehrte, welches auch Kinder fassen konnten; dadurch also auch die Einfältigsten geschickt wurden, den dunkeln Bilderkram ihrer abgöttischen Priester zu entbehren. Allein die Unachtsamkeit des Altertums hat uns den Namen dieses großen Erfinders und Wohltäters verschwiegen. Wir wissen nicht einmal, ob Aegypten oder Phönizien denselben erzeugt hat. Denn weder Kadmus noch Cekrops, weder Linus, noch Palamedes, weder Saturnus, noch die Mutter Evanders, können sich diese so merk- 142
würdige Ehre mit Recht zueignen. So gewiss ist es, dass diejenige Kunst, die allen so vorteilhaft gewesen, dennoch den Ruhm ihres Erfinders nicht auf die Nachwelt hat bringen können.

Halten wir aber, als unparteyische Richter, diese erste Erfindung mit der Erfindung der Buchdruckerey zusammen: so werden sich, von Seiten dieser letztern,

unzähliche Vorzüge zeigen. Ich rede hier nicht von dem Nutzen allein; als der bey der Buchdruckerkunst unstreitig viel grösser ist, als bey der Schreibekunst. Es ist bey Erfindungen, nicht allemal darauf zu sehen, was das nützlichste ist; sondern wozu der meiste Witz und Verstand gehöret? welches die größte Mühe, die größte Geduld, den größten Fleiß und Eifer gekostet hat, ehe es hat herausgebracht werden können? Wäre nämlich das erste, so würde gewiss der Ackerbau die allervortrefflichste Erfindung seyn; als der zur Erhaltung unsers Lebens unstreitig das meiste beyträgt. Nun erwäge man aber die Gaben beyder Erfinder, so viel man dieselben aus der Sache selbst erraten kann. Mich dünkt, ich sehe den Urheber der ersten Schrift vor meinen Augen. Er geht in tiefen Gedanken; er sinnt auf sichtbare Zeichen seiner Rede; er will den Augen dasjenige empfindlich machen, was 113 nur für die Ohren gemacht zu seyn scheint. Anfangs will er jedem Worte einen eigenen Zug geben, wie die Chineser noch diese Stunde tun. Er hebt also an, und malt mit seinem Stabe eine gute Anzahl derselben in den Sand: er gibt jeder Figur eine Bedeutung, und bemüht sich selbige zu behalten. Allein ihre Anzahl wird zu groß; die ungeheure Menge überhäuft ihn: er wird irre, und löscht voller Ungeduld alle Figuren wieder aus. Viele Tage und Monate verstreichen, ehe unser Erfinder seinen Verdruss über das mislungene Unternehmen vergessen kann. Endlich aber gerät er auf einen neuen Einfall. Er fängt an, die vielfachen Töne in ihre Teile zu zerlegen. Er betrachtet jedes Wort, indem er es ausspricht. Er gibt auf alle Öffnungen des Mundes, auf alle Bewegungen der Lippen, auf alle Beugungen

der Zunge Acht. So oft er eine neue antrifft, malt er sich einen Zug in den Sand: und siehe da! die Anzahl derselben ist so unendlich nicht, als die vorige war! Eben derselbe einfache Laut kommt in vielen Wörtern wieder vor; und er kann also mit sehr wenigen, oft wiederholten und versetzten Zügen, sehr viel unterschiedene Wörter abmalen. Er fährt mit dieser Arbeit fort; findet aber, zu seinem unbeschreib- 114 lichen Vergnügen, daſs immer dieselben Figuren zulangen. Und so war seine sinnreiche Erfindung völlig zu Stande gebracht!

Mit viel gröſserer Mühe hingegen hast du, vortrefflicher Faust, dein sinnreiches Werk angegriffen. Ich sehe dich anfänglich, mit dem fleiſsigen Guttenberg, alle Buchstaben in hölzerne Tafeln schneiden. Wie viele Wochen, Monden und Jahre gehören nicht dazu, ehe du nur ein mittelmäſsiges Buch zu Stande bringst! Doch diese Arbeit ist, im Absehen auf alle andere Bücher, umsonst. Willst du eine andere Schrift drucken, so geht die vorige Mühe von neuem an. Der Vorteil, den der Verkauf des ersten Buches dir gebracht hatte, war so mäſsig, daſs du bey dem andern alles wieder verwenden und verzehren muſstest. Wie mühselig bringst du indessen deine Zeit zu? und wie viel Hoffnung hast du, in deinem ganzen Leben etwa zehn bis zwölf Bücher auszufertigen? Unzählige andre Künstler wären, bey so vieler Mühe, bey so geringem Vorteile, bey so schlechter Hoffnung, bald ungeduldig geworden. Du aber, unermüdeter Faust, wirst es nicht. Du sinnest auf Mittel, deine Arbeit kürzer, und deinen Vorteil gröſser zu machen. 115 Du zerschneidest anfänglich deine Tafeln in einzelne Zeilen, und diese in einzelne Wörter. Du versetzest

sie verschiedentlich, um einen neuen Verstand, eine neue Rede herauszubringen. Der Vorteil scheint gut zu seyn; aber er langet noch nicht zu. Wie groß würde der Vorrat der Wörter nicht seyn müssen? Wie würde man sie ohne Vermischung wieder aufheben und wieder finden? Du gehst also weiter, und teilst alle Sylben, ja endlich alle Buchstaben ab; du durchbohrst sie, und befestigest ganze Zeilen derselben, mit durchgesteckten eisernen Fäden. Beschwerliche Arbeit! Wie oft zerbricht dir ein Buchstab unter den Händen! Wie oft zerfällt dir eine ganze gesetzte Zeile! Darauf verfällt dein sinnreicher Kopf auf metallene Buchstaben. Du schnitzest sie erstlich aus Bley; du feilest sie aus Zinn zurechte. Allein wie ungleich geraten sie! Endlich verfällt dein scharfsinniger Gehülfe, Schäfer, auf stählerne Stempel und Matrizen, und erfindet das vortreffliche Werkzeug; dadurch man noch heute zu Tage, in wenigen Stunden, durch einen oft wiederholten Guss, viele tausend einander vollkommen ähnliche Buchstaben verfertigen kann. Und so ist die Kunst völlig erfunden; so ist dein sinnreicher Fleiß, deine zehnjährige Geduld, dein großer Aufwand völlig belohnet worden.

Wo werde ich aber Worte genug hernehmen, Rect. Acad. Magnif. allers. hochgesch. Anwes. den vortrefflichen Wert, und ungemeinen Nutzen der Buchdruckerkunst recht darzutun? So vielfältig der Nutzen eines warmen Frühlingsregens ist, der Felder und Saaten erquicket, Anger und Augen befeuchtet, die brennende Hitze der Luft abkühlet, ungesunde Dünste niederschlägt, wilde und zahme Tiere erfrischet, und den Menschen selbst mit der süßen

Hoffnung einer fruchtbaren Ärnte labet: eben so mannigfaltig ist auch unstreitig der Nutzen dieser neu- 146 erfundenen Kunst gewesen. Welcher Stand, welches Geschlecht, welches Alter, welches Land, welche Stadt hat nicht unbeschreibliche Vorteile davon erhalten? Der Tag würde eher ein Ende nehmen, als ich dieses alles auch nur erzählen könnte. Andre Redner mögen also auf die Erweiterung ihres, an sich magern, Stoffes sinnen: ich muſs mehr auf eine Verkürzung, als auf eine Erweiterung meiner Materie bedacht seyn. Die Buchdruckerkunst hat der Gelehrsamkeit sehr merkwürdige Vorteile gebracht; das soll der erste Grund des Satzes seyn, den ich behaupten will.

Ich rede vor einer gelehrten Versammlung; ich rede vor Männern, die ihrer Wissenschaft wegen, in ganz Europa berühmt sind, und deren Einsicht dem Namen dieser Stadt, überall, wo man die Gelehrsamkeit kennet, seinen alten Glanz erhält, ja noch täglich vermehret. Ich rede vor edlen Jünglingen, welche die Lehrbegier in diese Mauren getrieben; und die folglich den Wert der Wissenschaften allbereits eingesehen hatten, ehe sie noch die reinen Quellen derselben, in dem gründlichen Vortrage so vieler beredten Lehrer gekostet hatten. Was darf ich denn mit weitläuftigen Worten eine Sache loben, an deren Werte, wenigstens unter meinen Zuhören, niemand zweifelt? Und was bedarf die Gelehrsamkeit meines Ruhmes, da sie sich selbst die beste Lobrednerin ist; da sie so viele Zeugen, ihres unaussprechlichen Einflusses in die Glückseligkeit der Welt, aufzuweisen hat, als Bürger wohleingerichteter Staaten zu finden sind? War sie es nicht, die zuerst wilde Völker aus ihrer viehischen Lebensart riſs, und sie begreifen lehrte,

daß sie Menschen wären? War sie es nicht, die zuerst Häuser und Städte bauete, den Ackerbau und die Künste erfand, und dadurch das menschliche Leben 147 viel bequemer und anmutiger machte? War sie es nicht, die den Städten Gesetze gab, die Erkenntnis Gottes und seines Willens vortrug, ja Gerechtigkeit und Tugend ausüben lehrte? Ja, ja! Ohne sie würde die uralte Lehrerinn wilder Völker, die göttliche Dichtkunst, niemals entstanden seyn; welche zuerst, nach der Redensart der Alten, Bestien in Menschen verwandelt hat. Ohne sie würde das Licht der Zeiten, die Geschichtkunde, nicht entsprossen seyn, welche die Welt durch die Beyspiele vergangener Tage unterweiset. Ohne sie würde das heilsamste Geschenk des Himmels, die Weltweisheit, den Verstand der Menschen nicht aufgeklärt, das Daseyn eines unendlichen Wesens nicht gelehrt, und die Pflichten vernünftiger Geschöpfe und guter Bürger niemals gewiesen haben. Kurz, ohne sie würden wir die Handhabung der Gerechtigkeit, die heilsame Arzneykunst, die durchdringende Beredsamkeit, die Sprachkunst, die Kritik, die Tonkunst, die Malerey, die Bildhauerkunst und alles, was Staaten blühend, und Völker glücklich macht, nimmermehr in der Welt gesehen haben. Was nun dergestalt diesen so weitläuftigen Umfang aller Künste und Wissenschaften merklich befördert, erhält, ausbreitet und verbessert, das verdient ja zweifelsfrey eine reine Hochachtung; wenigstens bey allen, die gleich ihnen, hochgeschätzte Anwesende, um die Ehre des menschlichen Geschlechts, und um das Heil der Welt, bekümmert sind.

Hier bricht nun die Ehre unsrer vortrefflichen Buchdruckerkunst, gleichsam mit vollem Schimmer,

hervor. Die Welt hatte schon mehr als fünf tausend Jahre gestanden; und es hatte fast zu allen Zeiten, fast in allen Ländern große Geister gegeben, die sich um die Aufnahme der Wissenschaften ernstlich bekümmert hatten. Nicht nur Aegypten und Phönizien, nicht nur Griechenland und Italien, hatten ihre weisen Männer und Gelehrten gehabt: selbst der ferne Orient hatte seinen Zoroaster, seine Brachmanen und Gymnosophisten hervorgebracht. Auch das nordliche Scythien hatte seinen Abaris, seinen Zamolxis, und Toxaris aufzuweisen gehabt. Auch die westlichen Kelten hatten ihre Druiden und Barden, als Lehrer der Weisheit und Tugend verehrt. Man hatte geforscht, versucht, gelehrt, geschrieben, erklärt, verbessert, gestritten, verteidigt und widerlegt. Man war scharfsinnig im Beobachten, genau und aufmerksam im Erfahren, begierig im Anhören, geduldig im Reisen, unermüdet im Sammlen, und eifrig im Fortpflanzen gewesen. Allein was hatte dieses alles gefruchtet? Wie weit war doch die Wissenschaft dadurch gebracht? Wie viele Weltteile, doch ich fordre zu viel; wie viele Städte hat man damit erfüllet, wie viele Länder durchdrungen und glücklich gemacht? 148

Sie wissen es besser, allerf. hochgesch. Anwesende, als ich es ihnen sagen kann. Die gelehrte Geschichte vormaliger Zeiten belehrt uns sattsam davon. Was sind aber diese anders, als ein langes Verzeichnis der alten Unvollkommenheit, in allen Teilen der Gelehrsamkeit? Die gröbste Unwissenheit beherrschte ja noch die Gemüter fast aller Sterblichen. Und wie hätte auch eine so geringe Anzahl gelehrter Männer, als vormals in der Welt zu finden war, zulangen wollen, das Licht der Vernunft und der

Wissenschaften bey allen Nationen aufzustecken? Sagt es selbst, ihr Sterne erster Größe, ihr griechischen und römischen Weisen! die ihr das Altertum in unsern Augen, bloß durch euren Glanz, so ehrwürdig macht; saget uns selbst, wie weit sich die Früchte eurer so gepriesenen Weisheit ausgebreitet? Müßt ihr nicht selbst gestehen: eure Einsicht und Tugend
149 habe mehr gedient, die Barbaren eurer übrigen Mitbürger desto besser zu erkennen; als dem Erdboden viele vernünftige und tugendhafte Einwohner zu verschaffen?

Kaum aber hatte die mühsame Buchdruckerkunst die Hand ans Werk gelegt, als schon alles ein andres Ansehen gewann. Die vormals so kostbaren, so seltenen Bücher, der alten Weltweisen, Geschichtschreiber, Redner und Dichter, Rechtsgelehrten und Ärzte, wurden nunmehr auf erstaunende Weise vervielfältigt; und auch dürftigen Liebhabern der Gelehrsamkeit um sehr wohlfeilen Preis überlassen. Um eben das Geld, damit man sonst kaum zwey oder drey gute Bücher hatte kaufen können, konnte man nunmehr ganze Büchersäle füllen. Was vorhin nur die Großen der Welt, und die Begüterten im Volke hatten tun können, das war nunmehr auch dem niedrigsten Pöbel nicht versaget. Ein jeder bekam das Recht, nach Künsten und Wissenschaften zu streben; ja was das meiste ist, auch so gar die Mittel dazu. Nun mehrte sich auch die Zahl hoher und niedriger Schulen. Es fanden sich Gönner der Gelehrsamkeit, die auf milde Stiftungen, Besoldungen, und Gnadengelder, für Lehrer und Lernende bedacht waren. Und allmählich war keine Stadt, ja kein Flecken so klein; der nicht einen Pflanzgarten der Gelehrsamkeit bey

sich anlegte. Kurz, ganz Europa ward mit Künsten und Wissenschaften erfüllt: und in den letzten drey-hundert Jahren ist gewiss in allen Teilen der Ge- 150 lehrsamkeit, mehr geleistet worden; als vorhin in drey, vier ja fünftausend Jahren geschehen war. Wie viel Irrtümer sind nicht seit der Zeit aus der gelehrten Welt verbannt, wie viele Fabeln verworfen, wie viele Lücken ergänzt, wie viele alte Wahrheiten von neuem bestätigt; wie viel neue entdeckt worden! Und das alles, hat man dir allein zu danken, o du edle, du nie genung zu preisende Buchdruckerkunst! Du erhältst uns die Schätze der alten Gelehrsamkeit; du breitest die Zusätze neuerer Zeiten aus; du teilst uns die Erfindungen der Ausländer mit; du machst auch den entlegensten Völkern die Bemühungen unsrer Landesleute kund; du wirst endlich uns, unsre Schriften, unsre Namen, unsre Bemühungen, vor dem Untergange bewahren, und bis auf die spätesten Zeiten der Welt fortpflanzen.

Ich weiß wol, was man hier einwenden kann, Rect. Acad. Magnif. allers. hochgesch. Anwesende. Man wird zweifeln, ob nicht die vergrößerte Menge der Bücher mehr zur Abnahme, als zum Wachstume der Gelehrsamkeit gedient habe? Man wird dafür halten, es hätte gründlicher gelehrte Leute gegeben, als man noch weniger Bücher gehabt: hergegen gäbe es heute zu Tage eine Menge von Halbgelehrten, die mit der bloßen Kenntnis der Büchertitel, oder der Auszüge in den Monatschriften, zufrieden wären; und anstatt den Kern der Wissenschaften selbst zu kosten, sich an den bloßen Hülsen 151 begnügeten. Man wird hinzusetzen, es würden itzo so viele schlechte Bücher gedruckt, dass man den ächten

Weizen vor der Menge des Unkrautes kaum mehr zu finden vermöchte. Der Einwurf hat freilich einigen Schein, hochgeschätzte Anwesende. Es ist wahr, so viele Schein- und Halbgelehrte, hat es vorzeiten nicht geben können, da noch die Anzahl der Bücher so groß nicht war. Wie aber? gab es denn gar keine? Erzählt uns Xenophon nicht das Gespräch des Sokrates mit einem reichen Jünglinge, der nur viel Bücher zusammen kaufte, ob er sie gleich nicht verstund, oder zu verstehen begehrte? Lucian und andere, haben uns auch wider solche Leute einige kleine Schriften hinterlassen: und folglich hat es daran zu keiner Zeit gefehlt. Gesetzt aber, ihre Menge wäre heute zu Tage größer: so ist auch dagegen die Anzahl wahrer Gelehrten überaus gewachsen. Ja selbst diese Halbgelehrten, die nur Bücher kaufen, ohne sie zu lesen, befördern den Druck und Abgang solcher Bücher, die der wahren Gelehrsamkeit zu rechten Kleinoden dienen.

Wer einen großen Garten anlegt, der unterläßt ja nicht, viele Bäume zu pflanzen, ob er gleich weiß, daß nicht alle Äste und Knospen derselben fruchtbar seyn; sondern mehrenteils nur unnütze Blätter und taube Blüten tragen werden. Er ist vielmehr versichert, daß viele Bäume doch mehr Früchte bringen können, als wenige; und daß auch Blätter und Blüten zur Anmut und Zierde eines Garten etwas beytragen. 152 So leicht es aber auch Kindern fällt, das unreife und wurmstichige Obst von dem zeitigen und gesunden abzusondern: so leicht fällt es auch mittelmäßigen Kennern ins Auge, was gute, was unnütze Schriften sind. Wer will aber, aus der Menge schlechter Bücher, der unschuldigen Buchdruckerkunst

einen Vorwurf machen? Sie tut das ihre, und befördert auf guten Glauben der Herausgeber und Verleger, was ihr anvertraut wird. Was kann sie dafür, daſs irgend an einem Orte, oder zu mancher Zeit, ein verderbter Geschmack herrschet; oder daſs Unverständige ihre Unkosten auf nichtswürdige, schädliche, und abgeschmackte Papiere wenden? So lange man es nun der fruchtbaren Erde nicht verarget, daſs sie auch giftigen Nattern, garstigen Kröten, und schädlichen Raupen, ihre Nahrung hervorbringt: so lange wird auch der unbeschreibliche Nutzen der Buchdruckerkunst wol fest stehen, als welche den freyen Künsten und Wissenschaften, der gesunden Vernunft und Tugend, täglich so viel ersprießliche Dienste leistet.

Doch, die Zahl der Gelehrten ist allemal die kleinste in einem Lande: und die Wissenschaften sind niemals das Werk des großen Haufens in einem Staate gewesen. Erstreckt sich nun der Nutzen der Buchdruckerkunst nicht weiter, als auf diese handvoll Menschen, die sich der Gelehrsamkeit widmen: so wird es damit so viel eben nicht zu bedeuten haben. Diesem Einwurfe zu begegnen, gehe ich weiter, Magnifice Academiae Rector, allerseits hochgeschätzte Anwesende. Auch die größern menschlichen Gesellschaften, die wir Staaten und Republiken nennen, haben der Buchdruckerkunst unzählige Vorteile zu danken: und dieß wird mein zweyter Beweis seyn. 153

Der Schöpfer der Welt hat es nicht gewollt, daſs der Mensch seine Wohlfahrt und Glückseligkeit in einer Einöde sollte erhalten können: er hat ihn vielmehr bestimmt, ein geselliges Leben zu führen. Daher sind denn anfangs Familien, hernach Dörfer und

Städte, sodann Königreiche und Kaisertümer entstanden. Alle diese Gesellschaften haben nichts anders zum Zwecke, als die gemeinschaftliche Glückseligkeit aller ihrer Glieder. Dieses war die heilsame Absicht aller Gesetzgeber, aller weisen Regenten, aller Beschützer der Unterdrückten, aller Retter der Freyheit; die nicht etwa die Schmeicheley, sondern ein dankbares Volk, oft auch die gerechte Nachwelt erst, für Väter ihres Vaterlandes erklärt hat. Die innerliche Ruhe, und die äußerliche Sicherheit; die Handhabung der Gerechtigkeit, und der Ueberfluss an Lebensmitteln und Bequemlichkeiten: das sind die vornehmsten Stücke dieses so großen Baues der gemeinen Wohlfahrt. Was nun zu einem so edlen Ziele führt, und was die herrlichsten Mittel darbeut, weise Regenten, kluge Räte, gerechte Richter, verständige Beamte, ruhige und wohlgesittete Bürger, gehorsame und getreue Untertanen zu machen; das verdient ja ohne Zweifel eine große Aufmerksamkeit, das ist vor andern wert, in besondern Ehren gehalten zu werden.

Dass nun die Buchdruckerkunst dasjenige sey, was einem gemeinen Wesen solche unschätzbare Vorteile verschafft, das wird sich nicht besser wahrnehmen lassen; als wenn wir ein wenig die Beschaffenheit der Staaten betrachten, die vormals in der Welt 154 aufs allerbeste geblühet haben. Wir übergehen also Asien und Ägypten, Karthago und Hispanien, die Scythen und die Gallier. Hier ist gewiss die gemeine Wohlfahrt nicht allemal, oder wol gar nicht befördert worden. Bald haben diese Völker unter tyrannischen Häuptern geseufzet, bald in einer wilden Freyheit, bald in einer wüsten Barbarey gelebt;

allemal aber an tausend Dingen, die zu einem glückseligen Leben gehören, einen großen Mangel gehabt. Wir wollen nur Athen und Rom, nur unser eignes Vaterland in neuern Zeiten ansehen, und da in etwas erwägen, wie schlecht die gemeine Glückseligkeit des Staats darinnen befördert worden.

Tretet hier selber auf, ihr Kenner und Liebhaber der Geschichte, und schildert uns den alten Zustand der griechischen Republiken, und der Stadt Athen insonderheit, ab. Beschreibet uns die so unruhige Freyheit, darauf sich das atheniensische Volk zwar so viel einbildete; dadurch es aber gegen sich selber oft zum Tyrannen ward, und überhaupt allezeit in einer stolzen und kümmerlichen Armut lebte. Wie viele Unterdrückungen des Pöbels, wie viele Verweisungen der Edlen, wie viele Verurteilungen und Hinrichtungen der tapfersten und weisesten Männer, wie viele langwierige Feldzüge, bürgerliche Kriege, innerliche Unruhen und Empörungen liest man nicht, auch von den glückseligsten Zeiten dieser Republiken, aufgezeichnet? Wie oft sind nicht weise Regenten, kluge Gesetzgeber, und rechtschaffene Patrioten, durch die Wut eines rasenden Pöbels, in ihren heilsamsten Absichten gehindert? wie oft sind sie nicht am Ende der herrlichsten Taten, wol gar mit Undank, Verbannungen und tötlichen Giftbechern belohnt worden?

Sehen wir auf Rom ins besondre, so ist ja fast seine ganze Geschichte eine Kette von lauter unseligen Begebenheiten. Unter den Königen waren anfangs fast lauter Kriegesunruhen und Gefahren; hernach aber lauter Unterdrückungen und Tyranneyen zu sehen. Unter den Bürgermeistern herrschten die

ewigen Uneinigkeiten des Volkes und Rates, daraus lauter Parteylichkeiten, Erbitterungen, Spaltungen, Meutereyen, Mordtaten und Vergiftungen entsprangen. Oft überschritten die Obrigkeiten die Schranken der ihnen verliehenen Gewalt; oft weigerten sich die Bürger zu gehorsamen. Die vorteilhaftesten Anschläge wurden oft, durch die Herrschsucht einiger Aufwiegler, hintertrieben: und das so schreckliche Rom sah mehr als einmal seinen gänzlichen Untergang vor Augen. Von den Zeiten der Kaiser will ich nicht einmal etwas gedenken. Ein jeder weiß, was für Blutvergießen die Einführung dieser Regierungsforme gekostet, was für Ungeheuer nachmals den Kaiserthron bestiegen, und in wie schlechten Umständen sich diese Beherrscherin der Welt oft in ihren eigenen Mauren befunden hat; wenn sie gleich auswärts das achte und größte Wunder der Welt zu seyn geschienen.

Kommen wir endlich auf unser eigenes Vaterland: Hilf ewiger Gott! was für unselige Zeiten hat nicht dasselbe, seit den Tagen Kaisers Karls des Großen erlebt! Ganze Tage würden nicht zulangen, nur ein unvollständiges Register aller Trübsalen zu machen, die unsre Vorfahren fast zu allen Zeiten gedrückt haben! Hier überziehen unruhige Völker einander mit blutigen Kriegen; da unterdrücken wütende Sieger die Freyheit ganzer Völker; dort bringen unbändige Untertanen ihre eigene Regenten um Thron und Leben. Auch die Religion muss oft ein Werkzeug der Grausamkeit abgeben; und die Andacht selbst macht sich kein Gewissen, bald Untertanen zu 156 Opfern ihres Eifers zu machen, bald den Beherrschern der Welt das Eisen in die Brust zu stoßen. Schreck

licher Anblick! Ich erstaune, wenn ich bedenke, wie oft Krone und Zepter, die Zeichen der obersten Hoheit, mit dem Blute der Fürsten bespritzet worden. Wie oft hat man nicht den größesten Prinzen heimliche Giftbecher beygebracht! Und wie wenig haben sich die Götter dieser Erden vor solchen Grausamkeiten in Sicherheit setzen können; wenn sie gleich, den Tod ihrer Vorfahren zu rächen, hundert Hälse halsstarriger Untertanen abschlagen lassen, ja ganze Geschlechter durch die grausamsten Todesstrafen ausgerottet haben. Die Haut schauret mir, mehr solche Schreckbilder anzuführen: allein aus dem, was ich beygebracht habe, können wir uns leicht den völligen Gräuel solcher Mord- und Trauerbühnen vorstellen.

Haben sich nun die Zeiten, in unserm Deutschlande, seit etlichen Jahrhunderten, um ein vieles geändert, Rect. Acad. Magnif. hochgeborne Reichsgrafen, hochgeschätzte Anwesende; hat man schon längstens nichts, oder doch sehr wenig, von vergossenem Fürstenblute, von vergifteten Landesherren, von aufrührischen Völkern, von Bürger und Bauernkriegen gehöret, die vormals ganze Länder mit Not und Jammer erfüllt, Brüder wider Brüder, und Söhne wider ihre Väter gewaffnet, ja oft auch die Rechte der allerheiligsten Majestät nicht verschont: so haben wir es gewiss niemandem anders, als der mehr und mehr verbannten alten Barbarey zu danken. Die Erkenntnis der natürlichen und geoffenbarten Wahrheiten ist mehr und mehr gewachsen. Künste und Wissenschaften sind bis unter die Niedrigsten im Volke ausgebreitet worden. Auch der unterste Pöbel hat angefangen vernünftiger zu denken, und menschlicher zu leben. Und so sind die wilden Gemüter 157

allmählich gezähmet, die rauhen Sitten gemildert, Mord und Aufruhr gebändigt, die grausame Herrschsucht in ihrer Wurzel erstickt, und der Ungehorsam der Untertanen so zu reden mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden. Haben wir nun alle diese erwünschten Veränderungen in Deutschland, ja fast in ganz Europa, der Buchdruckerkunst, als dem vornehmsten Werkzeuge des ausgebreiteten bessern Erkenntnisses, zu danken, wie vorhin dargetan worden: so ist ja kein Zweifel, dass nicht der größeste Teil der heutigen Ruhe, und Glückseligkeit so vieler Staaten, hauptsächlich der sich mehr und mehr ausbreitenden Buchdruckerkunst zuzuschreiben sey. Nutzerfüllte Kunst, die du so viel zur Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes beyträgst! was kann man wol größers und vorteilhafters, zu deinem unvergesslichen Ruhme, anführen und beybringen?

Niemand sage hier: dass gleichwol die Kriege unter den Menschen noch nicht aufgehört; dass die Unterdrückungen der Bürger, noch hier und da im Schwange giengen; dass Armut und Unschuld noch oft unter dem Joche der Reichen und Fürsten seufzen müssten; und dass die Empörungen der Untertanen noch hin und wieder ihre Häupter beunruhigten! Denn wer läugnet solches? Man räumt es ja gern ein. Freylich ist von allen diesen alten Krankheiten der Staaten noch hier und da etwas anzutreffen. Allein stößt denn dieses meinen Satz um? Wie will man es fordern, dass eine so wichtige Veränderung die Welt auf einmal hätte beseligen sollen? Haben denn Künste und Wissenschaften, haben alle Arten des nützlichen Erkenntnisses schon zu allen Völkern, und zu gleicher Zeit durchdringen können? Keines-

weges! Dieses ist leider! die bedaurenswürdige Un- art des menschlichen Geschlechtes, daſs das Böse sehr 158 schnell, das Gute aber sehr langsam überhand nimmt. Wie eine starke Steineiche auf den Bergen, sehr viele Jahrhunderte zu ihrem Wachstume nötig gehabt hat, ehe sie zu solcher Gröſze gelangen können, da sie vor allen Stürmen sicher ist, und beynahe nichts, als den Untergang der Welt zu fürchten scheint: so gehörten auch etliche Jahrhunderte dazu, ehe der edle Same der Erkenntnis und Tugend recht hat aus- gestreut werden, aufgehen, wachsen, und zu einiger Reife gelangen können. Daselbst nun, wo man dieses, wie in den protestantischen Landen, ungehindert hat geschehen lassen; da hat man auch die erwünschten Wirkungen davon sehr reichlich erfahren. Was Wunder aber, daſs man dieselben anderswo entweder gar nicht, oder doch weit sparsamer gemerkt hat, wo man ihren Fortgang, aus allerley Vorwande, mit Fleiſz ge- hemmt hat? Es gibt leider! Zeiten und Länder, wo man die Dummheit und Unwissenheit für die sichersten Pfeiler der Republik und Religion ansieht. Eine falsche Staatskunst hat sichs hier und da ein- gebildet, daſs es besser sey, den Pöbel in der gröbsten Barbarey zu lassen, als denselben klug zu machen: und wer hat dieses Vorurteil kräftiger unterstützt, als ein lichtscheuender Aberglaube?

Umsonst hat hier die dienstfertige Buchdruckerkunst ihre Hülfe, in Ausbreitung des Glaubens und der Vernunft, angeboten. Man hat ihre Dienste ver- schmäht, sie für gefährlich ausgegeben, und gar ver- worfen! Kein Wunder, daſs die alte Wildigkeit in so vielen Ländern noch herrscht: kein Wunder, daſs so viele Staaten und Republiken noch durch Tyranney,

Parteyen und Empörungen erschüttert und zerrüttet werden! Wenn ihr also noch kein recht glückseliges
150 und ruhiges Regiment führt, ihr Gewaltigen und Götter dieser Erden! wenn Recht und Gerechtigkeit von euren Beamten nicht gehandhabt werden; wenn ihr von euren Untertanen nur gefürchtet und gehasset, nicht aber geliebt und geehrt werdet; wenn ihr täglich neuen Ungehorsam seht, neue Empörungen und Widerspenstigkeiten eurer Untertanen erfahret, ja oft eures eigenen Lebens nicht sicher seyd: so ist es bloß eure, und eurer Ratgeber Schuld. Lasst aber dem Erkenntnisse der Wahrheit, lasst den Künsten und Wissenschaften freyen Lauf; ja erlaubt solchen nicht nur, legt selbst Hand an, und befördert denselben mit allen Kräften, so wie bereits in vielen Ländern bisher geschehen ist; kurz, bedient euch der heilsamen Werkzeuge, die euch unsre gepriesne Kunst an die Hand gibt: so werdet ihr nicht mehr solchen türkischen und marokkanischen Trübsalen unterworfen seyn; so werdet ihr nicht mehr, wie zu Tripolis und Algier, in Furcht und Zittern, leben dürfen; so werdet ihr desto gehorsamere und ruhigere Untertanen haben. Je mehr sie nämlich durch Künste und Wissenschaften aufgeklärt worden; destomehr werden sie die wahre Glückseligkeit eurer Staaten befördern: ihr aber werdet, nach dem Muster unsrer preiswürdigsten sächsischen Regenten, für Titos und Trajanos eurer Zeiten, für die Lust des menschlichen Geschlechts gehalten werden.

Ich muss abbrechen, Rect. Acad. Magnif. allerseits hochgeschätzte Anwesende, und aufhören, von einem Vorteile zu reden, der der Buchdruckerkunst ganz allein schon einen unschätzbaren Wert beylegen

könnte; wenn sie gleich sonst nichts zu ihrem Vorteile aufzuweisen hätte. Weit gefehlt aber, dass sie so arm an Vorzügen seyn sollte; so fehlt hier noch das wichtigste, was ich von ihr zu rühmen habe: sie hat nämlich, auch der Religion selbst unaus- 160 sprechliche Vorteile verschafft. Gönnen Sie mir noch eine kurze Aufmerksamkeit, allerseits hochgeschätzte Anwesende, so will ich mich bemühen, auch dieser meiner letzten Pflicht ein Genüge zu tun.

Besteht die Religion, nach dem gegründeten Urteile ihrer erfahrensten Lehrer, teils in der Erkenntnis der hohen Wahrheiten, die zur Vereinigung mit Gott führen; teils in Erfüllung derjenigen Pflichten, wodurch man sich diesem höchsten Wesen gefällig machen kann: so ist ohne Zweifel alles das der Religion sehr vorteilhaft, was die Erkenntnis heilsamer Wahrheiten, und die Ausübung der Gottseligkeit unter den Menschen befördert. Unwissenheit und Irrtum sind allemal ein Schandfleck des Heidentums, und aller falschen Religionen gewesen. Licht und Einsicht aber, sind die unschätzbaren Vorrechte, die der Vater des Lichts seinen wahren Anbetern allein mitteilt. Zwar eine Zeit lang kann auch die Christenheit verdunkelt werden. Die Wolken der Unwissenheit und des Aberglaubens überschatten zuweilen viele Jahrhunderte hindurch den Kirchenhimmel: und alsdann scheint es, als ob die allerheiligsten Wahrheiten des Glaubens gar verloren gegangen wären. Endlich aber weiß doch der Höchste, alle diese dunklen Nebel aus seiner Gemeine zu vertreiben. Ein heller Stral seines ewigen Lichtes bricht unverhofft hervor, und lehrt die Christenheit von neuem Gott recht erkennen, und in solcher Erkenntnis, als Kinder des Lichtes,

wandeln. Was nun zum kräftigen Werkzeuge einer so wichtigen Veränderung dient; was der wahren Religion so heilsam und ersprießlich ist, das ist ja sonder Zweifel, seines großen Nutzens halber, ewig zu loben.

Werfen sie nun einmal, Magnif. Acad. Rect. allerseits hochgeschätzte Anwesende, werfen sie, sage 161 ich, einen Blick in diejenigen Zeiten zurück, da die edle Buchdruckerkunst erfunden ward. Gott hatte ja freylich noch eine Kirche auf Erden, die seinen Namen aufrichtig verehrte: allein, welch eine dicke Finsternis bedeckte dieselbe nicht! Es fehlte zwar an wahren Gläubigen nicht, welche die Lehre Christi kannten, und sich der Mittel des Heils, zu ihrer ewigen Wolfahrt, bedienten: wie klein aber war nicht ihre Anzahl geworden? Unerforschliches Wesen! wie kann ein Sterblicher die Tiefen deiner unendlichen Weisheit ergründen! Bald heißest du das Licht plötzlich aus der Finsternis hervorleuchten; bald erlaubst du wieder, daſs Schatten und Finsternis den Erdboden bedecken. Bald erleuchtest du durch die Gnadenpredigt deines Sohnes und seiner Boten, alle Heiden; bald aber gibst du, zur Stunde des Zorns, ungläubigen Völkern Macht und Gewalt, den auserwählten Samen der Deinigen zu ersticken, ja ihn fast gänzlich zu vertilgen. Es sey nun, daſs dich entweder die Undankbarkeit der Menschen bewegt, den Leuchter deines Worts auf eine Zeitlang von seiner Stelle zu stoßen; oder daſs ganze Länder und Jahrhunderte keines größern Maßes der Erleuchtung wert sind: so sind dennoch deine Wege allezeit gerecht, und deine Gerichte heilig. Nach deiner Weisheit aber hast du dich, zu der Zeit, die dir gefällig war, auch dieser

neuerfundenen Kunst bedienen wollen, deiner Kirche ein unverhofftes Licht anzuzünden; und dadurch die Zahl deiner wahren Anbeter größer zu machen, als sie vorhin jemals gewesen war.

Bewundern sie doch, hochgeschätzte Anwesende, mit mir, die Spuren der göttlichen Vorsehung in diesem Stücke. Das erste große Werk, was unsre neuerdachte Kunst, mit sehr vieler Mühe und mit unsäglichen Kosten zu Stande brachte, das war die heilige Schrift! Ein Buch, welches vorhin kaum mit etlichen hundert, ja tausend Gulden hatte bezahlt werden können, das verkaufen nunmehr Faust und sein Eidam um sechzig, um funfzig, um vierzig, ja noch um weniger Gulden. Sie verschaffen selbiges auch, in einer vorhin unerhörten Anzahl, und bringens dadurch unzähligen Leuten in die Hände, die vorhin kaum etwas davon gehört hatten. Man erstaunet deswegen anfänglich, über einen so wohlfeilen Preis, und über die Anzahl dieser Bibeln, die Faust liefern kann. Man hält ihn für einen Schwarzkünstler, der durch des Satans Beystand, übermenschliche Dinge bewirken kann: und daher entspringt endlich, in den Klöstern unwissender Mönche, die lächerliche Fabel, von dem großen Zauberer D. Faust. Hier fangen sich nun die Stralen, der so lange verdunkelten göttlichen Offenbarung, recht an auszubreiten. Man fährt fort, noch mehr Bibeln, und zwar in allerley Sprachen zu drucken, und sie noch viel wohlfeiler zu verkaufen. Aber noch nicht genug! Man drucket auch die Schriften der vornehmsten alten Kirchenväter, darinn die Lehren der apostolischen Kirche, noch rein und unverfälscht enthalten sind. Auch dieses bestärkt die wahre Erkenntnis der Religion; auch dieses vertreibt die Schatten der

Unwissenheit, und des Aberglaubens, wenigstens unter den Gelehrten. Und von dieser Zeit an, beginnt man hier und da, über die eingerissene Verderbnis der Religion, zu klagen: man sieht und beseufzet die tiefen Wunden der Kirche, und sinnet allenthalben auf kräftige Heilungsmittel. Endlich bricht die gesegnete Zeit an, da der Engel mit dem ewigen Evangelio mitten durch den Himmel fliegt; da in Wittenberg, in Sachsen, in ganz Deutschland, ein Licht aufgeht, nach welchem Europa so viele Jahrhunderte geseufzet hatte; ein Licht, sage ich, welches 163 seine Stralen nimmermehr so schnell ausgebreitet hätte, wenn nicht die edle Buchdruckerkunst das glückselige Werkzeug dazu gewesen wäre.

Ihr eifrigen Bekenner der Wahrheit! ihr treuen Zeugen der geläuterten Glaubenslehre! tretet auf, und leget hier von der kräftigen Hülfe ein Zeugnis ab, die euch dieses teure Geschenk des Himmels, in schneller Beförderung der guten Sache, geleistet hat. So groß auch eure Erleuchtung, euer Glaube, euer Eifer, eure Treue, eure Geduld, eure Großmut, eure Standhaftigkeit, in Führung eines so wichtigen Werkes immermehr waren; so beredt eure Zungen, so geschickt eure Federn, so unermüdet eure Hände auch immermehr seyn konnten: nimmermehr hättet ihr gleichwohl ein so großes Werk, und in so kurzer Zeit, und an so vielen Orten, und mit so glücklichem Fortgange befördern können; wenn euch die edle Buchdruckerkunst nicht hülfliche Hand geleistet hätte. Sie, sie verstärkte, durch ihr stummes Metall, eure an sich selbst schon lauten und durchdringenden Stimmen! Sie, sie vermehrte die Schriften eurer gelehrten Federn, durch tausendfältige Abdrücke der=

selben. Sie, sie beschleunigte den Ausbruch des Evangelii durch ihre geschäftigte Pressen. Sie, sie trug eure Lehrsätze, eure Predigten, eure Bekenntnisse, eure Ermahnungen, eure Aufmunterungen, eure Streitschriften, eure Verteidigungen, auf ganzen Millionen gedruckter Blätter, gleichsam als auf schnellen Taubenflügeln, bis ans Ende der Erden. Ja, ja! die Buchdruckerkunst hat mehr als die Hälfte bey eurer Arbeit getan. Doch ich irre, hochgeschätzte Anwesende! die Hand des ewigen Gottes hat alles allein getan! Wir aber preisen dieselbe mit dankbarem Herzen, dass sie diesen Glaubenslehren ein so bequemes Werkzeug, als die Buchdruckerkunst war, 164 verliehen, die Absichten seiner ewigen Vorsehung aufs schleunigste zu erfüllen.

Ja, wird man hier vielleicht sprechen; wie viel schädliche Lehren, wieviel gefährliche Meynungen, hat aber die Buchdruckerey in der Welt ausgebreitet! Wie viel neue Secten, unerhörte Ketzereyen und gotteslästerliche Irrtümer, sind nicht durch ihren Dienst, nach und nach ans Licht gekommen? Wie viel alte Schwärmereyen sind nicht wieder hervor gebracht worden? und wie viele werden noch in künftigen Zeiten, durch ihre Vermittelung, bekannt gemacht und ausgebreitet werden?

Ich gestehe es, was ich nicht leugnen kann, allerseits hochgeschätzte Anwesende! Allein ist auch wol ein Licht so hell, das nicht auch dicke Schatten zu seinen Gefährten haben sollte, wann dunkle Körper die Stralen desselben auffangen? Und haben nicht auch die Irrtümer allezeit die Wahrheit begleitet, ja sich oft derselben Werkzeuge bedient, ihr giftiges Unkraut fortzupflanzen; womit die ewige Weisheit nur

ihre heilsamen Wahrheiten auszubreiten suchte? Was wollen wir aber sagen, wenn man uns diesen Einwurf bey viel heiligern Dingen machen wird? Ist dieser Schluss richtig: so müssen wir gewiss die heilige Schrift selbst, den Gottesdienst, die Sakramente, kurz, alles, was die Religion ehrwürdiges hat, verwerfen. Haben nicht alle diese Dinge, Leuten von zerrütteten Sinnen, Gelegenheit zum Anstoße und Irrtume gegeben? Und welche an sich gute Sache, ist nicht zu allen Zeiten gemisbrauchet worden? Wollen wir also eine nützliche Kunst darum verachten, weil sie dann und wann zu Fortpflanzung irriger Meynungen etwas beytragen müssen? Wohlan! so lasst uns auch Feuer und Wasser abschaffen; weil jenes auch Städte 165 einäschern, und diese ganze Landschaften überschwemmen kann. So lasst uns auch das Gold und Eisen aus unsern Staaten verbannen: weil jenes dem Geize und der Verschwendung Vorschub tut; dieses aber unsern Feinden Spieße und Schwerter in die Hände gibt. Mit einem Worte, nichts wird mehr heilig, nichts wird ehrwürdig, nichts wird nützlich, oder lobenswert bleiben: wenn wir alles, was dem Misbrauche unterworfen ist, aus der Welt verbannen wollen.

Wie aber? Hat denn die Buchdruckerkunst nicht auch zu Verteidigung der Wahrheit, das Ihrige beygetragen? Wo ist wol eine seltsame Neuerung in Glaubenssachen ausgebrütet worden, welche nicht so gleich, durch den Dienst der Druckerpressen, gründlich wäre widerleget worden? In Wahrheit, so fruchtbar der Irrtum auch in neuern Zeiten gewesen ist; so viele Ungeheuer falscher Meynungen auch die Hölle nach und nach ans Licht gespieen hat: so groß

ist auch die Anzahl tapfrer Streiter geworden, die für die gute Sache gefochten, und solche Misgeburten gedämpfet haben. Wahrlich! man kann mit einigen erleuchteten Männern gar wol behaupten, daſs die Kirche, selbst von den feindlichen Anfällen der Ketzer und Ungläubigen, die herrlichsten Vorteile gezogen: indem so manche Wahrheit des Glaubens, bey solcher Gelegenheit, von ihren Verfechtern besser ins Licht gesetzet, gründlicher als vorhin erwiesen, und der Gemeine der Heiligen noch nachdrücklicher empfohlen worden.

Und wie? gebiehrt nicht der Friede, in allen menschlichen Gesellschaften, nur Sicherheit und Unachtsamkeit? Sind nicht diejenigen Völker fast allemal die tapfersten, die am meisten den feindlichen Anfällen ausgesetzt sind? So bringt auch der Unglaube, den Verfechtern des Glaubens, die wichtigsten Vorteile zuwege: die Buchdruckerkunst aber ist den 166 Waffen zu vergleichen, womit uns ein Räuber zwar anfallen; womit sich aber auch ein Beherzter gegen alle Gewalt verteidigen kann. Höret daher auf, ihr Feinde und Lästerer unsrer vortrefflichen Kunst, ihren Wert zu verkleinern; und gesteht ihr vielmehr endlich das unstreitige, das unsterbliche Lob zu: daſs sie der Gelehrsamkeit, dem Staate und der Religion die allervortrefflichsten Vorteile gebracht habe: ja daſs ein groſser Teil des menschlichen Geschlechts, durch ihre Erfindung, in einen weit glückseligern und erwünschtern Zustand versetzet worden.

Auf dann, du, vor tausend andern Ländern, von Gott beseligtes Deutschland! auf! und erwache doch, wenigstens an dem heutigen Tage, von der, dir sonst so gewöhnlichen Niederträchtigkeit und Kleinmut.

Hebe doch endlich an, deine Vorzüge vor andern Völkern zu erkennen! Höre auf, alles, was fremde und ausländisch ist, hoch zu schätzen, ja auf eine abergläubische Art zu bewundern! Hat dich denn die Vorsehung nicht mit allen den Gütern im Überflusse versehen, welche die Natur in der Luft und in dem Wasser, auf der Oberfläche, und in den Eingeweiden der Erden hervorbringt? Fehlt es denn deinen Einwohnern etwa an Witz und Verstand, nützliche Künste und Wissenschaften zu erlernen; ja was noch mehr ist, sie zu erfinden? Sieh doch nur auf diejenige vortreffliche Erfindung, deren Gedächtnis wir heute feyern!

O! daſs doch meine Stimme stark genug wäre, deine so weitläuftige Gränzen zu erfüllen, und sich in allen deinen Landschaften, Städten und Flecken hören zu lassen! Ich wollte mich bemühen, dich zu einem edelmütigen Stolze auf deine eigene Würde aufzumuntern; ich wollte dich zu einer billigen Verachtung alles Ausländischen anflammen; ja ich wollte nicht eher ruhen, bis ich die patriotischen Triebe wieder in dir rege gemacht hätte, die vormals deine Vorfahren beseelt haben. Doch was diese schwache Stimme nicht vermag, das wird die edle Kunst, deren Lob mich bisher beschäftiget hat, mit viel besserm Erfolge ins Werk richten.

Darum, so beschwöre ich dich, du groſsmächtiges, du sinnreiches Deutschland, deiner eigenen Ehre künftig besser wahrzunehmen. Ich beschwöre dich bey der Kaiserwürde, die du deinen geschwornen Feinden, den Römern aus den Händen gerissen, und bis auf diese Stunde behauptet hast; bey dem edlen Blute deiner Vorfahren, welches für deine Freyheit so groſs=

müthig vergossen worden; bey so vielen vortrefflichen Geistern, die in deinem Schooße gebohren worden, und die dir zu besondrer Zierde gedient haben; bey so vielen unschätzbaren Erfindungen, die den Neid aller Völker gegen dich erregt haben. Ich beschwöre dich endlich, bey der unvergleichlichen Buchdruckerkunst, die dein wahrhaftes Kleinod zu nennen ist, und wodurch du dir die ganze Welt zur ewigen Schuldnerin gemacht hast. Bey diesem allen, sage ich, beschwöre ich dich itzo, dich künftig selbst nicht mehr zu entehren, und deine Vorzüge, deine Kinder, deine Waffen, deinen Witz, deine Gelehrsamkeit, deine Erfindungen, wie sie es wirklich verdienen, allen in der Welt vorzuziehen.

Sie, Magnif. Acad. Rect. hochgeborne Reichsgrafen, und allerseits hochgeschätzte Anwesende, haben es, auch ohne mein Erinnern, längst erkannt, welch eine unaussprechliche Wohltat der Höchste, durch die edle Buchdruckerkunst, der Welt erzeiget hat. Was soll ich sie also, zur Dankbarkeit gegen das unendliche Wesen, aufmuntern? Sie sind mir ohne Zweifel schon an heiliger Stätte darinn zuvorgekommen. Sie haben zweifelsfrey, dem Geber aller guten und vollkommenen Gaben, bereits das reine Opfer ihrer Andacht angezündet, und ihn um das fernere Wohl und Wachstum der Gelehrsamkeit und guter Künste; um den Flor der Republiken überhaupt, und dieser unsrer sächsischen Lande ins besondre; endlich auch um das Heil der wahren Kirche, inbrünstig angerufen. Gott erfülle diese ihre, und aller rechtschaffenen Deutschen aufrichtige Wünsche, wie seine ewige Weisheit es gut befindet! Er erhalte die hiesige vortreffliche Universität, die Zierde des edlen Deutsch- 168

landes, die Säugamme so vieler ungemeinen Geister, sammt allen gelehrten und berühmten Männern, die selbige voritzo schmücken, in stetem Flore und Aufnehmen! Gott verleihe endlich der Gelehrsamkeit überhaupt, so wie allen ihren Beschützern, Gönnern und Liebhabern, friedliche Zeiten, eine ungestörte Freyheit, und ruhige Tage: so wird auch die nutzerfüllte Buchdruckerkunst, beständig eine gesegnete Quelle unzählicher Glückseligkeiten seyn und bleiben.

Was soll ich aber ihnen, im Schlusse meiner Rede, noch rührendes vorhalten, kunsterfahrne Herren, die sie als Meister und Kunstverwandte der edlen Buchdruckerkunst, itzo die Zierde und der Kern derselben in ganz Deutschland sind? Denken sie zurück in die vorigen Zeiten, da ihre Vorfahren, vor hundert und vor zweyhundert Jahren, dieses Gedächtnisfest begangen haben? Wie herrlich hat der Flor ihrer Kunst, und ihre Anzahl sich gemehret? Geht nicht die Zahl ihrer hiesigen Pressen über funfzig? Steigt nicht die Zahl der Personen, die dabey beschäftiget sind, beynahe auf zweyhundert? Und wie hoch ist nicht die Gelehrsamkeit durch ihre Beyhülfe bisher schon gestiegen? Wie viele Vorteile haben nicht die Religion
169 und der Staat schon davon gezogen? Ja wie weit wird man es künftig nicht bringen, wenn ihre fleißigen und kunstreichen Hände nur nicht ermüden werden? Edle Beschäftigungen, womit sie täglich umgehen! Rühmlicher Fleiß, den sie auf die Beförderung gelehrter Sachen wenden! Welche Kunst kann sichs wol rühmen, dass man ihrer, in den öffentlichen Versammlungen der Gläubigen, mit so vielem Ruhme gedacht hätte; als in den nächstverwichenen Tagen von der ihrigen geschehen ist? Welche Kunst hat je

so viele Federn der Gelehrten beschäftiget, die sich gleichsam um die Wette bemüht haben, ihre Erfindung, ihre Ehre, und ihren unvergleichlichen Nutzen auf die Nachwelt zu bringen?

Auch ihre eigene Namen, meine Herren, werden bey der Nachwelt unvergesslich bleiben. Man wird nach vielen Jahrhunderten noch diejenigen Künstler nennen und bewundern, deren Arbeiten man, als Meisterstücke ihrer Geschicklichkeit, ansehen und preisen wird. Man wird es ihnen nachrühmen, dass sie der in Deutschland sehr verfallenen Kunst, nur seit kurzem wieder zu ihrer Schönheit verholfen haben. Man 170 wird es ihnen nachrühmen, dass ihr Exempel viele andere aufgemuntert hat, sich gleichfalls einer größern Zierde zu befleißen. Man wird es ihnen nachrühmen, dass sie auch zu der malabarischen Druckerey den ersten Grund geleget, und dadurch zur Fortpflanzung des Glaubens im fernen Oriente viel beygetragen haben. O! fahren sie doch in dem löblichen Eifer fort, den sie bisher erwiesen haben! Fahren sie fort, den Ausländern Trotz zu bieten! Zeigen sie unsern stolzen Nachbarn, dass Deutschland auch Männer besitze, die weiter hinaus denken, als auf ihr tägliches Brod; und rühmlichst beflissen sind, ihrem Vaterlande, so viel als in ihrem Vermögen ist, Ehre zu machen.

Sie genießen ja den Schutz des allerdurchlauchtigsten Augusts, eines so gnädigen Monarchen, als sonst irgend die Geschichte aufzuweisen haben. Sie stehen ja unter der Botmäßigkeit eines weisen Magistrats, der die Verdienste und Geschicklichkeit seiner Bürger zu erkennen und zu unterscheiden weiß; und, wie er um die Aufnahme der ganzen Stadt überhaupt aufs rühmlichste bekümmert ist, also auch auf das Wachs- 171

tum ihrer Kunst ein wachsames Auge hat. Sie befinden sich an einem Orte, wo eine so große Anzahl gelehrter Männer beysammen ist, als kein Ort in der Welt aufzuweisen hat; und den man mit Recht die Residenz aller freyen Künste und Wissenschaften nennen kann. Sie leben ja in friedlichen Zeiten, da kein Kriegsgeschrey den Flor der Wissenschaften und Künste störet; da ihre Pressen nicht feyren dürfen; da ihre Hände, wie sie es selbst am besten wissen, auch bey so großer Anzahl ihrer Werkstätten und Arbeiter, an Beschäftigungen keinen Mangel haben!

O dass ich nur, durch dies alles, ihre Empfindungen so lebhaft rühren könnte, als es die rechte Würdigkeit der Sachen erfordert! O dass ich ihnen ihr Vergnügen, ihre Freude, ihre Hoffnung, ihre Ehre, und alle andre Belohnungen, die auf sie warten, auf einmal recht vor die Augen legen könnte: so würden sie gewiss, durch ihre eigene Einsicht, von der Glückseligkeit ihrer Umstände überführet werden. Der Allerhöchste gebe nur, dass, wie ihre Geschicklichkeit unsrer Stadt bisher weit und breit Ehre gemachet hat, also auch ihre edle, ihre nutzerfüllte, ihre preiswürdige Kunst, bis ans Ende der Erden, die Ehre unsres Vaterlandes seyn, und ewig ein Kleinod der 172 Welt bleiben möge!

# Trauerrede auf Frau Doctor Reichelinn, geb. Ludovicinn.

1. Sept. 1726.

---

Nach Stand und Würden allerseits hoch- und wertgeschätzte Leichenbegleiter.

Der Mensch strebet natürlicher Weise nach einer gewissen Hoheit und Größe: und überhaupt, kann man dieses an ihm nicht misbilligen. So viel herrliche Vorzüge ihm der Urheber aller Dinge vor tausend andern Geschöpfen erteilet hat: so viel deutliche Proben haben wir, daß derselbe allerdings nichts verächtliches aus ihm habe machen wollen. Ist nicht der wunderbare Bau seines Körpers, ein rechtes Meisterstück, der allervollkommensten Weisheit? Ist nicht seine vernünftige Seele, ein recht würdiger Einwohner, dieser so ansehnlichen Behausung? In Wahrheit, wenn man gleich nur dieses letztere allein ansieht: so übertrifft die Hoheit der menschlichen Natur alles, was wir auf dem ganzen Erdboden großes und schätzbares antreffen.

Ist nun der Mensch, wirklich zu etwas Großem erschaffen: so kann man es ihm auch nicht verdenken; daſs er diejenige Hoheit wirklich zu erlangen suchet, wozu ihn sein Schöpfer bestimmet hat. Wie sehr wäre es hier zu wünschen, daſs diejenige Größe, nach welcher man insgemein strebet, nur allemal eine wahrhaftige Hoheit, und Größe seyn möchte. Allein, ein schädlicher Irrtum verblendet leider! dieser edlen Kreatur die Augen, daſs sie sehr oft ihres rechten Zweckes verfehlet; und an statt ihre wahre Erhöhung zu befördern, unvermerkt nach ihrer tiefsten Erniedrigung strebet.

Es ist bekannt, daſs Gelehrsamkeit und Gewalt die beyden Gattungen der Größe sind, nach welchen die Welt zu allen Zeiten am eifrigsten gestrebet hat. Die Helden haben sich gleichsam mit den Gelehrten darein geteilet; so, daſs jene die Macht und Gewalt für sich behalten, diesen aber die Wissenschaft und das Erkenntnis überlassen haben. Beyde nun, haben zwar in diesen Stücken ihre rechte Hoheit gesucht; aber dieselbe nicht darinnen gefunden. Nach unsäglicher Mühe und Arbeit; nach tausend Beschwerden und schlaflosen Nächten; nach überstandenen unzähligen Mühseligkeiten, gelangten sie zwar endlich, zu einer gewissen Stufe des Ansehens vor der Welt: allein wenn sie endlich alle Macht, und alle Gelehrsamkeit erlangt hatten, die sie sich wünschten und nach ihren Umständen, nur erreichen konnten: so gestunden doch am Ende die Klügsten unter ihnen, daſs alle ihre Größe, nur eine Scheingröße, und alle ihre Hoheit, nur eine eingebildete Hoheit gewesen wäre.

Vielleicht wird es sie Wunder nehmen, allerseits hoch und wertgeschätzte Anwesende, daſs ich bey dem

betrübten Leichbegängnisse, der weiland hochedlen, mit aller Ehre und Tugend hochbegabten Frau, Frau 294 Gertraud Sophien Reichelinn, einer gebohrnen Ludovicinn, welche zu ihrer Ruhekammer zu begleiten, sie insgesammt erschienen sind; von der Größe und Hoheit der Menschen zu reden angefangen. Hält man nicht insgemein dafür, das weibliche Geschlecht sey am allerwenigsten zu großen und hohen Dingen geboren; und könne keinen Anspruch auf die wahre Hoheit machen? Ich will itzo nicht aus den Geschichten, die Exempel berühmter Weibesbilder anführen; die in der Tat eben soviel Hoheit und Größe haben blicken lassen, als die berufensten Mannspersonen. Nur dieses erinnere ich: daß dieses unbillige Urteil, von einer ganzen Hälfte des menschlichen Geschlechts, bloß daher entstanden ist; weil man eine falsche Hoheit für die wahre angesehen hat. Wir Christen wissen es besser, daß die rechte Hoheit der Seelen, und die wahre Güte des Gemüts, in einer rechtschaffenen Gottesfurcht besteht. Und da es mir dieses zu erweisen, nicht schwer fallen kann; so wird es auch sehr leicht seyn, zu zeigen, daß unsre hochselige Frau Doktorin, der wahren Hoheit und Größe teilhaftig gewesen, die nur ein Mensch in der Sterblichkeit erlangen kann.

Zwar, wenn die Furcht Gottes, von welcher ich itzo handeln will, eine Furcht von gemeiner Gattung wäre: so würde man sichs kaum einbilden können, daß die wahre Hoheit eines Menschen in derselben bestehen solle. Je furchtsamer sonst jemand ist; desto kleinmütiger nennet man ihn: und je weniger sich ein herzhafter Mensch fürchtet, desto großmütiger wird er geheißen. Allein die Furcht Gottes, ist eine

Furcht von ganz andrer Natur. Sie führt keine Angst und Bangigkeit vor dem Gefürchteten mit sich; sondern Ehrerbietung und Hochachtung sind ihre Schwestern und unzertrennliche Gefährtinnen. Sie zittert und bebt nicht vor Gott, wie ein Sklave vor seinem Tyrannen; wie ein Übeltäter vor seinem strafenden Richter; wie ein Überwundener vor seinem trotzigen Sieger. Nein, sie unterwirft sich nur demselben, wie treue Untertanen ihren gütigen Regenten: sie verehrt ihn, wie vernünftige Jünglinge weise Alten: sie liebt ihn endlich, wie ein wohlgeartetes Kind seinen zärtlich gesinnten Vater. Und was könnte wol mit einer solchen Furcht Gottes besser zusammen stimmen, als die wahre Hoheit und Gröẞe, die ein Mensch in der Welt zu erlangen fähig ist?

Derjenige ist eigentlich wahrhaftig groẞ zu nennen, der so wol am Verstande, als am Willen groẞ ist; und also Gott selbst ähnlich wird, der zu gleicher Zeit die höchste Weisheit, und die höchste Macht besitzet. Wer seine Hoheit in etwas anderm suchet; oder auch die beyden wesentlichen Teile der wahren Hoheit von einander trennt, der verfehlt des rechten Zweckes; und äffet sich selbst, durch seinen Irrtum. Die wahre Gröẞe des Verstandes besteht in der Weisheit: und diese ist allezeit mit der Gröẞe des Willens; das ist, mit der wahren Tugend verbunden. Die Gröẞe des Willens aber, ist niemals ohne die Gröẞe des Verstandes: denn da allererst, wo die wahre Weisheit zu finden ist, können die Kräfte des Willens zu Besiegung der Laster, des Glückes und Unglückes, und aller Eitelkeiten der Welt, recht angewendet werden. Nun aber ist die Gottesfurcht eine solche Tugend, die den Verstand mit einem Erkennt-

nisse der edelsten Dinge, und den Willen mit einer Tugend ausrüstet, welche das allerschwerste auszuführen vermag. Warum sollte sie denn nicht die wahrhafte Hoheit und Größe eines Menschen ausmachen können?

296

Die Wissenschaft neugieriger Menschen bekümmert sich oft um ganz schlechte und nichtswürdige Dinge. Man bemüht sich oft um ein historisches Erkenntnis von den Meynungen der Weisen, und Taten der Völker; und glaubt wol gar, sehr groß am Verstande geworden zu seyn, wann man sein Gedächtnis, vor vielen andern damit angefüllt hat. Allein was ist diese Gattung der Gelehrsamkeit anders, als ein todtes Verzeichnis von den Irrtümern und Torheiten der Menschen? Arme Sterbliche! Was ist doch die Beschreibung eurer Taten, eurer Meynungen und Lehren, anders, als ein Register eurer Fehler und Vergehungen? eurer Unwissenheit und eurer Schwachheiten? Solche Gelehrte wissen nach unendlichen Bemühungen zwar, was das menschliche Geschlecht zu allen Zeiten getan und gedacht hat; nicht aber, was es hätte tun und denken sollen. Es ist wahr, andre gehen in der Bemühung nach der Hoheit ihres Verstandes noch einen weit bessern Weg. Sie streben nach einem gründlichen Erkenntnisse der Wahrheit. Sie untersuchen die Gründe aller Dinge, und erforschen die Ursachen alles dessen, was sie glauben und tun sollen. Allein was für enge Schranken sind leider! ihrem Verstande darinnen gesetzt? Wie wenige Dinge, können sie mit allen ihren Bemühungen, recht ergründen? Wie ungewiss bleibt ihre meiste Wissenschaft? Die Mishälligkeit ihrer Lehren gibt dieses genugsam zu verstehen: und sind das nicht alle

zeit die Gelehrtesten unter ihnen gewesen, die am besten ihre Unwissenheit erkennen gelernt hatten?

Um wie viel höher schwingt sich doch der Verstand eines wahren Gottesfürchtigen; wenn er sich mit nichts so sehr, als mit dem Erkenntnisse der ewigen Gottheit, und andrer himmlischen Dinge beschäftigt. Sobald ihn die einhällige Stimme aller Kreaturen überführet hat, dass notwendig ein Gott sey; so ergibt er sich gänzlich der Betrachtung dieses allervollkommensten Wesens. Die ganze Welt wird ihm eine Schule der Wahrheit; und jedes Geschöpf gibt einen durchdringenden Lehrer ab. Er verbessert dasjenige aus der Offenbarung, was er aus der Natur von den Eigenschaften und dem Willen Gottes nicht vollkommen hat begreifen können. Hier bewundert er nun Gottes Grösze und Güte, seine Macht und Weisheit, seine Heiligkeit, Liebe und Gerechtigkeit. Er verehrt seine väterliche Vorsehung: er bewundert auch die Mittel, welche ihm vorgeschrieben worden; um ihn zu einer ewigen Glückseligkeit zu führen. Was für wichtige Dinge beschäftigen hier den Verstand eines Gottesfürchtigen! Welch eine erhabene Weisheit ist es, dadurch sein Gemüt einer wahrhaften Hoheit und Grösze teilhaftig wird! Ihr selbst werdet dadurch sehr weit übertroffen, ihr alten Weisen der Vorderwelt! die ihr zwar viel gesucht, erforscht, und erfunden; aber gleichwol in der Lehre von Gott, nur im finstern getappt, und es oft, aus Unwissenheit, selbst habt gestehen müssen.

Was soll ich noch von der Grösze des Willens, oder von der Tugend eines Gottesfürchtigen sagen; dadurch er sich über die allerstärksten und mächtigsten Dinge zum Herrn macht? Die Groszen und Hohen

dieser Welt suchen ja auch wol, sich andre Leute unterwürfig zu machen. Sie brauchen freylich List und Macht, Gelindigkeit und Gewalt, Belohnungen und Strafen, Liebe und Furcht, um sich eine Hoheit zuwege zu bringen. Allein vergebens! Zwingen sie andre tyrannischer Weise, ihnen zu gehorsamen: so fürchtet sich zwar alles vor ihnen; alles fällt vor ihnen nieder; alles betet sie an. Aber, o eitele Furcht, die ihnen mit einer gleichen Bangigkeit ver- 298 salzet wird! Sie müssen sich hinwiederum vor ihren eigenen Untertanen fürchten. In ihren eigenen Festungen sind sie nicht sicher. Sie trauen ihren eigenen Trabanten nicht, und können in wohlverwahrten Schlössern und verriegelten Zimmern nicht ruhig schlafen. Elende Hoheit der Tyrannen, welche sie zu Sklaven macht! Suchen sich andre durch Güte und Gelindigkeit über andre zu erheben: so müssen sie sich erstlich durch ein niederträchtiges Schmeicheln, durch Geschenke und Willfährigkeiten, eben den verächtlichen Seelen unterwerfen, über welche sie sich doch erheben wollen. Was ist nun das für eine eitle Größe, die sich selbst erniedrigen, sich selbst in den Staub legen muss; um nur andern Unvorsichtigen, durch den leeren Schein der Hoheit, ein nichtiges Blendwerk zu machen.

O wie weit größer macht nicht die Gottesfurcht den Willen eines Menschen, durch die Tugend! sonderlich alsdann, wann sie ihm das Vermögen gibt, seine Leidenschaften zu dämpfen, und so gar den stärksten unter allen Feinden, ich meyne den Tod, zu besiegen. Man hat längst den Stolz der Sieger damit niederzuschlagen gesucht, dass man ihnen zugerufen: Derjenige wäre viel tapferer, der sich selbst, als der die

stärksten Bollwerke besiegen könne. Und wer weiß nicht, daß man den Tod allezeit für den schrecklichsten Feind gehalten? Beydes aber lehrt sie allein besiegen! Und das tut sie durch die kräftige Überzeugung ihres Verstandes, daß alles was in der Welt geschieht, von dem allergütigsten und weisesten Schöpfer herrühre. Keine Wahrheit ist so vermögend, das ungestüme Wesen der Begierden zu beruhigen, als eben diese. Wie kann doch bey demjenigen eine Leidenschaft stark werden, der allezeit nicht anders, 200 als in den Liebesseilen Gottes wandelt? Die Liebe und Ehrerbietung vor demselben, dämpfet ja alle unordentliche Begierden, ehe sie noch zu Kräften kommen können. Und also wird ja weder Hochmut noch Geldgeiz, weder Wollust noch Unempfindlichkeit, in einem edlen Herzen Wurzel fassen, wo einmal die Furcht des Höchsten recht beklieben ist. Bezwingt nun ein Gottesfürchtiger erst seine Leidenschaften: so besiegt er auch endlich selbst den Tod. Dieses ist zwar ein Feind, vor dessen Anblicke oft die größesten Helden und mächtigsten Fürsten erschrocken sind; ein Feind, dessen bloßes Andenken manchen eingebildeten Großen seiner Schwachheit überführet hat. Ein Gottfürchtiger aber erwartet ihn täglich, ja stündlich, mit aller Gelassenheit: und wenn er sich nun endlich auch einstellt, so empfängt er denselben mit einer ruhigen Großmut. Er geht getrost den letzten Kampf mit ihm ein; und wenn man nun nicht anders denkt, als daß er bezwungen worden und unten gelegen: so zieht er doch, als ein triumphirender Sieger, in die Ehrenburg der seligen Ewigkeit ein.

Wollte Gott! daß ich nur itzo diese wahre Hoheit und Größe eines Christen nicht an dem Exempel

unserer hochseligen Frau Doktor Reichelinn zeigen dörfte! Oder da dieses ohne Zweifel zu ihrem Ruhme gereichet: wollte Gott, dass ich es lieber bey ihrem Leben, als nach ihrem Tode, zu tun Gelegenheit gehabt hätte! Wer bedauret nicht unter ihnen, hochgeschätzte Anwesende, einen so frühzeitigen, einen so unverhofften, einen so schmerzlichen Hintritt unser Hochseligen? Wer ist wol sonst mit den ansehlichen Ludovicischen und Ittigischen Häusern so wenig verwandt, und bey fremden Trauerfällen so unempfindlich, der die Leiche eines Frauenzimmers ohne Wehmut und Mitleiden ansehen könnte, welches so frühzeitig aus den Armen ihres liebreichen Ehegatten gerissen worden? Nein! ich traue diese unmenschliche Härtigkeit keinem einzigen zu. Ich weiß, dass alle Einwohner dieser Stadt, denen dieser unvermutete Todesfall zu Ohren gekommen, Merkmale einiger Betrübnis an sich haben blicken lassen. Wenn ein heftiger Wetterstral auch nur ein bekanntes, oder benachbartes Haus trifft, so ist niemand so eisern, der nicht selbst an dem Schrecken Teil nehmen, und dem beschädigten Freunde, wenigstens mit Trost und Wehmut, beystehen sollte. Was ist es denn Wunder, dass der höchstbekümmerte Herr Wittwer, fast in Tränen zerfleußt? Was Wunder, dass die vornehmen Eltern ihre zärtlich geliebte Frau Tochter; das sämmtliche hochbetrübte Geschwister, und die übrigen Anverwandten, diesen Riss in ihrer Familie bitterlich beweinen? Ferne sey es von uns, dass wir ihnen diese so gerechten, diese so billigen Tränen verbieten sollten. Nein, weinen sie nur, hochbetrübte Leidtragende! weinen sie nur: denn sie haben Ursache genug dazu. Ihr Verlust ist groß; also ist er auch

300

beklagenswert. Sie haben eine Ehegattinn, eine Tochter, eine Schwester, eine Blutsfreundin verloren; welche ihrer Tugenden halber, wol ein längeres Leben verdient hätte. Doch weinen sie auch nicht zuviel; denn die Hochselige hatte allbereit die wahrhafte Hoheit und Größe einer wahren Christin erlangt.

Sehen sich nicht viele Trauerredner genötigt, ihre Toten um solcher Tugenden halber zu loben, von welchen sie nichts mehr, mit Grunde der Wahrheit, behaupten können, als daſs sie dieselben hätten besitzen sollen? Zu solchen Gelegenheiten wird ihre ganze Beredsamkeit zu schanden. Sie mögen sagen, was sie wollen: ihre Zuhörer verhärten sich desto 301 mehr, nichts von demjenigen zu glauben, was sie hören. So sehr schwer ist es, diejenigen nach dem Tode tugendhaft zu machen, die es in ihrem Leben nicht gewesen sind. Ich hingegen, befinde mich itzo in so glücklichen Umständen, daſs ich nicht, in den geringsten Verdacht eines Schmeichlers zu geraten, besorgen darf, wenn ich gleich sage: daſs unsere hochselige Frau Doktorin, ein Muster eines gottfürchtenden Frauenzimmers gewesen sey. Ich sehe es an ihren Augen, allerseits hochgeschätzte Anwesende, daſs ihre Gedanken allhier meinen Worten zuvor kommen. Ist es nicht so? Sie erinnern sich insgesamt, des stillen, sittsamen und recht jungfräulichen Wandels, den unsere Hochselige von Jugend auf geführt. Ich darf sie also nicht allererst auf die verflossenen Zeiten zurück führen, und sie von einer Sache überzeugen, davon sie ohne dem schon überzeugt sind. Zwar leben wir in Zeiten, darinnen auch dieser Teil des menschlichen Geschlechts dem Vorwurfe der allgemeinen

Verderbnis nicht entgehen kann. Man klagt auch, und leider! nicht ohne Grund, über die abnehmende Zucht und Schamhaftigkeit des jungen Frauenzimmers. Allein, dem ungeachtet, fordre ich euch auf, ihr Splitterrichter! die ihr mit eurer boshaften Zunge alles befleckt: euch, denen auch die Tugend selbst nicht tugendhaft genug seyn würde; wenn sie sich irgend in menschlicher Gestalt unter uns sehen ließe. Sagt mir, was habt ihr an unserer vormaligen Jungfer Ludovicinn für Fehler gefunden? Ihr schweiget, und eure Gesichter erröten vor billiger Scham. Und seht, dieses euer Stillschweigen, und diese eure Schamröte ist der stärkste Beweis ihrer jungfräulichen Jugend und wahren Gottesfurcht zu nennen.

Es ist in der Tat nichts geringes, wenn ein junges Frauenzimmer, mitten in den Zeiten, da die Eitelkeit und Wollust fast alles überschwemmt haben, dennoch unbefleckt bleibt. Es ist was seltsames, wann ein schwaches Werkzeug, und zwar in früher Jugend, ihre Seele zum Sitze der wahren Hoheit, ihr Herz zum Aufenthalte einer christlichen Größe macht. Entschuldigen nicht die herrschenden Sitten manches, das sonst zu verwerfen seyn würde? Allein dieses bedurfte unsre Hochselige nicht. Die vernünftige Auferziehung ihrer werten Ältern hätte nirgends besser anschlagen können, als bey ihr. Sie erlangte die wahre Weisheit der Christen, das Erkenntnis Gottes, in jenen schlüpfrigen Jahren, welche insgemein den Lüsten der Welt aufgeopfert werden. Man sah sie daher in keiner Beschäftigung eifriger, als in den Übungen der Gottesfurcht. Und daraus entstund nun ihr kindlicher Gehorsam, ihre Sittsamkeit, ihre Demut, ihre Häuslichkeit, ihre Sanftmut und ihre

Leutseligkeit, gegen alle, die Gelegenheit hatten, dieses angenehme Frauenzimmer zu kennen.

Ich kann mich hier auf keinen glaubwürdigern Zeugen berufen, als auf Sie selbst, hochbetrübter Herr Wittwer. Ist es nicht so, dass ihnen die itzt erwähnten Tugenden unsrer selig erblassten Frau Doktorin, die ersten Funken der Liebe ins Herz geworfen haben? Warum hatten ihnen unter so vielem Frauenzimmer, welches Sie jemals gesehen und gekannt hatten, keines mehr gefallen, keines mehr das Herz gefesselt, als eben die hochselige Frau Doktorin? Ach! ich weiß es gewiss, Ihr Herz ist mit mir eins: wofern nur die gegenwärtige Traurigkeit Sie nicht hindert, an die damalige vergnügteste Zeit ihres Lebens zu gedenken. Nicht nur die anmutige Gestalt; sondern ihre Gottesfurcht, ihre Tugend, ihre Sanftmut, ihre Häuslichkeit, kurz, die vielen Schönheiten ihrer Seele leuchteten Ihnen, als einem vernünftigen Freyer, insonderheit in die Augen; so, dass Sie sich nicht enthalten konnten, dieselbe zu lieben. Sie taten dieses also; Sie suchten ihre Gegenliebe, und waren auch so glücklich, durch eine erwünschte Heirat, derselben teilhaftig zu werden.

Damals fand die Hochselige ganz neue Gelegenheiten, die Proben ihrer wahren Gottesfurcht abzulegen. Das Leben eines Menschen gleicht einer Wanderschaft, wo man fast bey jeder Stadt, die man erreicht, fast bey jeder Meile, die man zurück legt, neue Pflichten auszuüben, neue Tugenden zu zeigen, Ursache hat. Wege, Witterungen, Gefährten, Gefahren, Herbergen, Reizungen, Ergetzlichkeiten, alles fordert fast ein verändertes Bezeigen von ihm. So ging es auch unserer hochseligen Frau Doktorin,

als sie den Pfad ihres jungfräulichen Standes verlassen hatte. Ohne ihre alte Tugend zu verlassen, hub sie doch an, eine neue nach der andern auszuüben. Und wer ist so schwach im Nachsinnen, dem nicht die eheliche Liebe hier einfallen sollte; eine Tugend, die bey Verehlichten ohne Zweifel für die größeste zu halten ist? Wer würde uns aber dieselbe besser zu beschreiben wissen, als Sie selber, hochbetrübter Herr Doktor? Sie wissens freylich am besten, wie liebreich sich ihre selige Ehegattin allezeit erwiesen. Sie wissens am besten, wie viele Zärtlichkeit sie die ganze Zeit ihres vergnügten, obwol kurzen Ehestandes, von derselben genossen. Sie wissens auch am besten, wie beweglich sie noch in ihrem Letzten von ihrer Liebe gesprochen; als sie das erste und einzige Pfand derselben, Ihrer väterlichen Sorgfalt anbefohlen. Hier werde ich das Unvermögen meiner Zunge am allerdeutlichsten gewahr: und ich bescheide mich gern, dass meine unberedte Lippen von einem so brünstigen und herzrührenden Abschiede nichts zureichendes zu sagen wissen. 304

Ich denke noch mit wenigem an dasjenige Stück der wahren Größe, so unsre Hochselige im Absehen auf ihren Willen erwiesen; ich meyne die christliche Tugend, oder Stärke ihrer Seele: womit sie zwar alle ihre Gemütsbewegungen und Leidenschaften, insonderheit aber, in ihrem Letzten, so viele Schmerzen und Schwachheiten, ja endlich den Tod selbst überwunden hat. Wahrlich! ohne eine wahre Gottesfurcht wäre es wol unmöglich, sich so wenig über die Wege Gottes zu beschweren, als die Hochselige getan; und so zufrieden zu seyn, er mochte ihr zuschicken, was er auch immermehr wollte. Hat man

die Hochselige wol ungeduldig gesehen, als sie auf ihrem Siechbette ihr Ende schon vor Augen sah, von allen Ihrigen Abschied nahm, und ihrem treuen Ehegatten in ihrem zwey und zwanzigsten Jahre, welch eine zarte Jugend! denjenigen letzten Kuss geben sollte, den sie ihm gern erst nach einem achtzigjährigen Alter gegeben hätte? Hierinnen erwies ja ihre christliche Seele eine wahrhaftige Hoheit und Größe. Musste sie gleich alles, was ihr in der Welt lieb war, verlassen; so versicherte sie doch ihre Gottesfurcht, dass sie auch von Gott geliebet würde. Ich sage dieses nicht von mir selbst. Denn das eben war die eigene Antwort der Hochseligen, als man ihr durch allerhand Vorstellungen zu verstehen gab, wie gern man sie noch länger behalten wollte, und wie sehr sie von allen Ihrigen geliebt würde. Gott, war ihr Wort, hat mich auch lieb! Und so rückte sie endlich getrost dem Tode unter die Augen.

Hier hättet ihr eine Schule für euch finden können, die ihr sonst von der Größe eures Gemütes so viel 365 rühmens macht! Ihr schwachen Zärtlinge, die ihr euch nur so lange für stark haltet, als keine Gefahr vorhanden ist; die ihr Helden seyd, wenn sich kein Feind sehen lässt: hernach aber zittert, wie ein Laub, das eine unruhige Luft anhaucht. Der Tod, der Tod, ist der gewaltigste unter allen Feinden! Wer ihm unerschrocken, aber nicht verwegen; gelassen, aber nicht tollkühn entgegen geht, der, der ist allererst für einen wahrhaftig Großmütigen zu halten! Unsre Hochselige erschrack vor demjenigen nicht, vor welchem doch alle Starken erbeben: und so lieferte sie ihre großmütige Seele in die Hände dessen, der sie nun-

mehr zu einer größern Hoheit erhoben hat; als noch jemand in dieser Welt hat erreichen können.

O wenn sich nur der schmerzlich betrübte Herr Wittwer, die höchstbekümmerten Ältern und Geschwister, sammt allen Leidtragenden, eben diese christliche Größe des Gemüts zum Exempel dienen ließen, welche wir an der selig Verstorbenen bewundert haben! O daß doch aus der himmlischen Fülle alles Trostes, ganze Ströme Ihr Herz erfüllen, und Ihre gebeugte Brust wiederum erquicken möchten! Nichts würde kräftiger seyn, Ihren Schmerz zu lindern, den Sie allerseits empfinden; ja Sie würden sonst keines andern Trostes mehr benötigt seyn. Allein was wünsche ich Ihnen dasjenige, was Sie selber schon besitzen? Ich weiß, Ihre Gottesfurcht erhebt Ihre Gemüter gleichfalls zu der wahren Hoheit der Christen. Das Erkenntnis Gottes, so Sie erfüllt, überzeugt Sie von der Weisheit seiner Wege, und bezwingt zugleich alle ungestüme Leidenschaften. Wie sollte Sie denn diese Betrübnis so gar kleinmütig machen? 306

Ist doch die Hochselige nicht ganz und gar gestorben! Hat sie doch einen Abriss, doch ich sage zu wenig, hat sie doch einen Teil von sich selbst überlassen, den der betrübte Herr Wittwer künftig, an statt seiner Eheliebsten; und die bekümmerten Großältern, anstatt ihrer leiblichen Frau Tochter, werden küssen können.

Wie alt und betagt ist ferner unsere Frau Doktorin nicht geworden, da sie auch in jungen Jahren diejenige Größe und Hoheit erlangt hat; welche von tausend Greisen nicht erlangt wird! Warum hätte sie also Gott länger in der Welt lassen sollen; da sie keine weitere Stufe der Hoheit zu be-

steigen mehr übrig hatte? Und wie selig ist sie itzo nicht; da sie diejenige Vollkommenheit bereits erlangt hat, nach welcher wir alle, und wer weiß noch wie lange? sehr mühsam werden ringen und kämpfen
307 müssen!

# Aufmunterungsrede
an die
# Gesellschaft der freyen Künste.
(1753)

(Aus dem 1. Bande der „Sammlung einiger ausgesuchten Stücke der Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig". S. 94 u. ff.)

---

## Hochzuverehrende Herren!

Die neue Gesellschaft, darzu wir neulich an dem glückseligen dreyßigsten Jahrestage unsers durchlauchtigsten Königl. Kurprinzen den ersten Grund gelegt haben, ist eine Sache, davon vielleicht von verschiedenen Richtern auch verschiedentlich geurteilt wird. Allein, so wenig die Einsicht, so wenig die Gesinnungen aller derselben gleich sind: so wenig hat man Ursache, sich an alle dieselben zu kehren. Man würde sehr unglücklich seyn, wenn man in der Welt, und sonderlich in der gelehrten, nichts eher unternehmen dürfte, als bis man alle Stimmen gesammelt, und selbige ganz einhällig befunden hätte. Die Gelehrten teilen sich in viele Gattungen ab: und viele darunter haben die Schwachheit an sich, daß sie nichts billigen, als was ihrer besondern Liebhaberey,

oder Art zu Studieren, gemäß ist. Ein jeder von
94 diesen gar zu eingeschränkten Geistern achtet nur
seine eigene Wissenschaft hoch: alles andere dünkt
ihn etwas geringes, unnützes, und folglich etwas
unnötiges zu seyn. Findet man nun Schriftgelehrte,
die sich aus der Rechtsgelahrheit nichts machen:
Rechtsgelehrte, welche die Arzneykunst verachten; und
Ärzte, die beyde obige Wissenschaften gering schätzen:
da doch der Nutzen aller dieser Wissenschaften in
wohlgeordneten Staaten sehr deutlich ins Auge fällt:
Gibt es Weltweise, welche die Mathematik gering
achten, und Mathematiker, welche der Weltweisheit
spotten: was wird es denn Wunder seyn, daſs sich
oft alle Brodtgelehrte vereinigen, die freyen Künste
verächtlich zu halten? Und wen kann es also befremden,
wenn man, diesem Urteile zu Folge, sich
auch von einer Gesellschaft keinen hohen Begriff
macht; die sich bloß diese angenehmen und schönen
Teile der Gelehrsamkeit zum Gegenstande ihrer Bemühungen
erwählt hat?

Die Sache ist sehr begreiflich, und so natürlich:
daſs auch die Alten schon durch Sprüchwörter diese
Unart der Menschen zu verspotten und zu bestrafen
gesucht. Erhabnere Geister aber, wahre Kenner
einer allgemeinen Gelehrsamkeit, haben sich allezeit
vor so engen Begriffen zu hüten gewuſst. Sie haben
die Nutzbarkeit aller Teile und Arten der Gelehrsamkeit,
wie die Notwendigkeit aller Gliedmaßen eines
menschlichen Körpers; und aller bürgerlichen Handtierungen
im gemeinen Wesen, eingesehen. Was wäre
doch das für ein Tier, das aus lauter Augen, oder
aus eitel Ohren bestünde? Und was wäre das für
ein Staat, der aus lauter Künstlern und Hand-

werkern von einer einzigen Art, zusammen gesetzt wäre? Gesetzt nun, daſs Schuhmacher und Schneider, Bäcker und Fleischer viel unentbehrlicher in einer Stadt sind, als Goldschmiede und Maler, Tonkünstler und Uhrmacher: soll man diese deswegen zum Tore hinaus weisen, oder verächtlich halten? Und gesetzt, daſs man die Religion lehren, die Gerichtsstätte besetzen, und den Kranken helfen muſs: soll man deswegen die anmutigen Wissenschaften, die schönen Künste, aus der gelehrten Welt verbannen? Oder wird es eine Sünde seyn, sich auf die Zierraten aller Gelehrsamkeit zu befleiſsigen, ohne welche auch die gründlichsten Teile derselben bald in Verfall geraten dürften, oder doch ein barbarisches Ansehen bekommen würden? 95

Doch wir leben, zu allem Glücke, an einem Orte, wo es noch niemals ein Verbrechen gewesen, sich auf die schönen Wissenschaften zu legen. Seitdem ein streitbarer Friedrich diesen Musensitz gegründet, seitdem ein Petrus Mosellanus und Camerarius die Barbarey der alten Mönche aus unsern Mauren verbannt haben, hat Leipzig in die dritthalb hundert Jahre lang den unstreitigen Ruhm behauptet, daſs es eine fruchtbare Mutter und nährhafte Säugamme aller freyen Künste gewesen. Man ist von dem niederträchtigen Handwerksneide weit entfernt geblieben, den oft eine Gattung von Handarbeitern, gegen die andere, zu verraten pflegt. Man hat längst erkannt, daſs eine vollkommene hohe Schule, welche billig eine Schatzkammer der ganzen Gelehrsamkeit, eine wahre Zierde des Vaterlandes seyn soll, alle Arten der Wissenschaften in ihrem Schooſse hegen und nähren müſste. Noch mehr, man hat es auch

eingesehen, dass auch eine Art der Erkenntnis der andern die Hand beut, indem sie ihr entweder gewisse Vorteile verschafft; oder ihr doch anmutige Zierraten erteilt, ohne welche sie sehr nüchtern und rauh seyn würde. Ja man könnte ohne Beleidigung der Wahrheit behaupten: dass eben diese hohe Schule jederzeit einen vorzüglichen Ruhm darinnen behauptet; ja den meisten neuern Universitäten in Deutschland zu einem Muster gedient habe.

So sicher wir also überhaupt vor dem Tadel der klugen Welt deswegen sind, H. H. dass wir uns auf die freyen Künste befleißigen wollen: so sehr haben wir von vielen unsrer Brüder und Kunstverwandten noch einen Vorwurf zu besorgen. Es gibt gelehrte Männer, die, so bald sie von den schönen Wissenschaften oder freyen Künsten reden hören, nur an die griechische und lateinische Sprache denken. Außer diesem dünket ihnen nichts schön, nichts angenehm, nichts des Namens der freyen Künste würdig zu seyn. Es ist also leicht zu sehen, was wir von diesen unsern Brüdern, die aber ein wenig eigensinnig zu seyn scheinen, zu gewarten haben. Denn da wir uns nicht insonderheit auf die Sprachen der obgedachten alten Völker legen: so wird man uns wol gar mit unsern Bemühungen auslachen, oder uns doch alle Kenntnis der freyen Künste absprechen; sich selbst aber den alleinigen Besitz, oder das Monopolium derselben, zueignen wollen. Was wollen wir nun dazu sagen, meine Herren? und womit wollen wir ein so unfreundliches Urteil von uns ablehnen?

Ich glaube, dass wir zweyerley antworten können, diese Gegner abzufertigen. Und anfangs zwar, irren sie sehr, wenn Sie die alten Sprachen der Griechen

und Lateiner für die freyen Künste selbst ausgeben wollen. Wer weiß es nämlich nicht, dass selbst von den Alten die Sprach-, Dicht- und Redekunst, die Rechen-, Mess- und Sternkunst, nebst der Geschichtkunde, zu den freyen Künsten gezählt worden? In diesem Verstande nun befleißigen wir uns auf die freyen Künste, als auf Disziplinen, deren Regeln man teils untersuchen, erläutern, bestätigen und erweitern; teils aber auch ausüben, und zum Gebrauche des menschlichen Lebens anwenden kann. Hier ist also nichts von dieser oder jener besondern, entweder alten, oder neuern Sprache zu hören: nichts, was uns eine vor der andern, als unentbehrlich anpreisen könnte. Denn haben gleich die Sprachkunst, die Dicht- und Redekunst, allerdings mit einer Sprache zu tun: so ist es doch ganz unbestimmt und gleichgültig, mit welcher sie sich insonderheit beschäftigen? Der Chineser hat eben einen solchen Anspruch darauf, als der Griech; und der Mexikaner ist eben so wenig von dem Rechte dazu ausgeschlossen, als der Lateiner. Wir räumens zwar gern ein, dass ein Volk sich zeitiger auf diese und andere Künste beflissen, als das andere; und es folglich auch weiter darinn gebracht haben kann, als die übrigen. Wie aber diejenigen Sieger, die bald nach Herkuls Zeiten in den olympischen Spielen den Sieg davon getragen, darum zu Alexanders, oder Cäsars Zeiten niemanden hinderten, gleiche, ja vielleicht noch größere Ehre zu erwerben: eben so kann kein Volk, welches mit einem glücklichen Fleiße andern in den freyen Künsten vorgegangen, diese Rennbahn andern Völkern hinter sich verschließen. Sie muss billig, ja notwendig, allen offen stehen, die Mut, Witz, Eifer und Kräfte genug

besitzen, ihrem Beyspiele zu folgen, und sich neue Kränze, neue Belohnungen und Siegeszeichen zu erwerben.

Denn so unbillig, oder auch so unwissend sind wir ja nicht, M. H. daß wir den alten Griechen und Römern die Ehre streitig machen wollten, unsre Vorgänger gewesen zu seyn. Wir wissen es so gut, als ihre stolzen Verfechter und Anbeter, daß sie unter allen Europäern zuerst die freyen Künste geliebt, und selbige, wo nicht selbst erfunden, doch wenigstens sehr ausgearbeitet und verbessert haben. Die Griechen huben freylich zuerst mitten in der Barbarey und Unwissenheit ihrer Zeiten ihr Haupt empor: und wiewol sie Phönizien und Ägypten zu Vorgängern in Wissenschaften hatten: so gelung es ihnen doch, auch in ihrer Sprache gelehrt und geschickt zu werden. Sie glaubten nämlich nicht auf eine lächerliche Weise, daß in der phönizischen und ägyptischen Sprache selbst alle Gelehrsamkeit bestünde. Sie stunden auch nicht in dem Wahne, daß diese Sprachen von den Wissenschaften selbst unabsonderlich wären; oder als ob alle freye Künste gleich besudelt und entweihet würden, wenn man sie in ihrer Muttersprache, als einer noch unausgearbeiteten und ungeputzten, vortragen, oder ausüben würde. Nein, sie faßten vielmehr das Herz, das, was sie in phönizischen und ägyptischen Büchern gelesen, oder im Umgange mit solchen Weisen und Priestern, ja wol gar von Gymnosophisten und Brachmanen gelernt hatten, ihren eigenen Landesleuten zu gut, griechisch zu lehren und vorzutragen. So haben es ein Orpheus und Thales, ein Pythagoras und Plato, und unzähliche andere gemacht: und durch eben diese höchstlöbliche Be=

mühungen ward endlich Griechenland der Sitz der freyen Künste, die Säugamme aller Gelehrsamkeit in Europa, und was das vornehmste ist, die Schule der tapfern Römer; die sich bereits durch ihre Waffen das gelehrte Griechenland selbst unterworfen hatten.

Und wie gieng es bey diesen, M. H.? Es ist wahr, ihre ersten Dichter und Redner, Geschichtschreiber und Sprachlehrer, Mess- und Rechenkünstler, Sternseher und Weltweisen, giengen allerdings zu Athen in die Schule. Ich will sagen, sie lernten aus griechischen Büchern, und von griechischen Lehrern die ersten Grundsätze der freyen Künste. Wie aber? bemühten sie sich etwa darum, auch die griechische Sprache nach Rom zu bringen, nur lauter griechisch zu dichten, griechisch zu reden, griechisch zu schreiben und zu lehren? Führte irgend Livius Andronikus griechische Schauspiele zu Rom auf? Dichteten Enius, Pacuvius, Accius und Plautus nur griechische Lust- und Trauerspiele? Nein! so rauh auch ihre Sprache damals noch war, so glaubten sie doch, sie hätten nichts von den Griechen gelernt: wenn sie nicht auch die Römer derjenigen Schätze teilhaftig machten, womit sie dort ihren Witz bereichert hatten; und dass alle ihre Wissenschaft ein vergrabenes Pfund seyn würde, wenn sie selbige nicht ihren Landesleuten in einer allen verständlichen Sprache vortrügen. Eben so machten es hernach Terenz und Cato der Censor, Fabius Pictor und Varro, Lucrez und Marcus Tullius. Alle diese große Männer kannten die Schönheiten des Griechischen sehr wol: aber weit gefehlt, dass sie es auf eine blödsinnige Weise nur bewundern, hergegen an ihren eigenen Kräften, selbiges im Lateinischen nachzuahmen, hätten verzagen sollen:

so fassten sie vielmehr das Herz, ihr Vaterland mit allen Zierraten fremder Künste und Wissenschaften nach Möglichkeit zu bereichern; die Rauhigkeit ihrer Muttersprache allmählich zu mildern, und endlich das große Rom so reich an Witz und Einsicht zu machen, als mächtig an Waffen, und prächtig an Gebäuden es geworden war.

So schildert uns Horaz die Gesinnung seiner Landesleute ab, wenn er uns die kurze Geschichte von Einführung der schönen Wissenschaften unter denselben in dem Briefe an Augusten entwirft. Und die Erfahrung hat es gewiesen, daſs ihr unermüdeter Fleiß und Eifer alle sich dabey anfangs äußernde Schwierigkeiten glücklich überwunden. Denn freylich gab es auch, um Cicerons Zeiten, Leute, die für das Griechische sehr eingenommen waren, und sich einbildeten: es sey nicht möglich, die freyen Künste und die Weltweisheit in lateinischer Sprache zu lehren oder zu lernen. Allein, wie wenig rührte solches diesen großen Mann? Blieb er etwa bey dem Vorurteile seiner Ältern und Vorgesetzten, die in seiner Kindheit es ihm nicht erlaubt hatten, lateinische Lehrer der freyen Künste zu besuchen; sondern ihn nur zu den griechischen Sprachmeistern in die Schule geschickt hatten? Nein, meine Herren, er bestritt dieses Vorurteil sein Lebenlang aus allen Kräften. Er schrieb alles, was er wuſste, in lauter lateinischen Büchern. Er übersetzte, in gebundner und ungebundner Rede, verschiedenes aus dem Griechischen ins Latein, seine Römer zu belehren. Lateinisch redete er; lateinisch philosophirte er; lateinisch schrieb er seine Briefe und Reden; lateinisch lehrte er die Redekunst, die Natur der Götter, des Guten und Bösen, die Staatskunst,

die Sittenlehre, u. s. w. Kurz, er ward so zu sagen, der Vater der lateinischen Sprache, das einzige Muster der Beredsamkeit, und der größte Lehrer der Weltweisheit, den Rom jemals hervorgebracht: und das alles bloß darum, weil er in seiner Muttersprache schrieb und redete, und dieser alle die Schönheiten mitteilte, die sein fähiger Geist und Witz den Griechen entwendet und, so zu reden, auf lateinischen Boden verpflanzt hatte. 100

Was dünket Ihnen nun, meine Herren, würde wol dieser große Mann eben so groß geworden seyn, wenn er Lebenslang ein ängstlicher Sprachschüler der Griechen geblieben, und diesen seinen Lehrern, als ein blöder Lehrling, fremde Sylben und Worte beständig nachgelallt hätte? Wahrhaftig nicht! Cicero würde nimmermehr ein Cicero geworden, sondern allezeit ein kleinmütiger Barbar oder Ausländer geblieben seyn; der an die Ehre, einem Demosthenes zu gleichen, und unzählige andere Redner zu übertreffen, nimmermehr hätte denken dörfen; ja dem auch Kinder in Athen zuweilen Sprachschnitzer würden angemerkt haben.

Und wie haben es wol diejenigen gemacht, die nach einer langen Barbarey die Wissenschaften in Welschland und Deutschland, in Frankreich und Holland, wieder hergestellt haben? Petrarcha war sonder Streit der erste, der in Italien die Gelehrsamkeit der Alten aus dem Staube der Klöster wieder hervorsuchte. Allein was tat er? War er zufrieden, daß er Latein reden, schreiben und dichten konnte? Nein! er bemühte sich, auch wälsch zu schreiben und zu dichten, und gab damit allen seinen Landesleuten ein Beyspiel. Bocatius folgte ihm. Und wenn würde

ich fertig werden, alle die Humanisten dieses Volkes zu nennen, die neben dem Griechischen und Latein auch ihre Muttersprache geliebt und darinnen geschrieben haben? Kaiser Maximilian liebte die alte Gelehrsamkeit, und stiftete, die Liebe dazu fortzupflanzen, eigene Lehrstühle der Dichtkunst und Beredsamkeit zu Wien. Allein, er selbst liebte zugleich die deutsche Dichtkunst, und übte dieselbe Hand, die Waffen und Zepter zu tragen gewohnt war, auch in seiner Muttersprache: wie die von ihm noch jetzo vorhandenen Gedichte auf der kaiserlichen Bibliothek zeigen. Ulrich von Hutten, Melanchthon, Conrad Gesner, Freinsheim, Taubmann, Caspar Barth, August Buchner, lauter große Humanisten und Liebhaber alter Sprachen, haben so wenig ihre Mutter-
101 sprache für ungeschickt gehalten, die Zierraten der Musen anzunehmen, daß sie vielmehr selbst die Hand angelegt, sie mit neuen Schönheiten zu bereichern, und mit der Anmut der griechischen und römischen zu putzen. Was soll ich von einem Daniel Heinsius in Holland, einem Menage, Le Fevre, Boileau und Dacier in Frankreich, und so vielen andern sagen, die in ihren Sprachen eben das getan haben? Die Menge solcher Beyspiele, nebst der Kürze der Zeit, nötigen mich hier abzubrechen; und auch die Engländer, nebst den Schweden und Dänen, mit Stillschweigen zu übergehen.

Haben nun die größten Männer in alten und neuern Zeiten dafür gehalten, daß die freyen Künste nicht allein ans Griechische, nicht bloß ans Latein gebunden wären; sondern daß man sie auch in neuern Sprachen, und zwar bey allen Völkern treiben und bekannt machen müsse: wer will doch immermehr

unsre Deutschen tadeln, dass sie sich seit mehr als 200 Jahren beflissen haben, dasjenige, was die Griechen, in Ansehung der Phönizier und Ägyptier; die Römer aber in Absicht auf die Griechen getan, in ihrer eigenen Mundart zu treiben? Warum soll das uns nicht frey stehen, was jenen alten Völkern frey gestanden? Was für Vorrechte können sie aufweisen, die uns nicht zukämen? Oder ist vielleicht der Witz und die schöne Gelehrsamkeit bloß an die griechischen Inseln und Halbinseln, an den Sitz der alten Pelasger, Danaer, Achiver und Böotier gebunden? Man sage uns doch, wohnt er denn jetzo noch darinnen? Hat denn die bloße Himmelsgegend, oder der gütige Einfluss der Gestirne, diese Landschaften vor der einreißenden Barbarey und Unwissenheit unter dem türkischen Joche versichern können? Oder hatte nicht vielmehr Griechenland, auch schon unter griechischen Kaisern, den alten Schmuck seiner ehemaligen Gelehrsamkeit in freyen Künsten verloren? Und wir sollten bey dem allen kleinmütig werden? Und wir sollten uns die Fähigkeit absprechen, in ihre Fußtapfen zu treten: nachdem wir so viele glückliche Vorgänger vor uns sehen; so viel herrliche Proben der größten Geister in unsrer Muttersprache, so viele Meisterstücke in auswärtigen Sprachen erblicken? 102

Nein, nein! meine Herren. Lassen Sie sich durch solche ungegründete Urteile nicht irre machen. Schätzen Sie die trefflichen Schriften der Alten nach Würden hoch; ehren und lieben Sie die Regeln und Muster der freyen Künste, welche sie uns hinterlassen haben. Lesen Sie dieselben Tag und Nacht, wie solches Horaz seinen Römern auch schon angeraten. Allein, ver-

gessen Sie bey dem allen nicht, dass Sie Deutsche sind! Sie sind ihren Landesleuten, Sie sind Ihrem ganzen Vaterlande eben die Dienste schuldig, die vormals alle gelehrte Griechen und Römer den ihrigen geleistet haben. Sie müssen den Geschmack an allen diesen Schönheiten ausbreiten, befestigen und läutern helfen. Sie müssen Ihre Muttersprache mit aller der Anmut und Süßigkeit zu bereichern suchen, womit jene Völker die ihrigen geschmückt haben. Sie müssen die Gedanken Ihrer Mitbürger eben so fein, Ihre Empfindungen eben so zart, Ihren Witz eben so lebhaft, Ihre Urteilskraft eben so scharf, Ihre Einbildung eben so feurig, und kurz, Ihre ganze Seele, sammt allen Gemütskräften, eben so fähig zu den feinsten Vergnügungen zu machen suchen, als jemals die Grajer und Latier gewesen. Dieses muss künftig Ihr ganzer Ehrgeiz, Ihr eifriges Bestreben seyn, wenn Sie würdige Mitglieder einer deutschen Gesellschaft der freyen Künste seyn wollen.

Der Anfang ist bereits recht glücklich gemacht. Wir haben vor etlichen Monaten ein neues Band geknüpft, welches uns alle verbindet, mit vereinigten Kräften, nach diesem so edlen Ziele zu streben. Wir haben einen durchlauchtigsten Beschirmer unsrer Anstalten erwählt, den wir uns nicht besser wünschen könnten. Sein erleuchteter Verstand hat selbst die Süßigkeiten der freyen Künste kennen gelernt. Sein feiner Geschmack hat, auf Reisen und durch Bücherlesen, die wahren Schönheiten derselben, von den falschen scharfsinnig unterscheiden gelernt: und Seine gnädige Neigung gegen dieselben hat sich auch auf unsrer hohen Schule mehr als einmal aufs deutlichste gewiesen. An Seinem hohen Jahrestage haben wir

also auf eine glückliche Weise den Anfang zu unsern Übungen gemacht. Das von Sr. königlichen Hoheit glorreichst angetretene männliche Alter wird künftig die glückliche Denkzeit unsrer Gesellschaft seyn; wenn dereinst wir, oder unsre Nachfolger, seinem preiswürdigen Zepter ein 25 oder 50jähriges Jubelfest feyern werden.

Lassen Sie nur den Mut nicht sinken, den Ihnen irgend die Bescheidenheit, durch das lebhafte Bewusstseyn ihrer Schwäche niederschlagen möchte. Es ist wahr, die meisten unter Ihnen sind Anfänger: aber sind denn dieses nicht alle große Geister einmal gewesen? Muss denn nicht auch der größte Kriegsheld einmal das erste Treffen gewagt haben? Auch Virgil hat von Hirtengedichten angefangen, ehe er Kräfte genug fühlte, den Feldbau und die Stiftung des römischen Reiches durch den Äneas zu besingen. Auch Tullius hat erst einen Roscius von Ameria verfochten, ehe er den Feind der Hauptstadt der Welt, den Catilina, und die schädlichste Meuterey seiner Rotte mit einer einzigen Rede zu Boden schlug. Die wachsenden Jahre und ein anhaltender Fleiß werden ihre Kräfte mehren: die Übung und Nachahmung großer Muster werden ihren Schwingen zur Stärkung und ihrem Eifer zur Aufmunterung dienen.

Erwägen Sie endlich, dass Sie nicht allein dieses löbliche Unternehmen gefasst haben. Die Anzahl derer, die solches hier und anderwärts zum Zwecke haben, ist sehr groß. Auch außer unsrer Zahl hegt Leipzig eine große Menge gelehrter Männer, die sich eben dieses Ziel gesteckt, und es mit den glücklichsten Bemühungen zu erreichen suchen. Mit diesen müssen wir uns vereinigen; mit diesen müssen wir eifern,

wer es am weitesten bringen kann. Auch die meisten übrigen hohen Schulen in Deutschland bearbeiten sich, den freyen Künsten täglich neue Liebhaber anzuwerben. Ganze Gesellschaften haben sich zusammen getan, gleiche Absichten zu befördern. Glückliches Deutsch-104 land! Wie groß ist nicht die Anzahl deiner Söhne, die für deine Ehre sorgen! die den Schimpf der Barbarey von deinen Gränzen abzuwenden, und dich in eben den Grad des Ansehens bey den Nachkommen zu setzen suchen, darin das vormalige Griechenland und das römische Italien zu unsern Zeiten stehen.

Von nun an aber, meine Herren, vergessen sie nicht, daſs sie samt und sonders vor den Augen der Nachwelt stehen. Man wird in späten Zeiten noch auf die Namen derjenigen sehen, die den Grund zu dieser Gesellschaft gelegt haben. Nach vielen Jahrhunderten wird man die Proben ihres Witzes, ihrer Gelehrsamkeit, ihres Fleiſzes noch hervor suchen, wenn wir längst zu unsern Vätern gegangen seyn werden. Man wird von ihnen urteilen, man wird sie loben, wenn sie etwas rechtes geleistet; man wird sie aber auch tadeln, wenn sie wenig gutes, oder nichts sonderliches geleistet haben werden. O! was muſs Ihnen dies nicht für einen Sporn abgeben, alle Ihre Kräfte anzusträngen?

Doch gesetzt, wir hätten gar keine so erleuchtete Nachwelt zu hoffen; gesetzt, unsre Namen würden mit unserm Odem verlöschen: sollten wir deswegen nachläßiger in unsern Bemühungen, schläfriger bey unsern Arbeiten, saumseliger in unsern Pflichten seyn? Keineswegs! Erwägen sie nur, daſs sie auf einer großen Schaubühne stehen! Leipzig ist derjenige Ort, wo unsre Gesellschaft entstanden ist, wo

sie blühen, wo sie endlich, wenn meine Wünsche gelingen, auch Früchte bringen soll. An welchem Orte der Welt aber könnten wir, den Augen von ganz Sachsen, von ganz Deutschland, ich sage noch zu wenig; wo könnten wir den Augen von ganz Europa, mehr ausgesetzt seyn, als eben allhier?

Ich gestehe es gern, meine Herren, es muſs Ihnen ein kleiner Schauder ankommen, wenn Sie dieses in dem gehörigen Lichte betrachten. Ganz Leipzig zu Zuschauern Ihrer Bemühungen zu haben, das ist wahrlich nichts geringes. Denn wie reich ist dieser Sitz aller Gelehrsamkeit nicht an erleuchteten Kennern 105 der schönen Wissenschaften und freyen Künste? Allein noch weit gefährlicher ist es, wenn Sie an so viele andre Städte von Deutschland denken; wo es noch weit mehr Kenner und Meister derselben gibt? Diese werden hinführo alle auf Ihr Tun und Lassen Achtung geben; und vielleicht durch ihre Stimmen darüber den Ausspruch tun: wie vormals ganz Griechenland die Kämpfer in den so berufenen isthmischen, nemäischen und pythischen Spielen zu beurteilen pflegte. Wie rühmlich wird es Ihnen hier seyn, Beyfall gefunden zu haben! So groß Ihnen dabey die Schwierigkeit zu seyn scheint: so schön wird es auch seyn, dieselben überwunden, sich selbst einen dauerhaften Ruhm erworben, und auch dadurch die Ehre dieser Gesellschaft vergrößert zu haben. 106

# Rede
bey der feyerlichen poetischen Krönung des
# Freyherrn Otto von Schönaich
gehalten 1752 am 18. Juni
im philosophischen Hörsaale der philosophischen Fakultät
zu Leipzig.

---

Höchstansehnliches Oberhaupt dieser Universität,
Hochgebohrne Grafen und Herren,
Nach Stand und Würden höchst und hochzuverehrende Anwesende, wie auch Sie insgesammt, edelste akademische Mitbürger, des Vaterlandes sicherste Hoffnung, unser Vergnügen!

Eine ganz neue, und auf unserer Schule noch niemals in Übung gewesene Sache anzuschauen, haben Sie allerseits, sich in diesem philosophischen Lehrsaale versammeln wollen. Und wahrlich, dafern in der bloßen Neuigkeit einer Sache ein Laster stecken kann: so finden Sie an uns allerdings solche Beklagte, die ihr Verbrechen freywillig gestehen. Da es aber gleich wol billig und gerecht ist, vor Abfassung des End-

urteiles den Beklagten zu hören: so hege ich zu Ihnen allen das zuversichtliche Vertrauen, daſs sie mich bey dem aufrichtigen Vortrage der ganzen Sache eines geneigten Gehöres würdigen werden.

Dreyhundert und drey und vierzig Jahre hatte dieser allgemeine Sitz aller Künste und Wissenschaften bereits gestanden; und war nicht nur gleich anfangs mit vielen kaiserlichen Befreyungen geziert, sondern auch nach und nach, fast bis zur Eifersucht anderer hohen Schulen, mehr und mehr damit bereichert worden. In dieser ganzen Zeit nun hatte man allhier nicht nur alle Künste und Wissenschaften öffentlich und insbesondere gelehrt und fortgepflanzt; sondern auch die Ehrenzeichen derselben, durch die kluge Verwaltung ganzer gelehrter Gesellschaften, wolverdienten Leuten öffentlich erteilet. Weil aber dieses allen hohen Schulen in und außer Deutschland gemein ist: so hat es freylich nichts wunderwürdiges in sich. Dieses hingegen könnte jemanden billig befremden, daſs unserer hohen Schule eine einzige Vollmacht, die freyen Künste zu belohnen, ich meyne das Recht, vortrefflichen Dichtern einen poetischen Lorberkranz aufzusetzen, so viele Jahrhunderte hindurch gemangelt habe.

Gleichwol darf hier niemand, aus einem gegen die Musen übelgesinnten Gemüte, vorwenden: es wäre freylich an diesem Vorrechte, Poeten zu krönen, so viel nicht gelegen gewesen, daſs man bey Stiftung hoher Schulen auch darauf hätte denken sollen. Das Widerspiel nämlich erhellet schon daraus, daſs die allerdurchlauchtigsten römischen Kaiser, seit vielen Jahrhunderten dieses Recht sich selbsten vorbehalten, und wirklich, so oft sie vortreffliche, und dieses

Schmuckes würdige Dichter angetroffen, ihnen mit eigener hoher Hand Lorberzweige um die Stirne gebogen haben. Weit gefehlt also, daſs die Macht, die Häupter der Poeten zu bekränzen, hindangesetzt und vernachläſſigt worden wäre: ſo findet ſichs vielmehr, daſs ſie, nebſt vielen andern Stücken, unter die beſondern Vorrechte der höchſten Häupter gezählt, und als ein ſolches, lange Zeit wirklich ausgeübt worden.

Daſs aber, wie in ſo vielen andern Dingen, alſo auch hierinnen mit der Zeit eine andere Gewohnheit mit aufgekommen ſey: das iſt Ihnen, allerſeits hochgeſchätzte Zuhörer, zur Genüge bekannt. Die ſogenannten kaiſerlichen Hof- und Pfalzgrafen haben die Vollmacht erhalten, Poeten zu krönen: aus was für Urſachen aber, und mit was für einem Erfolge ſolches geſchehen ſey, überlaſſe ich billig andern zu beurteilen. Da indeſſen dieſe, ſonſt gröſstenteils anſehnlichen und würdigen Männer, doch ſelten in den freyen Künſten und ſchönen Wiſſenſchaften die gehörige Einſicht hatten: ſo iſt es geſchehen, daſs der uralte, und an ſich ſelbſt ſehr edle Gebrauch des poetiſchen Lorberkranzes zu einem Misbrauche gediehen; und daſs alſo durch die öftere Entweihung deſſelben, dieſe Zierde der Muſen nicht nur den Gelehrten, ſondern auch bey dem niedrigſten Pöbel verächtlich geworden.

Dieſes ſahen nun die höchſten Häupter nach ihrer weiſen Einſicht und gnädigen Geſinnung gegen die ſchönen Wiſſenſchaften mit einem gerechten Schmerze; und huben allmählich an, ganzen Univerſitäten und gelehrten Geſellſchaften dieſes Recht poetiſcher Krönungen zu erteilen; wie ſolches teils aus dem, von unſers höchſel. Königes Majeſtät, dem philoſophiſchen Orden

zu Wittenberg erteilten Vorrechte; teils aus den, der unlängst gestifteten Georg-Augusts-Universität verliehenen Freyheiten, sonnenklar ins Auge fällt. So brach nun der alte Glanz der poetischen Lorberkrone wiederum von neuem hervor: und die eine Zeitlang verachteten und nachgesetzten Musen begannen allmählich ihren vormaligen Ruhm wieder zu erhalten.

Auch unserm philosophischen Orden geruhte fast vor elf Jahren unsers allerdurchlauchtigsten und großmächtigsten Königes, Herrn Friedrich Augusts Königl. Majestät und Kurfürstl. Durchl. der allergnädigste Beschirmer und Erhalter unsrer Musen, in Dero preiswürdigstverwaltetem ersten Vikariate des H. R. R. nach Dero in allen Landschaften des sächsischen Rechts habenden höchsten Gewalt, durch einen feyerlich ausgefertigten Freyheitsbrief, mit diesem neuen Vorrechte allerhuldreichst zu begnadigen. Und was war hieben, allerseits höchst- und hochgeschätzte Zuhörer, sonst unsere Pflicht, als diese neue Königliche Wohltat mit untertänigster Dankbarkeit zu verehren; und den größten Fleiß anzuwenden: dass nicht die unsern Händen anvertrauten Lorberzweige, durch unsern Misbrauch verächtlich werden möchten? Und in der Tat haben wir dieselben bisher klüglich aufbewahrt, damit sie nicht täglich verschwendet oder mit Füßen getreten würden: ja durch ihren sparsamen Gebrauch, oder besser zu sagen, durch ihren bisherigen Nichtgebrauch, haben wir es dahin gebracht; dass wir vielen gar zu strenge und ernsthafte Verwalter der königlichen Willensmeynung zu seyn geschienen. Indessen wuchs eben dadurch die Würde unserer apollinischen Krone; ja sie stieg allmählich zu dem

Grade der Hochachtung hinauf, daſs ſie nunmehr von billigen Richtern für einen ſehr anſehnlichen Schmuck gehalten werden kann: da wir ſie nach einer elfjährigen Ruhe aus unſerm Heiligtume hervorziehen, und ſie einer ſehr würdigen Stirne beſtimmt haben, die ich Ihnen bald mit mehrerm anpreiſen werde.

Da haben Sie nun, allerſeits höchſt- und hochgeſchätzte Anweſende! die wahre Beſchaffenheit der vorhabenden Neuigkeit: und Sie ſelbſt ſollen itzo, als Richter, den Ausſpruch tun: Ob wir in Vollführung derſelben eben ſo ſehr zu tadeln ſeyn werden? Alles Neue nämlich iſt, wie Sie wiſſen, eben ſo wenig zu verwerfen, als alles Alte zu billigen iſt. Und wie? wenn unſern Vorfahren alle Neuigkeiten ſo verhaſſt geweſen wären, was würde wol itzo alt ſeyn können? Indeſſen haben wir klüglich beſchloſſen, Sie alle, die Sie durch die Reizungen dieſer Neuigkeit gleichſam bezaubert und zuſammengelockt worden, bey einer ſehr löblichen Sache, nämlich den Flor der freyen Künſte zu befördern, und den Ehrentag eines vortrefflichen Dichters zu zieren, als vornehme Zeugen zu gebrauchen. Gönnen Sie mir nur ein geneigtes Gehör, und laſſen Sie ſichs gnädigſt und gütigſt gefallen, dasjenige, was wir zu dieſer feyerlichen Handlung für nötig gehalten haben, mit geneigten Blicken anzuſehen.

Ein einziges iſt nur übrig, welches mir ein Hindernis in den Weg legen könnte, und daher mit Fleiß beyſeite geräumt werden muſs, gnädige und hochgeſchätzte Anweſende, ehe ich zur Sache ſelbſt ſchreiten kann. Ein gewiſſer Wahn hat nämlich in vielen Gemütern ſehr tiefe Wurzeln geſchlagen: Daſs freylich die Liebhaber der griechiſchen Gelehrſamkeit,

ingleichen die eifrigen Verehrer der lateinischen Beredsamkeit und Dichtkunst solcher öffentlichen Belohnungen würdig wären. Diesen allein wären auch von unsern Vorfahren die akademischen Würden zugestanden worden; aber durchaus nicht denjenigen, die sich nur auf die gemeinen und pöbelhaften Sprachen legen. Diese nämlich müsse man, als unheilige Menschen, aus den Heiligtümern der Musen verbannen und in Hütten der Barbarn verweisen. Ich rede nicht erdichtetes, teureste Zuhörer; und ersinne mir keine Ungeheuer wunderlicher Meynungen, die irgend nirgends vorhanden wären. Allerdings, allerdings gibt es, selbst unter uns, sehr viele, die solchen zugetan sind, die es eben darum ungern sehen, daſs ein deutscher Dichter diejenige Ehre davon tragen soll, der sie nur einen griechischen oder lateinischen wert schätzen. Sie pflegen nämlich unsere Muttersprache für sehr verächtlich zu halten, und sie für ganz unwert zu schätzen, daſs sich ein gelehrter Mann einige Mühe darum geben sollte.

Was ist nun bey so gestalten Sachen nötiger, teureste Anwesende! als daſs man solchen Vorurteilen zu begegnen suche, und einigermaßen die Verteidigung unserer Muttersprache über sich nehme? Und an welchem Orte in der Welt könnte dieses wol mit mehrerm Wohlstande geschehen, als in eben dieser Stadt; welche längst durch die Zierde und Schönheit unserer Sprache berühmt geworden, ja sich diesen Ruhm fast in ganz Deutschland zu eigen gemacht hat? Vor was für Richtern könnte ferner diese Sache glücklicher geführet werden, als vor Ihnen, hochgeschätzte Zuhörer, die Sie selbst großenteils in ihren Reden und Schriften eine besondere Schönheit

ihrer Muttersprache blicken lassen? oder doch die schönsten deutschen Sachen in gebundener und ungebundener Schreibart gern lesen, ja fast Tag und Nacht in Händen haben; weswegen denn unsere Gegner auch Sie selbst entweder für Barbarn, oder doch für Freunde der Barbarn zu schelten pflegen. Zu welcher Zeit endlich würde sichs besser schicken, von dieser Sache zu reden; als eben heute, da die Stirn eines deutschen Dichters mit der Krone Apollons umkränzt werden soll? Dero gnädige und geneigte Aufmerksamkeit also, hochansehnliches Haupt der Universität, hochgebohrne Herren und Grafen, allerseits hoch- und wertgeschätzte Anwesende, muſs mir zu statten kommen, indem ich entschlossen bin, den Schandfleck der Barbarey von Ihnen allen abzuwenden, und so gut ich kann, zu erweisen:

Daſs unsere Muttersprache mit Recht unter die gelehrten Sprachen zu zählen, und wo nicht für gelehrter, doch gewiſs für eben so gelehrt zu achten sey, als die griechische zu Alexanders, und die römische zu Kaiser Augusts Zeiten gewesen ist.

Wenn wir das alte Griechenland um König Philipps und Alexanders Zeiten gelehrt nennen, teureste Anwesende! wenn wir auch das alte Italien, um Cäsars und Augusts Zeiten, für gelehrt halten: so ist es eben unsere Meynung nicht, zu behaupten: daſs alle damalige Landschaften, Städte und Flecken dieser Länder, durch die Wissenschaften gleich aufgeklärt gewesen. Noch viel weniger glauben wir, daſs alle Bürger und Einwohner derselben, durch die freyen Künste sattsam erleuchtet gewesen. Freylich haben in beyden Ländern nur wenige Städte, ihrer Gelehrsamkeit wegen, in einigem Rufe gestanden: und, wie

es die Natur und Beschaffenheit der Sache nicht anders verstattet; so hat auch nur der geringste Teil ihrer Eingesessenen der Gelehrsamkeit obliegen können. Gleichwol hat man diese Völker dazumal billig für die allergelehrtesten gehalten: weil allerdings auch der Wenigen Wissenschaft und Einsicht, sich einigermaßen auf die Übrigen ausgebreitet hatte. Denn da sowol Athen als Rom, insgemein von den gelehrtesten Männern verwaltet wurden: so pflegten auch alle Einrichtungen, Anstalten, Gesetze, öffentliche Gebäude, Lustbarkeiten, und selbst der tägliche Umgang in demselben, ein gewisses gelehrtes Ansehen zu bekommen, und so zu reden, überall nach den Wissenschaften zu schmecken. Daher schienen nun Griechen und Römer unter allen benachbarten Völkern, die von den Zierraten der freyen Künste entblößet waren, allerdings gelehrt zu seyn: ja es kam endlich so weit, daß auch die Sprachen der Griechen und Römer für gelehrte Sprachen gehalten und also genannt wurden.

Untersuchen wir nun etwas genauer den Grund davon: so findet sich nichts anders, was erwähnten Sprachen dieses Ansehen der Gelehrsamkeit hat erteilen können; als bloß die Menge der darinnen geschriebenen Bücher, und die darin enthaltenen Wissenschaften. Denn bloß wegen der mannigfaltigen Einsicht und Erkenntnis, sowol überhaupt in historischen und philosophischen Dingen; als insbesondere derer zum Gottesdienste, zur Staatskunst und Arzneywissenschaft gehörigen Sachen, wurden damals Griechen und Lateiner für gelehrt gehalten. Auf ausländische Sprachen nämlich befliß sich damals in Griechenland kein Mensch: ja keine Seele dachte daran, daß in einer solchen Kenntnis eine Gelehrsamkeit stecken

könnte. Alles redete und schrieb allein seine Muttersprache; hingegen verachtete man aller fremden Völker, der Phönizier, Perser und Aegypter ihre Mundarten; ja man hatte vor ihnen, als vor barbarischen Sprachen, einen Abscheu. Und was? selbst auf ihre eigene Muttersprache legten sich die Griechen, wenigstens vor Aristotels Zeiten, noch fast gar nicht: ob sie sich gleich derselben in Gedichten und Reden, in Geschichtbüchern und andern Schriften täglich bedienten. Daher kam nun eben die Verschiedenheit ihrer Mundarten, die sich sogar in Schriften äußerte: daher kommen so viele Dunkelheiten, Unrichtigkeiten und Unordnungen derselben; ja endlich auch die so große Frechheit im Reden und Schreiben, die sich fast durch keine Regeln bändigen lässt. Daher kommt endlich der große Mangel grammatischer Schriftsteller, und sowol griechischer als lateinischer Wörterbücher; die nämlich zu den Zeiten, da diese Sprachen noch blühten, abgefasst wären. Denn das wenige, was in dieser Art von den Alten vorhanden ist, ist entweder viel neuer; oder es zeigt doch sattsam, dass sich damals kein Mensch an eine völlige Abhandlung der Sprachkunst gewagt. Und was am meisten zu bewundern ist, so geschah dieses auch zu der Zeit nicht einmal, als die Römer griechisch, die Griechen aber lateinisch zu lernen anfiengen; und also schon einige Art der Gelehrsamkeit in dieser gegenseitigen Sprachkenntnis zu suchen schienen.

Dieses vorausgesetzt nehmen wir es für ausgemacht an: diejenige Sprache sey für gelehrt zu halten, die von einem gelehrten und wohlgesitteten Volke viele Jahrhunderte hindurch geredet; in Gedichten, in Geschichtbüchern, und in wichtigen öffent-

lichen Reden, die man von Religionssachen, bey Höfen, und an das Volk fast täglich gehalten, häufig gebraucht, und dadurch allmählich ausgeputzt worden; der man sich ferner im Rechtsprechen, im Philosophiren, und im Vortrage aller Künste und Wissenschaften bedient hat: die endlich zu allen diesen Stücken allemal reich, geschickt und geschmeidig genug erfunden worden; ihren Verehrern und Meistern aber viel Ruhm und Ehre zuwege gebracht hat.

Euch rede ich hier an, mit denen ich jetzo hauptsächlich zu tun habe, und die Ihr gerade das Widerspiel behauptet! denn auf euer Urteil muss ich es itzo ankommen lassen, ob ich die Gränzen einer gelehrten Sprache recht bestimmt habe? Ist mirs damit nach Wunsch gelungen: so freue ich mich billig, dass wir endlich, in irgend einem Stücke, mit einander eins sind. Wo nicht, so ist es eure Pflicht, meine Erklärung zu verbessern, das mangelhafte zu ergänzen, und das überflüssige abzuschneiden. Soviel ich aber sehen kann, so ist hier weder etwas hinzuzufügen, noch wegzulassen: wenn ihr anders die griechische und lateinische Sprache, euer einziges Labsal! vor Augen haben wollet. Denn nach deren Mustern habe ich diese meine Abschilderung einer gelehrten Sprache gemacht, und ihr nicht das Gerigste einverleibt, als was ich an ihnen gefunden: nicht anders, als es ein treuer Mahler zu machen pflegt, welcher der ihm vor Augen schwebenden Natur mit den lebhaftesten Farben nachahmet. Gebt ihr mir aber dieses zu; wie ich es denn von eurer Billigkeit nicht anders vermute: so will ich mit munterm Schritte unserer Muttersprache etwas näher treten; und aus genauerer Betrachtung derselben zeigen,

daß alles, worüber wir von einer gelehrten Sprache eins geworden sind, ihr vollkommen beyzulegen sey. Werde ich nun hierinnen glücklich seyn, so sehe ich gewiß vorher, daß keine fernere Mishälligkeit unter uns statt haben werde.

Wolan denn, allerseits höchst- und hochgeschätzte Anwesende; so erwägen Sie mit mir, was sich von den itzt erwähnten Merkmalen und Kennzeichen einer gelehrten Sprache, auch bey der deutschen Sprache antreffen lasse oder nicht? Daß sie viele Jahrhunderte hindurch von einem gelehrten Volke müsse geredet worden seyn, war das erste, was wir vorausgesetzt: und dieses muß ich nun zuerst von unserm Deutschen dartun. Wer ist aber wol so blödsinnig, daß er solches nicht von sich selbst wahrnehmen sollte? Drey Jahrhunderte sind nunmehr verflossen, seit dem die Wissenschaften unter unsere Landesleute gebracht, täglich mit größerm Fleiße getrieben, fast an unzähligen Orten gelehrt, von unendlich vielen Lehrern, in allen Landschaften dieses weitgestreckten Reiches ausgebreitet; ja mit unglaublichem Eifer und ungemeiner Freude überall aufgenommen worden. Wer erkühnt sich wol jemals, den so reichlichen Anwuchs so vieler Universitäten, Gymnasien und Schulen in Deutschland mit Worten zu beschreiben, geschweige denn zu erschöpfen? Wer ist so verwegen, die ungeheure Menge so vieler und vortrefflicher Lehrer aller freyen Künste, aller Wissenschaften und Künste, nur einigermaßen zu erzählen, die seit Rudolphs Agricolä Zeiten unser Deutschland mit ihrem Unterrichte erleuchtet haben? Wo ist wol eine Provinz, eine hohe Schule, ja nur eine mäßige Stadt zu finden, die nicht ganze Bücher mit solchen Verzeichnissen

gelehrter Männer, die bey ihr gelebt und gelehrt haben, anfüllen könnte?

Wie aber? wollen wir sagen, die ganze Mühe und Arbeit dieser vortrefflichen Männer sey umsonst und vergeblich gewesen? Wollen wir so unverschämt seyn, und alle auf Stiftung und Erhaltung hoher Schulen verwandte Unkosten hoher Häupter und Oberkeiten für unnütz und übel angelegt erklären? Wollen wir behaupten, daß aller Schüler Bestrebungen überflüßig; aller Ältern Ausgaben und Sorgen fruchtlos gewesen; daß alle unsere Landesleute bleyerne und ungelehrige Köpfe gehabt haben? Ich will, und kann solches nimmermehr hoffen. So sind denn notwendig unzählige darunter wirklich gelehrt geworden; wirklich als geschickte Leute zu Ämtern gezogen worden; auch bey Höfen, auf Rathäusern und in Tempeln, als besondere Zierden des gemeinen Wesens in Ansehen gekommen. So hat denn Deutschland, so haben auch seine Bürger vorlängst gelehrt heißen können; zumal sie fast so manches Athen, so manches Rom in ihren Landschaften gehabt, als sie hohe Schulen gezählt haben: zu welchen, um der Wissenschaften halber, so viele Fremde, zumal aus nordlichen Ländern gezogen; welche auch auswärtigen Reichen, Britten und Batavern, Dänen und Schweden, Russen und Sarmaten, so oft Lehrer geschickt; ja welche auch endlich von Wälschen und Galliern oftmals mit den größten Lobsprüchen beehrt worden.

Dieses destomehr ins Licht zu setzen, will ich mich nur auf drey berühmte Männer des vorigen Jahrhunderts, einen Italiener und zweene Franzosen berufen. Denn diese benachbarten Völker pflegen nicht allezeit unbillige Richter unserer Deutschen zu seyn.

Jener sey Ferrarius, ein paduanischer Redner; der in seiner ausdrücklich auf Deutschland gehaltenen Lobrede also schreibt: „Es ist unglaublich zu sagen, heißt es, wie schnell und glücklich ein vormals rauhes und zu lauter Kriegeskünsten gehärtetes Volk alle Künste und Wissenschaften nicht nur berührt, sie zu sich gerissen, und sich zu eigen gemacht; sondern auch vermehrt, erweitert und so fortgepflanzt hat, daß es alle übrige Völker, ja selbst das Haupt von Wälschland, dieser Zierde beraubt hat. Es würde eine unendliche Arbeit seyn, die Jahrbücher der deutschen Gelehrsamkeit nachzuschlagen, und alle die großen Geister zu erzählen, die durch soviel unsterbliche Werke noch atmen und leben, und in allen folgenden Jahrhunderten leben werden. Dieses Volk nämlich, das im Kriege unüberwindlich ist, und sowol große Länder, als sich selbst, besiegt hat, ist auch bey der Arbeit unüberwindlich. Es weiß nichts von Wollüsten; es beherrscht seinen Körper; es ist unermüdet, ja fast eisern. Es sitzt Tag und Nacht beym Pulte und über den Büchern: und ob es gleich den Bachus liebt; so verbraucht es doch öfters mehr Öl als Wein; vergräbt sich in Bibliotheken, und treibt täglich neue Früchte, neue Schriften hervor, die nicht nur diesem Jahrhunderte, sondern den spätesten Enkeln nützen werden. Und das alles tut es nicht mit trägen, sondern mit männlichen und reifen Köpfen: dagegen es die flüchtigen und durch ein gewisses Feuer flatterhaften und leichtsinnigen Geister, deren übergroße Spitzfindigkeit, und gar zu springermäßige Art zu studieren, es billig geringschätzt; ja denjenigen Völkern itzt ihre Trägheit, und faule Muße, nebst der Verachtung der Gelehrsamkeit zum Schimpfe vorrückt,

von welchen es vormals für barbarisch gehalten worden; bey denen aber itzo die Barbarey selber herrscht, und von welchen die feine Gelehrsamkeit verbannt ist: wie Deutschland solches denen, die nichts weniger als Barbarn sind, und scharfsinnig zu urteilen wissen, zur Beurteilung überlässt. So weit Ferrarius.

Was hat nicht Johann Bodin, ein berühmter Franzos des vorigen Jahrhunderts, rühmliches von Deutschland geschrieben? Er versichert nämlich: es sey kein berühmteres Beyspiel in der Welt vorhanden, als der Deutschen ihres. Denn da selbige vormals von der Wildheit nicht weit entfernt gewesen; als sie noch in Morästen und Wäldern, gleich andern Tieren, gelebt; da sie auch jederzeit vor der Gelehrsamkeit einen völligen Abscheu gehabt: so hätten sie in den letzten Jahren es soweit gebracht; dass sie an höflichen Sitten den Asiatern, an Kriegswissenschaft den Römern, an Erkenntnis Gottes den Hebräern, an Weltweisheit den Griechen, in der Messkunst den Aegyptern, in der Rechenkunst den Phöniziern, in der Sternkunde den Chaldäern, an Mannigfaltigkeit der Handarbeiten und mechanischen Künste aber es allen Völkern in der Welt zuvor zu tun schienen.

So schreibt Bodin! allein, was setzt nicht Chevreux hinzu, der gleichfalls im vorigen Jahrhunderte als königl. französ. Gesandter lange in Schweden und Deutschland gestanden, und also viele Jahre lang unter uns gelebt hat? In seinen vermischten Gedanken hat er an verschiedenen Orten unsern Deutschen sowol die Gelehrsamkeit als den Witz; die Art wohl zu leben, und die Höflichkeit der Sitten, ja auch Tugend und Ehrbarkeit zugeeignet; und kurz alle diejenigen unbesonnenen Spöttereyen männlich wider-

legt, die zweene von seinen Landesleuten, der Card. Perron, und P. Bouhours, unbedachtsamer Weise und ohne Deutschland zu kennen, wider uns ausgestoßen hatten.

Haben nun alle diese gelehrte Männer schon vor hundert Jahren soviel rühmliches von Deutschland schreiben können, ja freywillig so rühmliche Zeugnisse von uns abgelegt: was würden sie itzo nicht tun, nachdem Deutschland in allen Stücken viel höher gestiegen; da unsere Höfe an Pracht und Geschmack, an Kleidungen und Lustbarkeiten, an Gebäuden und Verzierungen derselben, keinem wälschen und gallischen Hofe etwas nachgeben; ja selbige größten teils übertreffen: da unsere großen Städte an Sitten und Lebensart viel feiner geworden; unsere hohen Schulen aber an Witz und Gelehrsamkeit so zugenommen haben, dass unsere Schriften, sowol an Menge, als an Geschmack; sowol an Gründlichkeit, als an Anmut, den ihrigen in keinem Stücke was nachgeben; sondern die meisten unter ihnen weit, weit zurück lassen.

Allein, teureste Zuhörer, ich schäme mich recht, wider unsere Mitbürger, die Deutschland seine Vorzüge absprechen, durch Zeugnisse der Auswärtigen zu streiten. Denn was ist wol wunderbarer, ja abenteuerlicher, als eben der Krieg, den ich hier führen muss? Unsere Landesleute verachten ihr Vaterland; Fremde hergegen bewundern es. Jene halten es für ungelehrt, diese für gelehrt. Jene lästern es, als übelgesittet und barbarisch, diese hergegen halten es für artig, und mit allen guten Sitten und schönen Künsten geschmückt. Kurz, die Deutschen selbst schreyen sich und die ihrigen für Klötzer und Schwämme, für Stöcke und Lasttiere aus: unsere

Nachbarn aber gestehen uns Weisheit und Klugheit, Höflichkeit und Lebensart, ja auch einen lebhaften und aufgeweckten Witz zu. Ist das nicht einem wahrhaften Ebenteuer zu vergleichen, hochgeschätzte Anwesende? Welches Volk hat doch jemals dergestalt in seine Eingeweide gewütet, und seine eigene Ehre sogar mit Füßen getreten, daß es seine Angehörigen und Blutsfreunde, und die vornehmsten seiner Städte; daß es die Edeln des Landes, ja seine Hofleute und Fürsten selbst; mit einem Worte, daß es sein ganzes Vaterland für barbarisch ausgeschrieen hätte? Nicht einmal die alten Gothen und Longobarden, die doch ehemals ganz Wälschland verwüsteten, nicht einmal die Vandalier und Burgunder, Sueven und Allemannen, welche doch sonst die schönsten Provinzen des römischen Reiches verheerten, würden das von sich selbst gestanden haben! So mögen denn die amerikanischen Huronen, die mongolischen Tartern in Asien, oder die Menschenfresser aus dem afrikanischen Monomotapa, dieses von sich sagen! nicht aber Europäer, nicht Deutsche, nicht Sachsen, nicht Meißner: die in aller Gelehrsamkeit und Artigkeit unterrichtet, die in freyen Künsten und guten Sitten geübt sind, die scharfsinnig und höflich, ja in den edelsten Wissenschaften fast zum Wunder geworden sind.

Und so ist denn auch unsere Muttersprache bisher von einem gelehrten Volke, in Gedichten und Geschichten, in allen freyen Künsten und Wissenschaften, so häufig gebraucht worden; daß es eine unendliche Arbeit seyn würde, nur ein Verzeichnis von allen zu geben. Von diesem gelehrten Volke sage ich, welches tapferer als die Römer, und witziger als die alten Griechen geworden, ist sie in deutschen

Büchern von allen Gattungen und Arten seit langer Zeit ausgeübt und geputzt worden. Von diesem gelehrten Volke ist sie bey Höfen und in Tempeln, auf Rathäusern und im gemeinen Leben mit dem besten Erfolge, in den wichtigsten Sachen, angewandt worden, und zu einem großen Wachstume gediehen. Von diesem gelehrten Volke endlich hat sie im Rechtsprechen, im Philosophiren, in allen Teilen und Arten der freyen Künste, allmählich den Grad der Vollkommenheit erhalten, daſs sie mit den reichesten und zierlichsten Sprachen der neuern und ältern Völker um den Vorzug streiten kann.

Jedoch, was sage ich? höchst- und hochgeschätzte Anwesende, ich bin bisher noch ein sehr sparsamer und karger Lobredner unserer Muttersprache gewesen; und habe noch lange nicht alles vorgebracht, was zu ihrem Vorteile billig gesagt werden kann, und muſs. Mein Vorhaben geht auch wirklich viel weiter; und es ist mir nicht genug, bewiesen zu haben: daſs unsere Sprache eine gelehrte Sprache sey; ich muſs weiter gehen, und auch dartun: daſs selbige, wo nicht gelehrter und ausgearbeiteter, doch gewiſs eben so gelehrt sey, als die griechische zu Alexanders, die lateinische aber zu Augusts Zeiten gewesen; in deren Jahren man doch das güldene Alter beyder Sprachen zu setzen pflegt. Ich unterfange mich freylich etwas großes, welches bisher von niemanden unternommen oder nur berührt worden: allein, die Zuversicht auf meine gute Sache macht mich so kühn, daſs ich mir getraue, auch die halsstarrigsten Gegner in die Enge zu treiben, und nichts von allem, was man mir einwenden kann, unwiderlegt zu lassen.

Ohne Zweifel ist diejenige Sprache gelehrter als eine andere, teureste Zuhörer, die mit mehrern guten Skribenten von allen Gattungen prangen kann; die von mehrern Sprachlehrern, gelehrten Gesellschaften, und Wörterbuchschreibern ausgebessert, und geputzt worden; die endlich, so zu reden, unter dem Joche der Regeln mehr gebändigt und geschmeidiger geworden ist. So halten wir wol ohne Praleren, und mit allem Rechte, dafür, dass die deutsche Sprache viel gelehrter sey, als das Böhmische und Wendische, als das Ungarische und Sklavonische, als das Polnische und Russische. Denn, hilf ewiger Gott! welch eine ungeheure Menge deutscher Bücher besitzen wir nicht; deren itzt besagte Völker nicht den hundertsten Teil in ihren Sprachen aufzuweisen haben? Haben wir nicht von allen Geschichten, Wissenschaften und Künsten geschickte Anweisungen und ganze Lehrgebände im Deutschen: davon gewiss bey gedachten Völkern wenig oder nichts anzutreffen ist? Wie unzählige größere und kleinere Sprachlehren haben wir endlich nicht im Deutschen, wieviel orthographische, etymologische, syntaktische und prosodische Schriften haben wir nicht? Ich schweige noch so vieler kleinern kritischen Traktate, Abhandlungen, Streitigkeiten, und anderer solchen Untersuchungen; davon gewiss Böhmen und Wenden, Sarmater und Moskoviter, Hungarn und Sklavonier nicht das geringste geschrieben haben. Mit allem Rechte behaupte ich also, dafern ich mich nicht sehr betrüge, dass unsere Muttersprache für ungleich gelehrter zu achten sey, als aller dieser Völker Mundarten.

Vielleicht aber ist es mit der griechischen und lateinischen Sprache ganz anders beschaffen,

höchst- und hochgeschätzte Anwesende? und vielleicht würde ich mich ganz vergebens bemühen, eben daher einen Beweis wider sie zu führen? Allerdings scheint es so: und ich bin auch garnicht gesonnen, die obgedachten Sprachen mit diesen alten Mundarten zu vergleichen; vielweniger diese, so tief als jene, hinunter zu setzen. Gleichwol schreckt mich dieses von dem ganzen Streite noch nicht ab; und ich werde der billigen Hochachtung, die man den Sprachen der Griechen und Römer schuldig ist, unbeschadet, gleichwol unsere Muttersprache nicht stecken lassen; sondern getrost behaupten, daß sie, auch im Absehen auf dieselben, billig für weit gelehrter zu halten sey.

Wolan denn, H. A! Es mögen nur immer alle und jeder alte Schriftsteller dieser beyden Völker, soviel ihrer noch übrig sind, sich ins Feld stellen. Wir wollen sie zuförderst überzählen: etwa wie Homer dort im II. Buche seiner Ilias die Schiffe der Griechen überzählte, um also die Kräfte des ganzen Grajerlandes schätzen zu können. Allein, hilf Himmel! was sehen wir? Wie klein und schwach erscheint hier nicht die griechische Phalanx zum Treffen! Wie unansehnlich und dünne zieht doch die römische Legion einher! Hergegen wieviel hunderttausende von allen Arten der Schriftsteller kann Deutschland nicht ins Feld stellen! Ich sehe ja Geschichtschreiber, Dichter, Redner, Briefsteller, Weltweise, Schriftgelehrte, Rechtsgelehrte, Arzneykünstler, ohne Zahl! Ferner sehe ich Schriftsteller vom Ackerbaue, vom Jagd- und dem Forstwesen, vom Gartenbaue und der Fischerey, von der Viehzucht und vom Bergbau, von der Kriegskunst und vom Festungsbau, von der bürgerlichen Baukunst, von der Tonkunst und Feldmeßkunst, vom

Mühlbau und der Mechanik überhaupt, von der Sternwissenschaft und Rechenkunst, von der Chymie und von der Scheidekunst, von der Chirurgie und Apothekerkunst, vom Brauen und Backen, von der Koch- und Färberkunst, ja endlich auch vom Handel und Handwerk, und von allem was zum Cameral-, Steuer- und Zollwesen großer Herren gehört. Ich habe noch viel vergessen, h. A. Wo bleiben noch so unzählige Bücher von lustigen und spaßhaften Sachen; so viel Erdichtungen und Liebesfabeln; soviel Reisebeschreibungen und Topographien, so viele Welt- und Erdbeschreiber, und so viele Zeitrechner? Wo bleiben so viele Beschreibungen von Kabinettern, von Insekten, Fischen, Vögeln und Tieren; von Pflanzen, Blumen, Früchten und Bäumen, von Steinen und Metallen, von versteinerten Sachen und Muschelwerken, von Kupferstichen und Gemälden, und hundert andern solchen Dingen, die auch das beste Gedächtnis nicht alle fassen kann? Und gleichwol rede ich nur von solchen Büchern, die in unserer Sprache entweder zuerst geschrieben, oder in dieselbe aus andern übersetzt worden. Was will nun immermehr gegen diese unzähligen Schwadronen und Schaaren, gegen so viele tapfere Haufen und Fahnen unserer streitbaren Heere, die zu Ross und zu Fuss anrücken, was will doch, sage ich, gegen sie jene Hand voll griechischer und römischer Skribenten ausrichten, die sich kaum mit einem einzigen Feldzeichen, oder einem Adler versehen, als ein verachtetes Häuflein, ins Feld wagen kann? Gleichwol wird auch diese griechische und römische Macht nicht einmal ganz wider uns kämpfen können, teureste Zuhörer! Über die Hälfte davon wird gewiss abtreten müssen; ich meyne alle

diejenigen Schriftsteller, die nach Alexanders und Augusts Zeiten geschrieben haben. Denn ich habe mich nur anheischig gemacht, mit denen zu streiten, die vor diesen Zeiten, oder doch in denselben, gelebt haben.

O! wie schwach und unvermögend wird also da durch die Schlachtordnung dieser Völker werden! Ich sehe kaum einen oder den andern Schriftsteller in ihren dünnen Gliedern erscheinen. Ich sehe sehr wenige Dichter, noch weniger Geschichtschreiber, am wenigsten Weltweise. Von Rednern und Lehrern der Redekunst sehe ich kaum zwey oder drey; die Mathematiker und Arzneyverständige kaum einzeln; Juristen endlich gar keine. Denn fast alles, was wir von diesen Schriften haben, ist viel neuer, als Alexanders und Augusts Zeiten sind: und man sieht also auf einem ungeheuren großen Felde kaum hin und her einen zerstreuten Kämpfer des alten Griechenlandes und Italiens erscheinen. Sollte es nun wol wahrscheinlich seyn, daß diese sich nur erkühnen sollten, wider unser ganz unzählbares Heer ein Treffen zu wagen?

Wir siegen also, teureste Anwesende, was die Sprache betrifft, durch die Anzahl unserer Schriftsteller: wir überwinden durch die Menge unserer mannigfaltigen Schriften, und werden also jenen Völkern den Sieg sehr leicht aus den Händen reißen. Was folgt aber daraus? Dieses: daß unsere Sprache schon viel ausgearbeiteter und geputzter seyn würde, als jene Mundarten der alten Pelasger und Quiriten: wenn wir gleich gar keine Hülfsvölker ins Feld zu stellen hätten. Allein, ich kann noch, wenigstens zu Beschämung unserer Gegner, auch die Schaar unserer

Sprachlehrer aufbieten, die von Gesichtern und Waffen so schrecklich ist. Wider diese nun haben jene griechischen und römischen Völker, wenigstens aus diesen oft-erwähnten Zeiten, wenig oder nichts aufzustellen. Vor diesen Zeiten nämlich sind jene alten Mundarten noch durch keine Sprachlehren befestigt, durch keine Wörterbücher gemustert worden: da die unserige hingegen mit einer Menge solcher Sprachkünste und Wörterbücher versehen ist, die fast allen heutigen Völkern zu gut geschrieben worden. Durch dieser ihre Beyhülfe nun, ist unsere Muttersprache weit fester, reicher und ordentlicher geworden, als alle diejenigen, die sich mit dem wankenden Munde des Pöbels, und mit den Federn frecher Schriftsteller beholfen haben; aber daher auch sehr oft mit sich selbst nicht recht einig gewesen sind.

Wie aber? Sind nicht durch die Gewalt der Zeiten, und die Sorglosigkeit barbarischer Jahrhunderte, unzählige alte Schriften verlohren gegangen? Wären diese nur vorhanden, was gilts, sie würden uns den Sieg gewiss aus den Händen winden! Es ist wahr, hochgeschätzte Zuhörer! es sind freylich durch die Unwissenheit voriger Zeiten verschiedene Schriften der Alten umgekommen und verlohren worden, die zu Alexanders und Augusts Zeiten noch vorhanden gewesen. Dieses gebe ich gern zu: allein was für welche? Einige Poeten, als Linus, Musäus, Orpheus, Epimenides, und einige wenige mehr. Einige theatralische Dichter, die doch nicht sonderlich gewesen, als Thespis, Pratinas, Eupolis, Kratinus, Epicharmus, und wenig andere. Auch vom seyrischen Pherecydes, vom Anaxagoras, Demokritus und Empedokles, und wenig andern Welt-

weisen, sind etliche Bücher untergegangen. Vielleicht ist auch ein und der andere Schriftsteller umgekommen, dessen Diogenes Laerz, Eusebius, Photius, Tzetzes, Bozius und Tan. Faber gedenken. Allein, niemand hat vor dem Stagiriten die Vernunftlehre und Redekunst in Ordnung gebracht; niemand hat die Geschichte des Tierreiches und die Metaphysik vor ihm abgehandelt; niemand hatte vor ihm die Sitten- und Staatskunst in einen ordentlichen Zusammenhang gebracht. Niemand hatte vor dem Euklides die ganze Meßkunst, niemand vor dem Plato von der Republik geschrieben; niemand auch vorm Hippokrates die Arzneykunst kunstmäßig abgehandelt.

Ich verschweige noch unzählige andere Dinge, z. E. die ganze Geographie und den Umfang der allgemeinen Geschichte asiatischer Reiche; welche gewiß niemand zu der Zeit kannte, geschweige denn recht beschreiben konnte, da noch fast nichts anders als die Küsten des Mittelmeeres bekannt waren, und die Reisen der Griechen sich weder in die Mitte von Europa, noch in das hohe Afrika erstreckt hatten. Denn freylich lag damals die Geschichtkunde noch in der Wiege, als vor dem Xenophon, sonst noch niemand, als Herodot und Thucidides, bey den Römern vorm Sallust, niemand als Fabius Pictor und Cato geschrieben hatte. Was soll ich von der Zeitrechnung sagen; einer Wissenschaft, die Griechen und Römern fast ganz unbekannt war, und sich kaum auf ihre Olympiaden erstreckte. Was von der Sternkunde? die außer dem Thales vorm Hipparch fast von allen Griechen vernachlässigt ward; ohne was etwa die pythagorische Schule von den Lehren der Aegypter in Wälschland fortpflanzte. Und folglich sind über-

haupt nur sehr wenige alte Schriftsteller verloren gegangen, wenn man sie mit der unglaublichen Menge der unsern vergleicht.

Und gleichwol hat noch leider! eine unzählbare Menge der unserigen, zum groszen Schaden der deutschen Ehre, in lateinischer, oder andern fremden Sprachen geschrieben! Dieses h. A. ist durchaus ein offenbarer Verlust für unsere Muttersprache geworden. Denn was für Schätze der Gelehrsamkeit würden wir nicht aufzuweisen haben, und wie reich, wie überflüssig, wie geschmeidig würde nicht das Deutsche geworden seyn? wenn soviel treffliche Federn ihrem Vaterlande allein treu geblieben wären: wenn soviel beredte Zungen nicht lieber mit fremden Sylben lallen, als die einheimischen rein hätten aussprechen wollen! So machten es wahrhaftig die alten Römer und Griechen nicht: die alles, was sie in fremden Sprachen lernten, in ihren Muttersprachen wieder vortrugen, und diese damit bereicherten. Hier entgeht uns also eine grosze Menge von eingebornen Hülfsvölkern; die sich gleichsam zu unsern Feinden geschlagen haben, und lieber unter der Römer Adlern, als unter deutschen Fahnen haben dienen wollen: die wir aber ihrer Willkühr überlassen, und zu unserm Siege nicht einmal nötig haben.

Nur eins muss ich noch hinzusetzen, das uns den Abgang dieser Hülfe gleichsam ersetzt. Wir Deutschen prangen nicht nur mit unsern eigenen, sondern fast mit aller heutigen Völker Schätzen, deren Schriften so häufig in unsere Sprache übersetzt worden, als sichs kein einziges anderes Volk von der Seinigen rühmen kann. Ja wir sind auch, so zu reden, den alten Griechen und Lateinern in ihr Gebiete gefallen,

und haben das Beste, was sie hatten, als eine reiche Beute davon geführt. Seit drittehalb hundert und mehr Jahren ist fast kein alter Schriftsteller dieser Völker ohne Dolmetscher geblieben; ja manche sind nach und nach zwey, drey, ja viermal übersetzt worden. Viele davon sind recht schön, viele aber doch so leidlich geraten, daß wir uns ihrer nicht schämen dörfen. Indessen haben alle, nach Art der Zeiten, darinn sie gemacht worden, allemal die Sprache mit nützlichen Sachen, mit schönen Gedanken, und vielen guten Ausdrückungen bereichert; mit einem Worte, unsere einheimischen Reichtümer vermehret. Was nun hingegen die Griechen aus dem Phönizischen, Persischen, Arabischen und Aegyptischen in ihre Muttersprache übersetzt hätten, das mögen unsere Gegner uns anzeigen! Selbst die Römer haben außer einigen Schauspielen, äsopischen Fabeln, und wenigen Reden der Griechen, nichts ins Latein gebracht, und uns also gleichfalls hierinn den Vorzug gelassen.

So habe ichs denn dargetan, allerseits gnädige, höchst- und hochgeschätzte Zuhörer, daß unsere Muttersprache in der Hälfte dieses Jahrhunderts weit gelehrter und ausgearbeiteter sey, als die so berühmten Sprachen der Alten: weil sie viel mehr Bücher aufzuweisen hat, von mehrern Sprachlehrern und Wörterbuchschreibern in Ordnung gebracht, von der Verwirrung der Mundarten befreyt, und endlich durch die Schätze des ganzen heutigen Europa, auch der Griechen und Römer sogar, bereichert worden. Ist nun dem also: so überlasse ich es Ihnen selbst, teureste Anwesende! Tun Sie den Ausspruch, ob nicht auch einem Dichter, der in dieser so gelehrten, so ausgearbeiteten Sprache vortrefflich ist, eben die-

jenige Ehre gebühre, die von jenen Völkern ihren gemeinen Dichtern erwiesen worden?

Ich sage mit Bedacht, ihren gemeinen Poeten. Denn derjenige Schimpf schreckt mich im geringsten nicht, den unsere vermeynten Griechen und falschen Quiriten unserer Muttersprache antun wollen; wenn sie dieselbe eine gemeine, oder nach ihrer Absicht besser zu sagen, gar pöbelhafte Sprache nennen wollen. Alle todte Sprachen nämlich, haben, so lange sie lebendige Sprachen waren, notwendig auch gemeine Pöbelsprachen seyn müssen. Ohne Zweifel war vormals in Athen die griechische, wie zu Rom die lateinische Sprache gemein. Alle Lastträger und Gassenbuben, alle Küchenjungen und alles Lumpengesindel redete so: kurz der gemeinste Pöbel, alle Lotterbuben und wo man irgend noch was schlechters erdenken kann; alles, alles sprach griechisch und latein! Hat aber dieses, wie ich ganz gern gestehe, der griechischen und römischen Sprache keinen Schimpf gebracht, gar keinen Schaden getan; indem es gar nicht gehindert, daß nicht eben diese gemeinen Mundarten des Pöbels in dem Munde eines Plato und Theophrasts, eines Isokrates und Xenophons; eines Scipions und Lälius, eines Cicerons und Virgils zugleich schön, artig und gelehrt hätten seyn können: was sollte doch immermehr hindern, daß nicht auch unsere Muttersprache, zwar in dem Munde des Pöbels gemein, auf den Lippen aber der Edelsten des Landes, und sonderlich in den Schriften der trefflichsten Geschichtschreiber, Redner und Dichter, zugleich edel und zierlich und gelehrt heißen könnte?

Nunmehr eile ich denn also zu dem Vorhaben, dem diese ganze Feyer bestimmt ist, teuerste Zu=

hörer! Denn auf den wohlbedachten Ratschluss des ansehnlichen philosophischen Ordens allhier soll heute, einem sowol an Geschlecht, als an Gemütsgaben wahrhaftig edeln Ritter, dem Hoch- und Wohl gebohrnen Herrn Christoph Otten, des H. R. R. Freyherrn von Schönaich, der aus dem vornehmsten Adel der Niederlausitz entsprossen ist, der apollinische Lorberkranz erteilt werden. Ich mag itzo nicht die alten Vorzüge dieses Stammes, der auch Kurfürsten und Erzbischöfe unter seinen Zweigen zählt; ich mag nicht die grauen Bilder seiner Ahnen, die zu Kriegs und Friedenszeiten groß gewesen; nicht die Verdienste seiner hochfreyherrlichen Ältern, ja nicht einmal die nahe Verwandschaft der durchlauchtigsten Fürsten von Schönaich-Carolath in Schlesien anführen; wiewol dieses alles sehr prächtig ins Auge fallen könnte. Auch selbst die Kriegsdienste unsers Freyherrn könnten ihm hier zu keinem geringen Ruhme gereichen; da er in den letzten Feldzügen, zum Dienste unseres allergnädigsten Herrn und des Vaterlandes freywillig die Waffen ergriffen. Allein, ich übergehe das alles, als Dinge, die zu unserm Zwecke für diesesmal nicht dienen können; wo man hauptsächlich auf die Gemüts gaben, und den in den schönsten Gedichten erwiesenen edeln Geist und Witz zu sehen hat. Denn vieler kleinern Stücke zu geschweigen, die in verschiedenen Monat und Wochenschriften bekannt geworden sind: so hat er auch einige treffliche Trauerspiele verfertigt, die gewiss was erhabenes zeigen, und auf einem recht griechischen Kothurn einhergehen. Haben aber dieselben das Licht noch zur Zeit nicht erblickt; so bezeugen sie dadurch nur die Bescheidenheit ihres Urhebers, der sie lieber noch zurück halten, und noch

etwas besser ausputzen, als unreif in die Welt schicken wollen.

Jedoch was für ein weit größeres, und edlers Werk hat er Deutschland nicht bereits vor Augen gelegt, und in vorigem Jahre hier zu Leipzig ans Licht gestellt! Dies war ein Heldengedicht, worinn er des großen Hermanns Sieg besungen: da derselbe zu Kaisers Augusts Zeiten den Heerführer der römischen Völker in Deutschland, Quintilius Varus, nicht nur überwunden, nicht nur in die Flucht geschlagen, sondern mit drey vollen Legionen ganz und gar in die Pfanne gehauen und vertilgt hat: wie solches die römischen Geschichtschreiber selbst aufgezeichnet haben. Die Zeit leidet es itzo nicht, weder die Vortrefflichkeit dieser Epopöe auszuführen, noch die Wichtigkeit eines solchen Gedichtes überhaupt weitläuftig zu erklären. Es liegt auch solches in seinem Hermann aller Welt vor Augen; und wird in wenigen Monaten noch deutlicher erhellen, wenn selbiger um ein vieles verbessert und vermehrt, ja mit allen Zierden der hiesigen Buchdruckerkunst geschmückt, von neuem ans Licht treten wird.

Allein, an was für einem größern Feste hätte wol diesem vortrefflichen Dichter die ihm von unserm philosophischen Orden zugedachte Lorberkrone erteilet werden können; als eben an dem heutigen Tage, da sowol der Königliche Hof, als das ganze getreue Sachsenland, den hohen Geburtstag Ihrer Königlichen Hoheit, der durchlauchtigsten Fürstin und Frau, Frau Marien Antonien, unserer gnädigsten Kurprinzessin und Frau, jährlich zu begehen pflegt! Sie alle wissen es sonder Zweifel, teureste Anwesende! und wem könnten die Wunden itziger Zeit, ohne den

schimpflichsten Vorwurf zu besorgen, unbekannt seyn? Sie wissen es, sage ich, wie wunderwürdig die Gemütskräfte sind, womit diese unvergleichliche Prinzessin, des Sächsischen und Bayerischen Stammes ewige Zierde, sich in allerley wälschen und französischen Gedichten, die auch, wiewol ohne ihren Namen, ans Licht getreten sind, längst hervorgetan hat. Die scharfsinnigsten Glieder der arkadischen Schäfergesellschaft zu Rom haben dieselben längst bewundert, und Sie deswegen eifrigst zu ihrer Geselin aufgenommen. Auch selbst die witzigsten Franzosen haben sich verwundert, daß sie mit deutschen Lippen solche vortreffliche französische Lieder gesungen: ja sie haben uns Deutschen diese Beschirmerin unserer Musen zu misgönnen geschienen. Und was? hat Sie sich nicht auch unsern Leipziger Musen oftmals überaus gnädig erzeigt? Hat Sie nicht Ihres Durchlauchtigsten Gemahls Königliche Hoheit allezeit willigst begleitet; so oft es Ihm gnädigst gefallen, sich von Seiner Höhe zu erniedrigen, und auf unserer Pauliner Bibliothek die Vorlesungen unserer Professoren anzuhören? Diese und unzählige andere Proben Ihrer Gnade gegen die Wissenschaften, und gegen unsere Bemühungen insonderheit, fordern es von uns, bey aller Gelegenheit die Merkmale unserer Dankbarkeit für diese so gnädige Gesinnung gegen die freyen Künste an den Tag zu legen; und selbst diesen ersten Lorberkranz an eben Ihrem erwünschten Jahrestage, der Scheitel eines vortrefflichen deutschen Dichters aufzusetzen.

Unter dem gnädigen Schutze und Segen also des Vaters aller Geister, des allerhöchsten und ewigen Urhebers aller Gemütsgaben, auf erhaltene Freyheit

des Allerdurchl. Großmächtigsten Königs und Kurfürsten, Herrn Friedrich Augusts, als damaligen Vikarii des H. R. R. unsers allergnädigsten Herrn, und auf des hiesigen philosophischen Ordens Verordnung, erkläre also ich, Joh. Christoph Gottsched, der Weltweisheit ordentlicher und der Dichtkunst außerordentlicher Lehrer allhier, und itziger Zeit gedachten Ordens Dechant, des großen Fürstenkollegii Kollegiat, und itziger Zeit Probst, nach der mir erteilten Vollmacht und Gewalt den hoch- und wohlgebohrnen Herrn Christoph Otten, des H. R. R. Freyherrn von Schönaich auf Amtitz in der Lausitz, zu einem kaiserlich gekrönten Poeten, rufe ihn hiermit feyerlich dafür aus, und will, daß er von jedermann dafür gehalten und erkannt werde. Ich erteile ihm auch ferner, auf kaiserlichen und königlichen Befehl, das Recht, in allen Städten, auf allen hohen Schulen des H. R. R. und sonst allenthalben, wo Künste blühen, frey und ohne Hindernis oder Widerspruch in der Dichtkunst zu lehren, zu lesen, zu schreiben und zu erklären und alles, was zur Dichtkunst gehört, auszuüben; imgleichen alle die Zierraten, Vorrechte, Vorzüge und Befreyungen zu genießen und zu gebrauchen, deren sich die übrige gekrönten Poeten aller Orten, den Rechten und Gewohnheiten nach, zu gebrauchen und zu erfreuen haben: und dieses zwar tue ich im Namen des Allerhöchsten und dreymal heiligen Gottes, dessen Namen in alle Ewigkeit gepriesen werde!

Wiewol, nach Maßgebung des Königl. Freyheitsbriefes, und die weise Gewohnheit unserer Vorfahren beyzubehalten, sehe ich, daß ich auch die Kennzeichen und Zierrate der unserm Dichter erteilten Würde

denselben werde beylegen müssen. Diese sind nun erstlich der apollinische Lorberkranz, und sodann ein mit einem edlen Steine gezierter Fingerring. Jenen würde ich denselben aufsetzen, diesen aber an die Hand stecken müssen, wenn es sich hätte tun lassen, denselben gegenwärtig zu sehen. Da nun dieses voritzo nicht möglich gewesen; so treten Sie indessen hervor, hoch- und wohlgebohrner Herr, Herr Friedrich Heinrich Ernst Ludwig, des H. R. R. Freyherr von Seckendorf, welchen unser neugekrönter kaiserlicher Dichter zum Zeugen seiner Ehre, und zum Bewahrer seiner Ehrenzeichen bestimmt hat. Steigen sie also auf diese Katheder zu mir, um in seinem Namen sowol den Kranz als Ring von mir zu empfangen.

Und zuförderst zwar empfangen Sie von meiner Hand diesen Lorberkranz, der zuerst dem Apollo heilig gewesen, hernach Dichtern und endlich auch Helden und Siegern erteilt worden. Empfangen Sie denselben, sage ich, von mir, und übersenden Sie ihn, nachdem auf Sie gesetzten Vertrauen, in meinem und unseres Ordens Namen mit glückwünschenden Worten, an den Freyherrn von Schönaich; berichten sie ihm aber auch zugleich, mit was für einer öffentlichen Feyerlichkeit ihm selbiger erteilt worden. Dieser Kranz nun wird künftig aus kaiserlicher und königlicher Gewalt seine Scheitel schmücken: ja wie vormals das Altertum geglaubt hat, daß das Lorberlaub von allen Blitzen und Wetterstralen unberührt bleibe; so werden diese Zweige auch seinem Haupte, gegen die Pfeile des Neides, zum Schilde dienen; dafern er nur die Gewohnheit der mit Lorberzweigen, und im Triumphe zu Rom einziehenden

Helden nachahmen wird. Wann diese mit feyerlicher Pracht ins Capitol zogen, so hatten sie nicht nur das Freudengeschrey des Volkes, sondern auch die höhnischen Spottreden unbändiger Kriegesknechte anzuhören, womit selbige ihren Mutwillen ausließen. Allein weit gefehlt, daſs sie durch dergleichen Lästerungen und Schimpfworte sich hätten bewegen lassen: so ertrugen sie dieselben vielmehr gelassen, und verachteten sie mit Großmut. Neid und Misgunst nämlich pflegen die unzertrennten Gefährten der Ehre zu seyn: und gleichwol können ihre Waffen niemals besser, als durch eine edelmütige Verachtung, gestümpfet werden.

Ferner übergebe ich Ihnen auch den Ring, werteſter Herr Baron, den Sie gleichfalls dem Freyherrn von Schönaich zustellen müssen. Dieser war vormals in Rom ein Zeichen des Adels. Ist nun dieser ihm gleich schon längst durch das Recht der Geburt eigen gewesen: so wird er doch itzo dadurch gleichsam erneuert, ja noch herrlicher gemacht. Denn um wieviel schöner ist es nicht, durch eigene Verdienste, als durch fremde, zu Ehren zu kommen! Wir hoffen daher zuversichtlich, daſs ihm dieses Andenken, einer, durch eigenen Geist und Witz erworbenen Würde, allezeit süß und reizend seyn werde.

---

## IX. Akademische Rede.

Die Schauspiele und besonders die Tragödien sind aus einer wohlbestellten Republik nicht zu verbannen.

---

Hochedle und hochgelahrte,

Insonders hochzuehrende Herren.

Ich bin heute Willens, mein Versprechen zu halten, dadurch ich vor etlichen Wochen mich freywillig anheischig machte, eins und das andere zur Verteidigung öffentlicher Schauspiele vorzutragen, und dero geneigten Beurteilung zu unterwerfen. Die wohlgeratene Abhandlung, die wir dazumal von einem gelehrten und beredten Mitgliede dieser Gesellschaft, von eben der Materie hörten, veranlaßte mich zu diesem Vorhaben. Aber eben diese macht mich itzo fast furchtsam, in die Fußtapfen eines so geschickten Vorgängers zu treten. Ich kann mir die Hoffnung nicht machen, einen eben so glücklichen Verfechter der Schauspiele abzugeben, welcher Einsicht, Eifer und Wohlredenheit genug besitzt, seine gute Sache zu ver-

teidigen. Ich weiß, wie schwach ich in den meisten Stücken bin, die zur Behauptung einer gemeiniglich so verachteten Sache, als die Schaubühne ist, gehören. Tief eingewurzelte Vorurteile sind sehr schwer auszurotten. Die allerbündigsten Vernunftschlüsse sind bey den meisten nicht kräftig genug, eine so erwünschte Wirkung zu tun. Die Beredsamkeit selbst würde zuweilen alle ihre Kräfte vergebens anwenden, [561] mancher vorgefassten Meynung zu steuren, zumal wenn sie sich durch die wahrscheinlichsten Scheingründe zu unterstützen weiß.

Und von dieser Gattung hat man Gegner zu bestreiten, wenn man die Schaubühne verteidigen will. Man hat Leute vor sich, die sie verdammen, ohne sie zu kennen; Leute, die den Misbrauch mit dem Gebrauche vermengen, und also aus Übereilung das Kind, wo ich so reden darf, mit dem Bade wegschütten wollen. Leute, die sich mit einer besondern Frömmigkeit schützen, und gleichsam Gewissens halber alle Schauspiele verdammen. Wie vielerley Betrachtungen sind nicht nötig, allen diesen Vorurteilen vorzubeugen? Man muss die erstern eines bessern belehren; die andern behutsamer machen; die dritten aber überführen, dass die Lust, die man in Schauspielen genießt, nicht sündlich sey, und also mit dem Christentume gar wol bestehen könne. Allein wie viel Zeit und Mühe gehört nicht dazu? Was für geduldige Gegner muss man nicht haben, wenn sie alles, was man ihnen beybringen will, überlegen und einsehen sollen? Und gleichwol würde man, bey aller angewandten Mühe, nicht durchgehends bey allen seinen Zweck erlangen; sondern vielen ihre alten Vorurteile noch lassen müssen.

Zu allem Glücke darf ich mir alle diese Mühe nicht machen. Ich habe mit Zuhörern zu tun, die unparteiischer sind, und sich mehr durch die Vernunft als durch Vorurteile lenken lassen. Überdies ist mir auch der Weg schon durch eine andere Rede gebahnt worden, und ich werde also nur halbe Mühe haben, meinen Endzweck zu erreichen. Mein geschickter Vorgänger hat zwar von Schauspielen überhaupt gehandelt, doch aber insbesondre mehr auf die Lustspiele oder Komödien seine Absicht gerichtet. Ich will das Gegenteil tun, und insbesondre die Nutzbarkeit der Trauerspiele dartun, dabey aber auch einige allgemeine Betrachtungen hinzusetzen, die Schauspiele überhaupt in einer wohlbestellten Republik zu verteidigen.

Ich werde mit desto größerer Freudigkeit von dieser Sache reden, meine Herren, da ich mit einer völligen Überzeugung davon handeln kann. Meine Pflicht erfordert es, seit etlichen Jahren die Poesie öffentlich zu lehren; und da kann ich unmöglich die hauptsächlichste Gattung derselben dem Spotte und der Unverständigkeit ausgesetzt seyn lassen. Die Tragödie ist es, was mir nächst dem Heldengedichte die Dichtkunst als etwas erhebliches dargestellt, darauf sich auch ein edler Geist ohne Schamröte legen kann. Der tiefsinnigste und ernsthafteste unter den griechischen Weltweisen hat kein Bedenken getragen, die Regeln der Trauerspiele in ein ordentliches Lehrbuch zu bringen. So wird es denn auch mir keine Schande seyn, dasjenige im Ernste zu verteidigen, was er so sorgfältig zu lehren beflissen gewesen ist. Meine Herren aber werden, durch dero Einsicht und Aufmerksamkeit, die Mängel meines Vortrages am besten zu ersetzen wissen.

Ein Trauerspiel, meine Herren, ist ein lehrreiches moralisches Gedicht, darinn eine wichtige Handlung vornehmer Personen auf der Schaubühne nachgeahmt und vorgestellt wird. Es ist eine allegorische Fabel, die eine Hauptlehre zur Absicht hat, und die stärksten Leidenschaften ihrer Zuhörer, als Verwunderung, Mitleiden und Schrecken zu dem Ende erregt, damit sie dieselben in ihre gehörige Schranken bringen möge. Die Tragödie ist also ein Bild der Unglücksfälle, die den Großen dieser Welt begegnen, und von ihnen entweder heldenmütig und standhaft ertragen, oder großmütig überwunden werden. Sie ist eine Schule der Geduld und Weisheit, eine Vorbereitung zu Trübsalen, eine Aufmunterung zur Tugend, eine Züchtigung der Laster. Die Tragödie belustigt, indem sie erschreckt und betrübt. Sie lehrt und warnt in fremden Exempeln; sie erbaut, indem sie vergnügt, und schickt ihre Zuschauer allezeit klüger, vorsichtiger und standhafter nach Hause.

Ich rede also hier, meine Herren, von einer regelmäßigen und wohleingerichteten Tragödie; nicht aber vor denjenigen Misgeburten der Schaubühne, die unter dem prächtigen Titel der Haupt- und Staatsaktionen, mit untermischten Lustbarkeiten des Harlekins pflegen aufgeführt zu werden. Weit gefehlt, dass ich diese verächtliche Art der Schauspiele verteidigen und loben sollte: so muss ich sie vielmehr verabscheuen und verwerfen. Denn sie sind keine Nachahmungen der Natur, da sie sich von der Wahrscheinlichkeit fast überall entfernen. Sie sind nicht in der Absicht verfertigt, dass der Zuschauer erbaut werde. Sie erregen keine große Leidenschaften, geschweige denn, dass sie selbige in ihre Schranken bringen sollten. Sie sind

nicht fähig, edle Empfindungen zu erwecken oder die Gemüter der Zuschauer zu einer großmütigen Verachtung des Unglückes zu erheben; sondern sie befördern vielmehr die Kleinmut und Zaghaftigkeit durch die Beyspiele ohnmächtiger und verächtlicher Helden. Kurz, man muſs der Tragödie diejenigen Fehler gar nicht zurechnen, welche man in dieser Art ungereimter Schauspiele irgend wahrgenommen hat.

Nun erwäge man es selbst, ob nicht ein solches Trauerspiel, als es in den Regeln und Beyspielen 567 der Alten, ja auch einiger neuen Völker, sonderlich der Franzosen vorkömmt, bey seinen Zuschauern einen herrlichen Nutzen nach sich ziehe? Alle Sittenlehrer sind eins, daſs Exempel in moralischen Dingen eine besondere Kraft haben, die Gemüter der Menschen von gewissen Wahrheiten zu überführen. Die meisten Gemüter sind viel zu sinnlich gewöhnt, als daſs sie einen Beweis, der aus bloßen Vernunftschlüssen besteht, sollten etwas gelten lassen; wenn ihre Leidenschaften demselben zuwider sind. Allein Exempel machen einen stärkern Eindruck ins Herz. Daher befleißigen sie sich, fast alle ihre Lehren aus den Geschichten zu erläutern. Sie machen Sammlungen von allerley alten und neuen Begebenheiten; um durch solche Exempelbücher die bittern Wahrheiten zu versüßen, die schwachen Gemüter durch ihre Schwäche selbst zu lenken. Aesopus geht noch weiter. Er macht Fabeln, die unglaublich sind. Er läſst die Tiere menschlich denken und reden, um seine Leser dadurch zu erbauen. Die Malerkunst zeichnet dieselben auf deutlichste vor die Augen, und unterrichtet also das Herz auch durch die Augen. Und es hat sichs noch niemand in den Sinn kommen lassen, der-

gleichen Art sittliche Wahrheiten auszubreiten, im geringsten zu tadeln.

Was tut aber die Poesie in ihren Tragödien anders als eben dieses? Ihre Fabeln sind wahrscheinlicher als die äsopischen; sie sind eben so wahrscheinlich, als die wahrhaftigsten Begebenheiten, ja oft noch wahrscheinlicher. Sie sind dabey noch lehrreicher als die bloße Historie, weil sie ausdrücklich dazu erfunden worden, daß sie auch allegorisch seyn sollen. Ist ja noch ein Unterschied, so ist er so beschaffen, daß er ihr zum Vorteil gereicht. Sie erzählt auch diese ihre Fabeln nicht nur schlechtweg; sie verkleidet sie in die schönsten poetischen Zierrate. 568 Man liest, man hört sie nicht nur, in einer matten Erzählung des Poeten; sondern man sieht sie gleichsam mit lebendigen Farben vor Augen. Man sieht sie aber auch nicht in todten Bildern auf dem Papier; sondern in lebendigen Vorstellungen auf der Schaubühne. Alle ihre Helden leben. Ihre Personen denken, reden und handeln wahrhaftig. Es ist, so zu reden, kein Bild, keine Abschilderung, keine Nachahmung mehr: es ist die Wahrheit, es ist die Natur selbst, was man sieht und hört.

Da bin ich selbst zugegen, wenn ein Porus mitten in seinem Unglücke, auch bei einer verlornen Krone, noch großmütig ist; und seinem Sieger auch in den Fesseln nicht sklavisch, sondern königlich antwortet. Da bin ich selbst zugegen, wenn der sanftmütige Augustus seinem Verräter Cinna den Kopf schenkt, den er seinem eigenen Geständnisse nach verwirkt hatte. Da sehe ich einen weisen Titus seine zärtlichste Liebe, der Begierde, ein guter Kaiser, ja die Lust der Welt zu werden, aufopfern; und seine Berenice

mit gleicher Standhaftigkeit einen Kaiserthron verlassen. Da sehe ich endlich einen Cato, allen Staatsstreichen des herrschsüchtigen Cäsars heldenmütig widerstehen, und eine unglückliche Tugend dem triumphirenden Laster bis in den Tod selbst vorziehen. Alle diese und ähnliche andere Bilder rühren mich in dem Innersten der Seelen. Ich bewundere solche Helden. Ich verehre ihre Vollkommenheit. Ich fasse einen edlen Vorsatz, sie nachzuahmen, und fühle einen heimlichen Ehrgeiz, nicht schlechter als sie befunden zu werden.

Ich weiß wol, was man hier einwenden kann. Das sind Bilder von den Großen dieser Welt. Das sind Schauspiele für Könige und Fürsten: diese mögen sich Lehren aus den Tragödien ziehen, und die berühmten Exempel der Helden sich zu Mustern vorstellen lassen. Aber was nützt dieses andern von mittlerm und geringem Stande? Es ist zum Teil wahr was man sagt, meine Herren; aber darum ist noch nicht alles gegründet. Ich bin indessen zufrieden, daß man mir schon soviel eingeräumt hat, daß die Trauerspiele Königen und Fürsten nützlich und erbaulich seyn können. Mit den übrigen wird sichs schon von sich selbst geben.

Freylich ist es so, Ihr Monarchen, Kaiser, Könige, Fürsten und Herren! Ihr Großen und Gewaltigen dieser Erden! Die Wahrheit dringt fast nicht anders vor eure Augen und Ohren, als durch die Bilder der Poeten; als durch die Lobgesänge der Dichter, die euch in dem Preise verstorbener Helden zeigen, was Ihr tun sollt; oder die euch wol selbst um solcher Eigenschaften halber rühmen, die Ihr noch nicht besitzt, um euch zu zeigen, was eure Pflicht ist. Die

Musen allein erkühnen sichs, euch auf euren Thronen zu lehren, wenn sich euer ganzes Hofgesinde in Schmeichler verwandelt hat. Die Wahrheit, welche in ihrer natürlichen Gestalt durch eure Leibwachten und Trabanten nicht durchdringen kann, sieht sich genötigt, von der göttlichen Melpomene ihr tragisches Kleid zu erborgen. Da tritt sie denn in Gestalt alter Helden auf die Schaubühne. Da predigt sie euch mit Nachdruck von der wahren Größe der Prinzen; von der Nichtigkeit aller weltlichen Hoheit; von der Abscheulichkeit der Tyranney! Da lehrt sie euch, Ihr Götter dieser Erden, dass Ihr auch Menschen seyd; und zwingt oft auch einen Phalaris Tränen zu vergießen; wenn ihm Stesichorus die grausame Seele durch eine bewegliche Vorstellung empfindlich gemacht hat. 570

So gewiss es nun damit seine Richtigkeit hat, meine Herren: so wenig kann man doch behaupten, dass deswegen die Trauerspiele denen von mittlerm Stande nichts helfen könnten. Sind denn nicht die meisten Begebenheiten und Zufälle dieses Lebens allen Menschen gemein? Sind wir nicht zu einerley Tugenden und Laster fähig und geneigt? Kann nicht ein Edler und Bürger eben das im Kleinen ausüben, was Fürsten und Helden im Großen getan? Und bekömmt nicht der Schluss, selbst durch die Ungleichheit der Personen, eine größere Kraft: dieser oder jener Prinz hat sich in einem weit schrecklichern Unfalle gelassen und standhaft erwiesen: daher muss ich mich auch in geringern Zufällen nicht ungebärdig stellen. Dieser Held hat sich in weit traurigern Umständen mit der Unschuld und Tugend getröstet; daher will ich derselben in mittelmäßigen Bekümmer-

nissen auch nicht abtrünnig werden; sondern lieber unschuldig leiden, als durch Laster groß und glücklich werden. Was will man, an dieser Art sich zu erbauen, gründlichers und nützlichers wünschen? Und wie will mans mit einigem Scheine behaupten, dass die tragischen Schauspiele nur Königen und Fürsten nutzen können?

Ich höre noch einen Vorwurf machen, wenn man sich auf die Erfahrung beruft: welche es gleichwol nicht zeigt, dass diese Schauspiele viele Leute tugendhaft gemacht hätten. Allein, der Einwurf ist vergeblich, weil er zuviel beweisen würde, wenn er wahr wäre. Denn auch selbst die Predigten würden nicht erbaulich seyn, wenn man so augenscheinliche Wirkungen derselben bey allen Zuhörern fordern wollte? Wie viel Geizige sind denn freygebig, wie viel Trunkenbolde mäßig, wie viel Unzüchtige keusch, wie viel 571 Unbarmherzige sind mitleidig und gelinde geworden, wenn sie eine geistliche Rede von ihrem Laster angehört? Man gebe mir ein Verzeichnis von allen diesen Bekehrten, die aus so vielen Millionen Predigten frömmer geworden: so will ich mich allezeit anheischig machen, aus den Trauerspielen, die doch, auch da, wo sie fleißig gespielt werden, nicht den zehntausendsten Teil von jenen ausmachen, eben so viele aufzuweisen.

Die Besserung des menschlichen Herzens ist fürwahr kein Werk, welches in einer Stunde geschehen kann. Es gehören tausend Vorbereitungen, tausend Umstände, viel Erkenntnis, Überzeugung, Erfahrungen, Beyspiele und Aufmunterungen dazu, ehe ein Lasterhafter seine Art fahren lässt. Genug, dass man einen Saamen nach dem andern ins Herz wirft, der zu seiner Zeit aufgeht, und Früchte bringt. Es

bleibt so manches in den Gemütern aufmerksamer Zuschauer kleben, dessen sie sich bey Gelegenheit wiederum erinnern. Marcus Aurelius Antonius ist ein Weltweiser. Er stellt philosophische Betrachtungen über sich selbst an. Er dankt gar den Göttern, daſs er sich niemals in die Poesie und Beredsamkeit vertieft hat. Gleichwol sieht und liest er die Trauerspiele der Griechen und Lateiner. Gleichwol fallen ihm die herrlichsten Stellen daraus ein, auch wenn er mitten in den weisesten Gedanken beschäftigt ist. Gleichwol hat er sich niemals beschwert, daſs er etwas Böses daraus gelernt hätte.

Und wie hätte er sich darüber beschweren können, da die Religion selbst, zum wenigsten die natürliche, auf der Schaubühne allezeit unverletzt bleibt? Die tragischen Poeten sind fast alle der stoischen Sekte zugetan gewesen, oder haben doch eben solche Lehren von Gott und den Pflichten der Menschen zum Grunde gelegt und eingeschärft, als diese Weltweisen in ihren Schulen gelehrt haben. Die Vorsehung, die Gerechtigkeit und Güte Gottes; die Unsterblichkeit der Seelen, das Lob der Tugend, und die Schande der Laster herrschen allezeit in den Trauerspielen. Die Unschuld wird allezeit als triumphirend, die Bosheit aber als verdammlich vorgestellt. Und wenn man ja jene zuweilen auch unglücklich, dieses hergegen als glücklich erblickt; so erscheinen doch beyde in der, ihnen beyden so eigenen Schönheit und Häſslichkeit; daſs wol niemand unter den Zuschauern zu finden ist, der nicht lieber bey der Tugend unglücklich, als bey den Lastern glücklich zu seyn wünschen sollte. Diese gesunden Begriffe nun pflanzt die Schaubühne in die Gemüter der Menschen, auch wenn sich diese bloß zu belustigen

denken. Sie suchen nur Anmut und finden Nutzen; sie streben nach einem Zuckerwerke, und finden die nahrhafteste Speise darunter verborgen.

Urteilen Sie nun selbst, meine Herren, ob Schauspiele von dieser Gattung so verwerflich seyn können, als sie von ihren unverständigen Feinden ausgegeben werden? Wir haben ja alle Einwürfe widerlegt; wir haben alle Ausflüchte verstopft, die man uns machen kann. Wollen wir uns an dem Leben derjenigen stoßen, die uns die Schauspiele vorstellen? Vielleicht handelt man zu lieblos; wenn man es allen zuschreibt, was einer oder der andre versehen hat! Allein gesetzt es wäre so. Soll denn die Tragödie deswegen unnützlich werden? Sollen wir uns deswegen derselben entziehen? Das wäre eben so lächer- 573 lich, als mit den eingebildeten Heiligen unsrer Zeiten sich der Kirche und der Sakramente zu enthalten; weil es unwidergebohrne Geistliche gibt, die den Gebrauch derselben befördern.

Ich sehe niemals Komödianten; ich sehe Könige und Helden auf der Schaubühne. Ich höre, was sie reden und tun, so lange sie ihre Rollen spielen; nicht aber, was sie zu Hause, in ihrem Leben und Wandel vornehmen. Warum soll ich mich um so weit gesuchter Ursachen halber eines Vergnügens berauben, das so nützlich ist? Das menschliche Leben hat ohnedem nicht viele Belustigungen, die so rein, so untadelich und der Tugend selbst so beförderlich sind als die Trauerspiele. Ich will sie also besuchen, so oft es sich andrer Umstände halber wird tun lassen; und durch die Wirkungen derselben, auch in meinen 574 Handlungen, meine Gegner zu widerlegen suchen.

# Akademische Vorlesung

über die Frage:

Ob man in theatralischen Gedichten allezeit die Tugend als belohnt, und das Laster als bestraft vorstellen müsse?

1751, den 8. May, auf der Paulinerbibliothek gehalten.

---

Durchl. Königl. Kurprinz,
Gnädigster Herr,

Durchl. Königl. Kurprinzessin,
Gnädigste Frau.

Die theatralische oder dramatische Poesie ist allemal für eine von den edelsten Zweigen dieser göttlichen Kunst gehalten worden. Die klügsten Völker unter den Alten, die Griechen und Römer, haben sie über alles geliebt. Die größten Könige in Mazedonien, Aegypten und Sizilien haben sie hochgeschätzt und die dramatischen Dichter für eine besondere Zierde ihrer Höfe angesehen; sie mit vielen Unkosten aus Athen verschrieben, reichlich unterhalten, ja wol gar nach ihrem Tode mit prächtigen Grabmälern beehrt. Die Kriegshelden und Feldherren

schämten sich selber nicht, in Friedenszeiten ihre Waffen und Palmzweige beyseite zu legen, um sie mit den Lorbern der theatralischen Musen zu verwechseln. Ein großer Sophokles blieb, bis in sein hohes Mannesalter, ein Freund der tragischen Melpomene. Sein edler Geist war auf manchen Sieg, den er über seine Nebenbuhler auf der Schaubühne davon trug, weit stölzer, als auf die kriegerischen Lorbern, die er sonst erfochten hatte. Scipio aber, nachdem er Karthago gebändigt hatte, schämte sich so wenig als sein Freund, der weise und beredte Lälius, auf der komischen Bühne mit der scherzhaften Thalia die Stunden zu kürzen. Beyde legten mit Hand an, wenn ein witziger Terenz die Fabeln der Griechen aufs römische Theater bringen wollte. Diesen großen Männern haben wir den feinen Schwung der Gedanken und die zärtliche Art des Ausdruckes zu danken, der die Lustspiele dieses Afrikaners so weit über die pöbelhaften plautinischen Possen erhoben hat.

Auch in Deutschland hat sich diese Liebe zu den Schauspielen schon in den ältesten Zeiten geregt. Man findet, daſs Kaiser Karln dem Großen, diesem eifrigen Liebhaber der deutschen Sprache und Poesie, ein Lustspiel in friesischer, das ist, plattdeutscher oder niedersächsischer Sprache vorgestellt worden. Im zehnten Jahrhunderte, als wol in allen europäischen Landen kein einziges Volk an die theatralische Dichtkunst dachte, hat sich, im Stifte zu Gandersheim, eine adlige Jungfrau, Rhoswitha, bemüht, nach dem Muster des Terentius sechs christliche Lustspiele zu verfertigen, die wir noch wirklich in Händen haben. Es ist nur Schade, daſs sie dieselben lateinisch, und nicht in ihrer Muttersprache ausgesetzt; wie alle kluge

Völker getan haben. Das älteste, was mir in dieser Art von deutschen Schauspielen in die Hände gefallen, ist aus dem funfzehnten Jahrhunderte, und nunmehr über dreyhundert Jahre alt. Ein nürnbergischer Dichter, Hans Rosenblüt mit Namen, der um das 1450ste Jahr gelebt, hat, unter vielen andern Gedichten, auch sechs Fastnachtspiele hinterlassen; die um die Karnevalszeit von 5, 6 bis 7 verkleideten Personen in Privathäusern hin und wieder aufgeführt worden.

So sehr diese nach einer ursprünglich deutschen Erfindung schmecken; so eifrig bekümmerten sich unsere Landsleute auch um die Muster der Alten. Terenz, der würdige Schüler des feinen Menanders, wusste sich schon damals die Hochachtung unserer Deutschen zu erwerben. Wir haben teils einzelne Stücke von ihm, teils alle sechs Lustspiele desselben, deutsch übersetzt in Händen, die noch vor dem Ablaufe dieses Jahrhunderts herausgekommen; als man weder in Wälschland noch in Frankreich an ordentliche Lustspiele dachte; oder den mindesten Begriff davon hatte. Ich sage das nicht aus blinder Liebe gegen unser Vaterland. Crescimbeni, Muratori und Riccoboni bezeugen solches selbst von den Italienern; Desschamps aber gesteht es von den Franzosen. Und so wuchs die Liebe zu den Schauspielen unter Kaiser Maximilians des I. und Karls des Vten Regierung immer mehr; wie eine große Menge gedruckter Stücke von diesen Zeiten zur Genüge beweist. Auf der kaiserlichen Bibliothek in Wien sind verschiedene geschriebene Stücke vorhanden, die den allerhöchsten kaiserlichen Herrschaften aufgeführt worden. Und wir haben auch im Drucke mehr als ein Schauspiel aufzuweisen, das

bey großen Festivitäten am kurfürstl. sächsischen Hofe des vorigen Jahrhunderts mit vielem Gepränge vorgestellt worden. Nur die Sprache war damals noch etwas zu rauh, als dass wir diese Versuche itzo für Meisterstücke ausgeben könnten.

Wälschland und Frankreich haben also freylich ihre Schaubühne eher zur Vollkommenheit gebracht als wir. Dort ist solches schon im XVIten Jahrhunderte geschehen; hier aber, nämlich in Frankreich, fast hundert Jahre später: als der große Kardinal Richelieu, durch seine Liebe zu dieser freyen Kunst bewogen, selbst Hand anlegte, und die witzigsten Köpfe zu dramatischen Gedichten aufmunterte. Ihm haben die Franzosen die Aufnahme ihrer Sprache, und die ganze Schönheit ihrer Schaubühne zu danken. Zu seiner Zeit hat Corneille die ersten Meisterstücke auf die Bühne gebracht, die nachmals allen übrigen Dichtern zum Sporne und Muster gedient haben. Ein witziger Moliere tat das auf der komischen Bühne, was jener auf der tragischen tat; und bekam nachmals den Destouches zum glücklichen Nachfolger: so wie jener den Racine zum Nebenbuhler bekommen hatte.

Bey uns aber haben, um eben die Zeit, Opitz, Gryph, Lohenstein, Hallmann und Bressand die Trauerspiele, wiewol mit ungleichem Erfolge, empor zu bringen gesucht. Ohne Zweifel würden sie viel glücklicher gewesen seyn, oder doch glücklichere Nachfolger gehabt haben; wenn es in Deutschland nicht an einem Richelieu gefehlt hätte. Wenn man den einzigen braunschweigischen Hof des durchl. Anton Ulrichs ausnimmt; so haben fast alle deutsche Höfe die ausländischen Schauspiele der Wälschen und

Franzosen viel zu sehr geliebt, als dass die deutsche Schaubühne dabey hätte zu Kräften kommen können. Gleichwol ist nicht nur die Zahl unsrer gedruckten Schauspiele von ältern Zeiten auf die XV. bis XVI. hundert Stücke angewachsen; die ich fast alle in Händen habe und besitze: fürwahr, eine Menge, die auch von der Anzahl der in Italien und Frankreich gedruckten Schauspiele nicht übertroffen wird: sondern es haben auch seit der letzten Verbesserung der deutschen Bühne, das ist seit zwanzig Jahren, unsre theatralische Dichter, auch ohne alle höhere Aufmunterung, über die funzig Trauerspiele in Versen geliefert; davon bey nahe die Hälfte Originalstücke sind. Die Zahl der Komödien, Schäferspiele und Nachspiele aber ist, wie leicht zu erachten, ungleich höher angewachsen. Und so erwarten unsre guten Köpfe gleichsam nur einen Wink, der sie anfrischt, weiter fortzufahren; nachdem sie ihre Fähigkeit zu allen Arten der Schauspiele sattsam erwiesen haben.

Doch was bemühe ich mich, E. E. K. K. H. H. von dem itzigen Zustande unsrer theatralischen Dichtkunst einen kurzen Abriss zu machen? Dieselben kennen sie sonder Zweifel allbereit aus unzähligen Vorstellungen, denen Sie selbst beygewohnt, weit besser, als ich sie in so kurzer Zeit beschreiben kann: ich habe mir aber durch diese Einleitung den Weg zu demjenigen bahnen müssen, was ich mir abzuhandeln vorgenommen habe. Denn mit Eur. Königl. Hoheit. gnädigen Erlaubnis soll ich die Frage beantworten: ob man in theatralischen Gedichten die Tugend allezeit als belohnt und das Laster allemal als bestraft vorstellen müsse?

Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn die Meynung, so ich davon erwählen werde, der Einsicht Eur. Königl. Hoheit. gemäß seyn möchte!

Sonder Zweifel haben Dieselben diese Sache öfters überlegt, und durch Dero weises Urteil entschieden. Sonderlich hat Dero erhabener Muse, Durchlauchtigste Königl. Kurprinzessin, die sich in mehr als einer Art von Gedichten schon vortrefflich erwiesen, dieser poetische Gewissensskrupel nicht verborgen bleiben können. Alles dieses wird mir zu statten kommen, wenn ich behaupten werde: daß ein theatralischer Dichter nicht Ursache habe, allen Schauspielen die Tugend als glücklich und belohnt; das Laster aber als unglücklich und gestraft zu zeigen.

Gehört die ganze Dichtkunst unter die Zahl derjenigen Künste, welche sich mit der Nachahmung oder Abbildung der Natur beschäftigen: so ist es kein Wunder, daß auch die dramatische oder theatralische Poesie eine Nachahmung menschlicher Handlungen und Leidenschaften ist. Seit dem die menschliche Gesellschaft in gute Ordnung gebracht worden und einige Gestalt gewonnen hat, bemerkt man dreyerley Lebensarten in derselben; den Hof, die Stadt und das Landleben. Alle drey ahmt die dramatische Dichtkunst nach: den Hof zwar im Trauerspiele; die Lebensart der Städte im Lustspiele oder in der Komödie; und das Landleben in dem Schäferspiele. Ist das Mittel der Nachahmung nur eine harmonische und abgemessene Schreibart oder gemeine Sprache; so behalten alle diese Arten ihre Namen und kommen der Natur selbst sehr nahe. Bedient man sich aber zugleich der Musik, um alle Worte nach gewissen Tönen abzusingen: so werden sie freylich der Natur etwas unähnlicher.

Denn wo ist in der Welt ein Volk zu finden, welches seinen Umgang, in Ernst und Schmerz, durchgehends singend eingerichtet hätte? Selbst die Chineser, die sich doch, nach der Art ihrer Sprache, gewisser Veränderungen der Töne im Reden bedienen müssen, sind für kein geschicktes Vorbild oder Muster dieser Nachahmung zu halten.

Die Handlungen der Menschen sind entweder wichtig, voller Unruhe und traurig; oder geringe schlau und lustig; oder endlich ganz ruhig und tugendhaft. Die ersten gehören für die Großen der Welt, deren Unglücksfälle die Augen aller Menschen auf sich ziehen, und allenthalben Verwunderung, Schrecken und Mitleiden erwecken. Diese nun bemüht sich Melpomene mit ihren tragischen Farben abzuschildern. Sie stellt Könige und Fürsten vor, die entweder durch ihr Versehen, oder durch die Verordnung des Himmels, Krone und Zepter, Reich und Leben verlieren. Aufruhr und Hinterlist, Gift und Dolch, Stahl und Flammen sind die Werkzeuge der göttlichen Rache; wenn entweder Tyrannen gestürzt oder sonst lasterhafte Prinzen bestraft werden sollen. Die republikanischen Athenienser sahen ihre Lust an dergleichen schrecklichen Vorstellungen: weil sie das königliche Regiment haßten, und es mit Vergnügen wahrnahmen, wie die Beherrscher benachbarter Städte zu Grunde gegangen waren. Solche Stücke nun gerieten den damaligen tragischen Poeten, einem Aeschylus, Sophokles und Euripides sehr lehrreich und beweglich. Auch Tyrannen konnten sie nicht ansehen, ohne Thränen zu vergießen: und diese Art von Schauspielen, wenn sie recht gemacht sind, gibt eine rechte Schule der Fürsten ab. Was ihnen kein

Minister bey Hofe, so redlich er auch seyn möchte, zu sagen das Herz hat; das stellt ihnen ein tragischer Held auf der Bühne in seinem unglücklichen Beyspiele dar. Da predigt ihnen ein alter König oder Fürst sehr nachdrücklich ihre Pflichten; da lehrt sie eine unleugbare Begebenheit aus den Geschichten, wie schädlich das Laster, wie schändlich die Unterdrückung der Tugend, und wie verderblich die Beleidigung des Himmels sey.

Dieses war nun die edelste Art dramatischer Schauspiele: von ganz anderer Art ist die komische, die in dem Mittelstande der Menschen, unter dem Adel und den Bürgern ihre Originale sucht. Hier gehen keine so wichtige Dinge vor; aber List und Betrug und allerley lächerliche Fehler, die aus den mindern Leidenschaften entspringen, geben dem Dichter Stoff genug an die Hand, seine Zuschauer zu erbauen und zu belustigen. Er spürt der Torheit der Menschen in allen Schlupfwinkeln nach, darinn sie sich in dem bürgerlichen Leben zu verbergen trachtet; und stellt sie bisweilen auch demjenigen zum Gelächter dar, der ihr selbst von Herzen ergeben ist.

Endlich folgt das unschuldige und glückselige Schäferleben der alten Zeiten, welches uns die Pastoralpoesie darstellt. Diese bildet uns die tugendhaften Sitten des güldenen Weltalters oder der patriarchalischen Zeiten ab. Sie schildert uns die Welt ab, als Laster und Städte noch was Unerhörtes waren; als noch keine Tyrannen sich der Länder bemächtigt hatten, und noch kein Joch harter Herren den freyen Landmann um seine Glückseligkeit gebracht hatte. Hier hat ein Dichter die schönste Gelegenheit, die Vorzüge der Tugend und Unschuld abzuschildern;

und die ruhigern Neigungen der Sterblichen, die Liebe, die Freundschaft, die Hoffnung, die Reue, die Eifersucht u. d. m. auf eine reizende und rührende Art zu entwerfen.

Wenn man nun bey der vorhabenden Frage den Beweis der Gegner anhört: so hat derselbe keinen geringen Schein. Sie sagen: Sollten Schauspiele dem gemeinen Wesen nützlich seyn: so müssten sie notwendig das ihre zur Fortpflanzung der Tugend und Verhinderung der Laster beytragen. Nun aber könne dieses nicht anders geschehen, als wenn man die rechtschaffenen und tugendhaften Leute auf der Schaubühne als glücklich, die boshaften und gottlosen aber als unglücklich vorstellte; oder wenigstens jene durch ihre Tugend glücklich, diese durch ihr Laster unglücklich werden ließe. Täte man dieses nicht: so würde ein Schauspiel der Verderbnis der Sitten offenbar Vorschub tun. Nichts macht einen tiefern Eindruck, als was man sichtbarlich, mit allen Reizungen des Ausdruckes, der guten Aussprache und der Kleidung begleitet, vorstellen sieht. Solche lebhafte Bilder sind in den Gemütern sehr wirksam, und ziehen lauter sittliche Folgen nach sich. Wer kann sich wol enthalten, dem Exempel derer zu folgen, die durch ihre Bosheit glücklich zu werden, oder doch, durch alle Freveltaten und Bubenstücke, von ihrer Glückseligkeit nichts zu verlieren scheinen? Wer wird hingegen Lust bekommen, eine Tugend auszuüben, die ihre Besitzer entweder im Elende lässt, oder sie wol gar noch elender macht? Nichts ist also billiger, sagen unsere Gegner, als dass der dramatische Dichter alle seine Fabeln und Vorstellungen so einrichte: dass dieser schädliche Eindruck durch die Schauspiele ver-

hütet; hingegen eine bessere Wirkung, zum Vorteile der Tugend und Schaden der Laster, erhalten werden.

Eure Königl. Hoheiten sehen hier den besten Grund, den meine Gegner zum Behufe ihrer Meynung nur anführen können. Ich habe ihm aufrichtig alle seine Stärke gelassen, und bin so gar bereit, meine Widersacher, um der guten Absichten halber, die sie bey theatralischen Vorstellungen haben und anpreisen, ungeheuchelt zu loben. Wie sehr wäre es zu wünschen, dass alle, die sich jemals auf die theatralische Poesie gelegt haben, es eben so gut mit der Tugend gemeynt hätten! Wie schläfrig sind nicht manchmal, ja, wenn ich es sagen darf, mehrenteils die dramatischen Vorstellungen der Laster geraten? Scheint es doch zuweilen, als ob die gemeinen Verfasser der Schauspiele ausdrücklich den Zweck gehabt hätten, die Tugend verhasst, und die Laster liebenswürdig vorzustellen. Selbst Moliere ist vor diesem Vorwurfe nicht allemal sicher. Es ist also an unsern Gegnern sehr zu loben, dass sie diesem Misbrauche zu steuren suchen; und den dramatischen Dichtern die Ausübung und Beförderung einer guten Sittenlehre, als eine teure Pflicht, eifrigst empfehlen.

Dessen ungeachtet aber kann ich nicht umhin, hier die Mittelstraße zu gehen, die aus der Natur und dem Wesen der wahren theatralischen Dichtkunst fließt. Was aus derselben hergeleitet wird, das muss sonder Zweifel seine Richtigkeit haben und allen theatralischen Dichtern zur Vorschrift dienen.

Vor kurzem habe ich erinnert, dass die Dichtkunst überhaupt in der Nachahmung bestehe; und dass eben diese Nachahmung menschlicher Handlungen und Leidenschaften das Wesen der theatralischen Poesie

ausmache. Verfolgen wir diesen Begriff ein wenig, so wird sichs zeigen, dass ein dramatischer Dichter sich in allen seinen Nachahmungen nach dem Muster der Natur richten müsse. Wie ein Maler sich in seinen Abbildungen aller natürlichen Dinge verhält; wie er Riesen groß, Zwerge klein, die Helena schön, eine Furie hässlich, die Sonne hell und die Nacht dunkel vorstellen muss: so muss es der Poet auch machen. Die Natur ist sein Muster, und wie diese ihm Menschen, Handlungen, Leidenschaften und Begebenheiten vor die Augen stellt, so und nicht anders, muss er sie in seinen theatralischen Vorstellungen abschildern. Dies ist die vortreffliche Grundregel, die nach dem römischen Flaccus auch unser deutscher Horaz, der Freyherr von Kanitz, in seiner Satire von der Poesie allen Dichtern eingeschärft hat. Er tadelt die Poeten seiner Zeit, dass sie dieselbe aus den Augen setzten. Es heißt:

Man denkt und schreibt nicht mehr, was sich zur Sache schickt,
Es wird nach der Vernunft kein Einfall ausgedrückt.
Der Bogen ist gefüllt, eh man an sie gedacht,
Was groß ist das wird klein, was klein ist groß gemacht:
Da doch ein jeder weiß, dass in den Schildereyen
Nur bloss die Ähnlichkeit das Auge kann erfreuen,
Und eines Zwerges Bild die Artigkeit verliert,
Wenn man es in Gestalt der Riesen aufgeführt.
Wir lesen ja mit Lust Äneens Ebenteuer,
Warum? stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es sein Virgil so künstlich dargestellt,
Dass uns, ich weiß nicht wie, ein Schrecken überfällt.
Und hör ich Didons Mund von Schimpf und Undank sprechen,
So möcht ich ihren Hohn an den Trojanern rächen.
So künstlich trifft itzund kein Dichter die Natur:
Sie dünkt ihm viel zu schlecht, er sucht sich fremde Spur;
Geußt solche Tränen aus, die lachenswürdig scheinen,
Und wenn er lachen will, so möchten andre weinen.

Nun sehe man sich einmal in der Welt um und durchforsche die alten und neuern Zeiten; um die gemeinen Schicksale der Tugend und des Lasters etwas genauer kennen zu lernen. Was sehen wir aber, wenn wir den Lauf der Welt betrachten; der ja des Dichters einziges Augenmerk und Musterbild seyn soll? Ist denn die Tugend überall in Ehren? steht sie allezeit im Ansehen? lebt sie stets im Überflusse? und kurz, in vollkommenem Glücke? Kann die Unschuld allemal ihr Haupt aus dem Staube erheben? Wird die Vernunft und Billigkeit, die Gerechtigkeit, die Sanftmut, die Arbeitsamkeit, die Mäßigkeit, die Geduld, die Großmut allezeit in gebührendem Werte gehalten, reichlich belohnt und nach Verdienst gekrönt? Sieht man es niemals und nirgends, dass, wie Heräus sagt:

> Die Tugend betteln geht, der Tor in Kutschen sitzt,
> Viel stolzer als sein Ross, das sie mit Kot bespritzt?

Ist auch hingegen das Laster allezeit verhasst und verachtet? Schwimmt der Stolz, der Geiz, die Gewaltsamkeit, die Wollust und Schwelgerey niemals oben? Wird der reiche Tor nicht oft aller der Vorzüge teilhaftig, die billig der armen Unschuld zugehört hätten? und erhält der Ungerechte nicht oft die Belohnungen dessen, der einem jeden allezeit das Seine gibt?

Es ist wahr, dieses geschieht nicht allezeit. Die göttliche Vorsehung hat, in den Begebenheiten der Menschen, noch immer die Hand mit im Spiele. Das Glück der Lasterhaften ist insgemein von kurzer Dauer; und wenn es auch zuweilen lange genug währet, so kommt doch die Strafe endlich nach.

Auch die Tugend hebt sich noch zuweilen aus dem Staube empor, und erlangt diejenige Ehre und das Ansehen vor der Welt, was sie verdient. Auch Adel und Reichtum werden ihr, als Belohnungen ihres Wohlverhaltens, zu Teile: und selbst die Großen dieser Welt unterscheiden sie manchmal nach Gebühr; indem sie selbige vielen andern vorziehen, die bloß durch das blinde Glück über den Pöbel erhoben waren. Ja gesetzt, dass ein Tugendhafter auch eine Zeitlang zu Boden gedrückt, und unter die Füße getreten würde: so kommt doch endlich die Zeit der Belohnung, die ihn mit desto größern Ehren hervorzieht, und wol gar selbst über seine Verfolger triumphiren lässt.

Stellt uns nun die Welt ein so vermischtes Schauspiel von Glück und Unglück vor die Augen: wie will man es denn von einem Dichter fodern, dass er davon abweichen soll? Muss er nicht seinem großen Vorbilde folgen und seine Abschilderungen demselben ähnlich machen? Er muss also die Tugend weder allezeit glücklich noch allemal unglücklich bilden. Er muss das Laster weder immer triumphiren, noch allezeit ins Elend stürzen lassen. Seine Vorstellungen müssen ebenso abwechseln, wie die Begebenheiten in der großen Welt zu wechseln pflegen. Dadurch wird nun die Schaubühne ein wahres Bild des menschlichen Lebens werden. Man wird alle die Veränderungen darinnen wahrnehmen, denen jenes täglich unterworfen ist. Bald wird ein armer Abdolonymus seinen Krautgarten mit dem Trone verwechseln; bald wird ein grausamer Dionysius aus einem Könige ein Schulmeister werden. Bald wird ein patriotischer Pompejus oder ein gerechter Papinian den Kopf

verlieren; bald wird ein verzweifelnder Nero sich selbst den Dolch in die Brust stoßen. Kurz, wer eine theatralische Vorstellung sieht, der wird darinnen eben diese unsre, nicht aber eine andre idealische Welt, oder gar eine platonische Republik abgebildet sehen.

Ich muſs noch eine Betrachtung hinzusetzen, diesen meinen Lehrsatz zu bestätigen. Ich nehme dieselbe von den Absichten der theatralischen Vorstellungen her. Das Trauerspiel sonderlich soll, nach der Lehre des tiefsinnigen Weltweisen, der uns die Regeln desselben vorgeschrieben hat, dazu dienen, daſs es die Leidenschaften der Menschen reinige; das ist bessere, und zu einem guten Zwecke lenke. Deswegen müssen eben Schrecken und Mitleiden in der Tragödie herrschen; das erste zwar bey den Unglücksfällen der Großen, die sehr weit über das gemeine Schicksal der Menschen erhaben zu seyn schienen; das letzte aber bey dem Leiden der Unschuldigen und dem Elende der unterdrückten Tugend. Wie reinigt aber solches die Leidenschaften? Das erste dämpft den Stolz und die Ehrbegierde der Zuschauer; indem sie sehen, daſs auch der höchste Stand der Menschen vor dem Unglücke nicht versichert; daſs auch Krone und Zepter noch den Zufällen des menschlichen Lebens unterworfen bleiben. Das andre hergegen heilt die Ungeduld und die Verzweiflung: wenn man sieht, daſs schon andre vormals, bey aller ihrer Tugend, dennoch viel Ungemaches haben erdulden müssen; daſs die Unschuld schon ehemals gedrückt worden, aber dennoch standhaft geblieben; obgleich ihre Hülfe nicht sogar augenscheinlich vorhanden gewesen. So wird nun die Seele der Zuschauer auch durch die leidende Tugend

erbaut, und teils in gegenwärtigen Übeln kräftig gestärkt, teils zu Erduldung der künftigen gewaffnet.

Im bürgerlichen Leben, welches die Komödie zu ihrem Gegenstande hat, geht es eben so. Wenn hier manchmal ein Hinterlistiger einen Vorzug vor der Redlichkeit erhält; wenn bisweilen ein schlauer Betrüger eine Zeit lang über die Unschuld triumphiret: so dient dieses den Zuschauern zu einer heilsamen Warnung. Ja wird auch die Tugend selbst wegen gewisser Schwachheiten und kleiner Torheiten, die sie an sich hat, manchmal lächerlich: so lernen andre sich vor solchen Fehlern hüten, und dem gerechten Tadel ihrer Mitbürger entgehen. Da nun solche menschliche Schwachheiten und kleine Gebrechen auch selbst in der unschuldigen Lebensart der Schäfer statt haben: so kann es zwar auch in Pastorellen oder Schäferstücken geschehen, daſs diese bisweilen bestraft werden. Zuweilen aber können sie auch wol ungestraft durchkommen; gerade so wie es in der Welt zu gehen pflegt: und beydes kann den Zuschauern zu Reinigung ihrer Leidenschaften dienen.

Durchl. Königlicher Kurprinz,
gnädigster Herr,
Durchl. Königliche Kurprinzessin,
gnädigste Frau.

Mit dieser meiner Theorie stimmen die groſzen Meister in der Kunst, die das griechische und römische Altertum hervorgebracht hat, in ihren theatralischen Stücken vollkommen überein. Wir finden freylich Schauspiele von ihnen, wo wirklich die Laster bestraft und die Tugenden belohnt werden. Ein stolzer Oedipus wird wegen der begangenen Schandtaten

unglücklich, sticht sich selbst die Augen aus und verbannt sich vom thebanischen Throne. Eine untreue und meuchelmörderische Klytemnestra wird wegen des am Agamemnon begangenen Mordes, nebst ihrem Ehebrecher Aegisthus, von der Rächerhand des Orestes hingerichtet; die gequälte Elektra hingegen aus ihrer langen Sklaverey glücklich befreyt. Aber auch eine unschuldige Antigone beym Sophokles, auch ein junger Astyanax beym Seneca müssen, um ihrer Väter Schulden halber, umkommen. Auch die armselige Hekuba muss, um ihres unartigen Sohnes Paris willen, Gefangenschaft und Elend leiden.

Die neuern Tragödienschreiber, die sich vor andern hervorgetan haben, sind eben diesem Muster gefolgt. In des Marquesen Maffei Merope wird freylich der Tyrann Poliphont bestraft: die Königin mit ihrem Prinzen aber ihrer Unschuld wegen belohnt und glücklich gemacht. Auch im Demetrius des Abts Metastasio wird sowol Cleonice als Demetrius glücklich; so wie beyde es verdienen: ihr Gegenteil aber, der herrschbegierige Olinth, um seines Neides halber, teils durch die mislungenen Wünsche selbst, teils durch die empfundene Reue gezüchtigt. Allein hingegen leidet auch Pompejus beym Corneille den schmählichen Tod, den er durch seine patriotische Liebe zur Freyheit gar nicht verschuldet hatte. Ein siegender Horaz begeht seinen Schwestermord ungestraft: und sogar der Tod vom Vater der Chimene bleibt am Roderich ungerächt. Im Racine müssen Titus und Berenice das zärteste Liebesband brechen; und mit Leidenschaft ein Opfer des römischen Staates werden, der den Königsnamen auf seinem Throne nicht leiden kann. Ja wird gleich die neidische

Eriphyle in der Iphigenia bestraft; diese unschuldige Prinzessin aber vom Tode befreyt, so erhält doch weder sie noch ihr gequältes Älternpaar einigen Lohn für die ausgestandene Angst und Qual. Und was könnte man endlich nicht von einem christlichen Märtyrer Polyeukt, von einer im sterbenden Cato unbelohnt bleibenden Portia, u. a. m. sagen? Kurz, es gibt bey den tragischen Dichtern eben so viele Beyspiele vom einen als vom andern Falle, da Tugend und Laster bald belohnt werden, bald unvergolten bleiben.

Ich könnte noch weiter gehen, und selbst aus der einen Hauptregel der theatralischen Dichtkunst eben dieses erhärten, oder doch wenigstens bestätigen. Es gebeut dieselbe, daß man in dramatischen Gedichten keine langwierige Geschichte, vielweniger ganze Lebensläufe der Menschen; sondern nur einzelne Handlungen derselben vorstellen soll. Ist nun dieses, so kann es sich unmöglich treffen, daß alle böse und alle gute Handlungen, gleich auf frischer Tat, Lohn und Strafe erhalten. Diese erfodern oft viele Wochen, Monden und Jahre, ehe sie zu ihrer Zeitigung gelangen können. Tugenden und Laster sind freylich der Samen des Glücks und Unglücks der Menschen; die aber erst nach Verlauf einiger Zeit davon eingeärntet werden. Wie unbillig wäre doch der Ackersmann oder Gärtner, der gleich an dem Tage der Aussaat die Früchte derselben fodern wollte! Noch weit unbilliger würde es seyn, die Belohnungen und Strafen der Handlungen augenblicklich, nach kaum vollbrachter Tat, zu begehren. Ein gutes Schauspiel nämlich erlaubt höchstens nur eine Geschichte von 12 oder 15 Stunden im kurzen vorzustellen: die göttliche

Gerechtigkeit aber geht, in Handhabung ihrer Gerichte, den Weg der Natur. Diese braucht zu allen ihren Werken eine gewisse Zeit: und was ist also klärer, als dass auch der Dichter sie, so wie sie wirket, nachahmen; das heißt, Tugenden und Laster nicht gleich auf frischer Tat als vergolten vorstellen müsse?

Käme es endlich auch darauf an, dass ich meine Gründe durch die Zeugnisse großer Männer behaupten sollte: so würde es mir leicht seyn, sie dadamit zu verstärken. Ich würde mich auf den größten Lehrer aller Poeten, den Aristoteles; ich würde mich auf seine Ausleger und andre eben so ernsthafte Skribenten berufen. Doch Zeit, Ort und Gelegenheit verbieten mir solches. Ich berufe mich also nur auf die scharfsinnigen Verfasser des Zuschauers: die vollkommen meiner Meynung zugetan gewesen. Es würde unbillig seyn, wenn ich ihre Gründe mir zueignen wollte: da ihre Schriften in aller Händen sind; und meinen Diebstahl an tausend Orten verraten würden.

Man darf auch nicht denken, dass dergestalt Tugend und Laster mit einander vermischt werden würden. Nein, jene behält noch allemal unzählige Vorzüge vor dieser. Die natürliche Empfindung der Billigkeit und Unbilligkeit redet in der Brust der Zuschauer allemal der Tugend das Wort. Auch die verdammte, auch die gemarterte Unschuld behält in unparteyischen Augen allemal unendliche Vorzüge. Auch das triumphirende Laster wird jedem Zuschauer verhasst und zum Gräuel. Es wohnt Gott Lob! in den Herzen aller Menschen ein billiger Richter, der auch an fremden Leiden, wenn es nur unverschuldet ist, ungeheuchelt Anteil nimmt. Man lasse nur einem weisen Seneca auf Nerons Befehl die Adern öffnen!

Keine Seele, und wenn sie gleich in der Brust eines Mörders und Seeräubers wohnte, ist so barbarisch, die Partey der Gerechtigkeit zu verlassen und einem Tyrannen Recht zu geben. Man lasse nur einen tugendhaften Sokrates den Giftbecher trinken, den athieniensischen Rat aber ungestraft bleiben! Seine Unschuld verliert gar nichts dabey: denn es ist niemand vorhanden, der nicht lieber mit ihm unschuldig und großmütig sterben, als mit seinen ungerechten Richtern in Schimpf und Schande leben wollte. So groß, so unüberwindlich ist die Macht der Tugend! Auch im Unglück, auch im Elend und Tode erwirbt sie sich Beyfall und Hochachtung. Ich sage noch zu wenig! Sehr oft hat das Unglück selbst ihr weit mehr Anhänger erworben als das Glück: so wie auch gegenteils das Laster in den Augen der Menschen oft nur desto abscheulicher wird, je mehr ein blindes Glück solches mit allen zeitlichen Vorteilen überhäuft.

Eure Königl. Hoheiten sind viel zu tief in die Geheimnisse der Musen eingedrungen, als daß ich Ursache hätte, mich noch länger bey dieser Materie aufzuhalten. Dero Einsicht in die Kunstregeln der theatralischen Werke und Dero Kenntnis der besten Muster derselben ersetzen die Mängel meiner Ausführung aufs allervollkommenste. Habe ich also teils aus dem Wesen der Dichtkunst, teils aus den Absichten und Regeln der theatralischen Poesie, teils aus den Meisterstücken der größten Dichter alter und neuer Zeiten, noch nicht sattsam erwiesen, was ich beweisen wollen: so darf ich mich nur auf Dero eindringende Scharfsinnigkeit verlassen. Diese sieht bey jedem Gegenstande weit mehr, als man ihr sagen kann; und ist gewohnt, den Schein von der Wahrheit

aufs glücklichste zu unterscheiden: ja, was noch mehr ist, sie vermag durch ihren Beyfall auch mäßigen Gründen ein größeres Gewicht zu geben.

Dieser so huldreichen und gnädigen Gesinnung, der unsre ganze hohe Schule und ich insonderheit schon so viel zu danken haben, überlasse ich diese geringe Abhandlung zur unparteyischen Beurteilung; und dieses zwar um desto mehr, je vorteilhaftere Schicksale sich die deutsche Thalia von der gnädigsten Aufmerksamkeit eines so erhabenen und erleuchteten Paares, als Eure Königliche Hoheiten sind, versprechen kann. Wird sie sich in dieser Zuversicht nicht irren: so werden künftig unsre Landesleute, wie in andern schönen Wissenschaften, also auch in dieser Art der freyen Künste den Ausländern gar nicht mehr weichen dörfen. Und wie groß wird alsdann nicht der Ruhm seyn, den alle künftige Zeiten den großmütigen Beschirmern, der bisher so verachteten, der von den meisten hohen Häuptern so verlassenen deutschen Bühne dermaleinst dankbarlichst widmen werden! Gottsched.

---

## Anmerkungen.

Die „gesammleten Reden“ waren „Dem Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten Könige und Herrn, Herrn Friedrich dem Vten, Könige von Dännemark, Norwegen, der Vandaler und Gothen, Herzoge zu Schleswig, Holstein, der Stormarn und Dietmarsen; Grafen zu Oldenburg und Delmenhorst, rc. rc. rc.“ gewidmet zugleich mit einem längeren Widmungsgedichte, dem ein von Bernigeroth gestochenes allegorisches Bild vorgesetzt war. Das Gedicht ist nicht weiter bemerkenswert: ein Widmungsgedicht, wie deren zu jener Zeit gern von den Dichtern verfasst wurden. Dass Gottsched einen musenfreundlichen König schätzte, lässt sich ohne weiteres begreifen. In Deutschland waren die wirklich kunstliebenden Fürsten selten genug; um so freudiger sprach es Gottsched in gutem Glauben aus

„Dass Kunst und Wissenschaft (in Dänemark) sehr merklich zugenommen,
Seit dieser Musaget des Zepters Heft bekommen“

und lebhaft bedauerte er, dass kein Amthor mehr in den Gränzen Dänemarkts lebte, um den „milden Friedrich“ gebührend zu besingen.

Was den Inhalt der 642 Seiten umfassenden Sammlung anbetrifft, so gliedert er sich in 3 Abteilungen: Lob- und Gedächtnisreden — Leichenreden und Trostschriften — Vermischte Reden. Die letzte Abteilung ist die reichste; die erste aber enthält die drey gewaltigen Reden auf Coppernicus, auf Opitz und die Rede zum Lobe der Buchdruckerkunst.

An der Spitze der ersten Gruppe steht die „Lobrede auf des Churprinzen von Sachsen Königl. Hoheit“ bey Gelegenheit der akademischen Beglückwünschung des Prinzen Friedrich Christian zu seiner Vermählung mit Maria Antonie von Bayern; sie wurde 1747, den 10. Oktober in der Paulinerkirche zu Leipzig in Gegenwart des jungen Ehepaares gehalten und hat für die Nachwelt keine Bedeutung mehr.

Bedeutsamer ist die zweyte Rede, eine „Abhandlung von dem Flore der deutschen Poesie, zu Kaiser Friedrichs des ersten Zeiten", welche 1746, den 11. Oktober auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig, in Gegenwart des sächsischen Erbprinzen Friedrich und der Prinzen Xaver und Karl, gehalten, oder vielmehr „abgelesen" wurde. In ihr rühmt Gottsched zunächst Karl den Großen als Förderer der deutschen Sprache und Poesie; weist die Ansprüche der Franzosen auf diesen Kaiser und deren Behauptung, dass die französische Poesie älter sey als die deutsche, mit der Begründung zurück, dass die ältesten Proben französischer Poesie nur bis ins 12. Jahrhundert, die der deutschen Poesie dagegen bis ins 8. Jahrhundert zurückreichen. Mit Stolz weist er auf das Ludwigslied aus dem Jahre 880, auf die Denkmäler von Ottfried, Willeram, Notker u. a. Mönche aus dem 9. 10. und 11. Jahrhunderte hin und bemerkt dazu: „Dieses waren, so zu reden, nur die Vorspiele der deutschen Poesie, da sie noch in einem etwas rauhen Zustande war, und sich mit einer unausgearbeiteten Sprache behelfen musste."

Der Zeit und den Umständen, aber keineswegs seiner oft geäußerten Überzeugung entsprechend, sagt er dann: „Die rechte Staffel der Vollkommenheit können die freyen Künste nur dann erreichen, wenn hohe Häupter, Kaiser, Könige und Fürsten sich derselben gnädig annehmen"; und diese Bemerkung leitet ihn hinüber zu Kaiser Friedrich den II., an dem er vor allem bewundert, dass er, trotz seines unruhigen Lebens, und obgleich er kaum jemals ein ganzes Jahr hindurch in seiner Residenz zubrachte, dennoch ein Liebhaber der stillen und ruhigen Künste der Musen gewesen. Aus der Tatsache, dass Kaiser Friedrich, der Rotbart, einmal in provenzalischer Sprache Verse gemacht, zieht er dann den Schluss, dass der Kaiser sehr wol auch Verse in seiner deutschen Muttersprache verfasst haben könne; und in den Versen, die Goldast 1604 unter dem Titel ‚Paraeneses' veröffentlichte, erblickt Gottsched eine Arbeit des Kaisers. Diese ‚Paraeneses' waren Bruchstücke einer handschriftlich in der Bremischen Stadtbibliothek aufbewahrten Sammlung alter deutscher Gedichte, welche Christian von Schweden, bey einem Besuche der Hansastadt, absichtlich oder unabsichtlich, nach Paris entführt hatte, wo sie auch heute noch der ehemals königlichen Staatsbibliothek angehört. Dieser Umstand entlockt ihm dann die Bemerkung: „Wie sehr aber ist es nicht zu bedauern, dass ein solcher Schatz deutscher Altertümer, über die Gränzen unseres Vaterlandes geraten; woselbst er ohne alle Hoffnung, Deutschland jemals wieder zu sehen, für uns, auf eine un-

wiederbringliche Art verloren gegangen"; und gegen das Ende der Abhandlung hin kommt er noch einmal auf diesen Verlust zu sprechen, indem er hinzusetzt: „was würden wir nicht noch zu rühmen und zu bewundern haben, wenn wir die ganze goldastische Sammlung aus Paris, oder aus Bremen, in öffentlichem Drucke sehen könnten! Allein dieses Wunsches teilhaftig zu werden, das wird einem Gelehrten, ohne höhern Beystand, eben so wenig gelingen; als es der jungen und schönen Winsbekinn möglich war, sich ohne eine himmlische Kraft der Liebe zu erwehren".

Der übrige Inhalt der ‚Rede' bildet die Anführung einiger Stropfen aus dem Anfange des II. Buches des ‚König Tyrol' (Der Kuenig Tyrol lehret sinen Son), davon er eine hochdeutsche Übertragung folgen lässt, an welche sich eine kurze Inhaltsangabe der zwey andern Gedichte der goldastischen Sammlung (die Winsbekische Ermahnung an seinen Sohn, und die Ermahnung der Winsbekinn an ihre Tochter) und eine Hinweisung auf Heinrich von Veldeck, auf Wolfram von Eschelbach und das Heldenbuch schließt Mit einem hymnenartigen Gesange, der u. A. die Strophe enthält:

„Wie in des Himmels blauer Ferne,
Die kleine Zahl der größern Sterne,
Der schwächern Nachbarn Glanz bekämpft:
So hat im Reich der Wahrheit immer
Der Musageten Ehrenschimmer,
Gemeiner Fürsten Ruhm gedämpft"

endet die Abhandlung, die wol mehr aus Zufall oder weil Gottsched sie nirgend anders unterzubringen wusste, in die Sammlung der ‚Reden' hineingeraten ist.

Auch die nun folgende ‚Lobrede auf August den Gütigen', die 1746, den 5. May in Gegenwart des Erbprinzen Friedrich und des Prinzen Xaver August auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig gehalten wurde, darf für bedeutunglos gelten. Sie enthält die üblichen, ziemlich weit gespannten geschichtlichen Umblicke, die ein, nicht zu umgehendes geschwollenes Lob Augusts ermöglichen müssen; es finden sich aber in ihr auch die, für jene Zeiten sehr kühnen Worte von den „Fürsten! die man oft ohn ihr Verdienst, Musageten"; und von den „Staatsmännern, die man oft unschuldigerweise, Mäzenaten nennt!", die dann freylich zu einem, doch nur sehr wenig berechtigten Lobe des gütigen Augusts hinüberleiten, von dem gesagt wird, dass durch ihn „für 300 Studierende (der Leipziger Universität) notdürftige Verpflegungen gestiftet" und „nach Wittenberg allein, in gleicher Absicht, jährlich 2000 Scheffel Getreydes" geliefert würden; während er zugleich

dem geistlichen Obergerichte zu Dresden 100,000 Gulden überweisen ließ, von deren Zinsen armen Wittwen und Waisen treuer Geistlichen unterstützt werden sollten. Mit Aufzählung der andern „Verdienste“ des Kurfürsten und einer Apostrophe an die 2 hohen Zuhörer endet die Rede.

Zu den, in unsere Sammlung nicht aufgenommenen Stücken gehört ferner die Rede bey der akademischen Jubelfeyer des Grafen Ernst Christoph von Manteufel, des hochsinnigen Gönners Gottscheds und Begründers der Gesellschaft der Aletophilen. Sie wurde 1743, am 2. August im philosophischen Hörsaale zu Leipzig gehalten, ist 19 Seiten lang und nur als Gelegenheitarbeit von Wert, enthält aber einige, auch über das Lebensgeschichtliche hinaus bedeutsame Stellen, die hier mitgeteilt zu werden verdienen. Auf S. S. 220/21 heißt es: „Was ist wol edler, was kann wohlgeordneten Gemütern angenehmer seyn? als wenn sie Gelegenheit haben, sich in einem geruhigen Alter, frey von öffentlichen Geschäften und beschwerlichen Ämtern, ihrer alten Neigung zu überlassen, und sich der Gelehrsamkeit zu widmen? Trifft man nicht in derselben alles an, was uns die letzten und schwersten Stufen des Lebens erleichtern kann? Lehrt die Weisheit uns nicht, alle Beschwerlichkeiten, die unsere Ruhe zu bestürmen drohen, klug und standhaft überwinden? Ja, ja, sie lehrt uns, die wahren Güter von den scheinbaren Blendwerken unterscheiden; womit sich so viele, bis auf den letzten Augenblick ihres Lebens beschäftigen. Sie zeigt uns, wie wir mit einer edlen Großmut, die Irrtümer und Fehler andrer Leute übersehen sollen, welche ganz andere, aber sehr unvollkommene Begriffe so wol von der wahren Gelehrsamkeit, als von einer dauerhaften Glückseligkeit besitzen“. — „Weitläufige Staaten und große Völker können nicht von einem einzigen Oberhaupte regiert werden, so groß auch die Weisheit desselben seyn möchte. Wie ist es möglich, alle Bedürfnisse eines Landes, Kriegs- und Friedensgeschäfte, auswärtige und inländische Angelegenheiten, die Verbindungen mit fremden Prinzen, und die Wohlfahrt der Untertanen, in einem einzigen, ob gleich noch so geschäftigen Geiste, zu vereinbaren? Wie geht es an, dass auch der liebreichste Landesvater, Hof- und Kriegsherr, die Handhabung der Gerechtigkeit, den Handel, die Künste und den Feldbau, mit einem Blicke übersehen kann? Ein jeder erkennt hieraus die Notwendigkeit, dass ein Fürst die Regierungslast mit weisen und getreuen Räten teile, und sich aus der Zahl seiner Diener, große Geister erwähle, die seine Gehilfen werden, und Stützen der höchsten Gewalt abgeben können.“ (S. 223) — „Wie

ein arbeitsamer Schnitter, der den Segen des Himmels von den reifen Feldern einärntet, nachdem er die Last und Hitze des schwülen Tages ausgestanden, auch vor dem Untergange der Sonne, noch eines Feyerabends würdig gehalten wird: so ist es auch billig, dass diejenigen, welche dem Heile großer Staaten die schönsten Jahre ihres Lebens aufgeopfert, das Ende desselben in Ruhe und Zufriedenheit zubringen können." (S. 224) — „Ich setze ferner voraus, dass ein edler Geist, der einmal die süße Nahrung der Seelen, die in der Gelehrsamkeit anzutreffen ist, gekostet hat, seinen Hunger danach, in der kurzen Zeit der akademischen Jahre unmöglich stillen kann. Sie wissen es am besten, hochberühmte Lehrer dieser hohen Schule, wie weit der Umfang der Wissenschaften ist; wie viel Eifer, wie viel Fleiß, wie viele Tage und Monate darzu gehören, ehe man nur die äußersten Gränzen übersehen, geschweige denn in das Herz derselben eindringen, und in ihre innersten Heiligtümer einen Blick tun kann. Wie nun ein Reisender, der die Schönheit und Pracht auswärtiger Länder zu kennen angefangen, seine Augen dadurch nicht sowol sättigt, als reizt; seine Begierde die Welt zu sehen, nicht sowol stillt, als anflammt: eben so geht es den Liebhabern der Wissenschaften. Ihr Trieb nach der Erkenntnis vortrefflicher Dinge wächst mit jedem Tage. Jede Wahrheit, die sie erkennen lernen, erweckt eine neue Lust nach mehrerem. Jemehr sie begreifen, jemehr sie noch lernen wollen. Und wie ist es hier möglich, dass sie dieser Liebe zu den Wissenschaften, in einem drey bis vierjährigen Aufenthalte auf den hohen Schulen, schon eine völlige Genüge getan haben sollten; wenn sie anfangen müssen, sich dem Dienste der Fürsten zu widmen, und diejenige Bahn zu betreten, darauf sie sich zu den höchsten Würden emporschwingen werden." (S. 227). Auf dieser Seite spricht Gottsched auch von dem „edlen Triebe großer Seelen" sich von der Jagd, dem Spiel, von lustiger Gesellschaft, Tänzen und Gastereyen „und andern solchen Zeitkürzungen, die von Leuten von mittelmäßiger und geringer Fähigkeit geliebt werden" fern zu halten; und auf Seite 228 rühmt er „die reife Urteilskraft großer Männer und ihre Gelassenheit des Gemütes, welches von keiner lebhaften Gemütsbewegung mehr bestürmt wird." Echt Gottschedisch ist schließlich der Ausruf: „Weg von hier mit der lieblosen Neigung eines schnöden Eigennutzes! weg mit den verwerflichen Grundsätzen, dass man bloß um sein selbst willen in die Welt geboren worden!" (S. 230).

„ Die ‚Leichenreden und Trostschriften' beginnen mit der Übersetzung einer Trauerrede auf König Friedrich August,

die Pierre Coste 1733 in der französischen Kirche zu Leipzig gehalten; dieser folgen Reden auf Frau Dorothea Schütz (sie wurde 1725, den 19. April in der Paulinerkirche gehalten, bringt zum ersten Mal den Begriff der „schönen Seele“ in den Bereich der deutschen Spcache und schließt „mit dieser lehrreichen Anmerkung: daß die wahre Tugend, uns nicht nur an Fürstenhöfen, nicht nur im Felde, nicht nur auf Rathäusern und Gerichtsstuben, kurz, nicht nur unter Männern; sondern selbst unter dem weiblichen Geschlechte so manches Muster vorzustellen pflegt; welchem nachzufolgen, es auch Männern rühmlich ist“), auf Frau Dr. Reichel, Frau D. Ludovici (1731, den 14. Juni gehalten), auf D. Christian Ludovici (1732, den 20. Januar gehalten), auf den Merseburger Rektor Uhse (sie wurde um 1730 in der vertrauten Rednergesellschaft gehalten und enthält, ohne im übrigen bemerkenswert zu seyn, die schönen Worte über den Lehrerstand: „Gewisse Stände im gemeinen Wesen, kommen mir nicht anders vor, als die unsichtbaren Dünste und Ausdämpfungen, die unbemerkt, ohn Unterlaß in der Luft aufsteigen, und von niemanden wahrgenommen werden; endlich aber sich in heilsame Wolken verwandeln, ganze Länder befeuchten, und die Felder mit Fruchtbarkeit und Segen erfüllen. Was ist zum Exempel, dem ersten Ansehen nach, unmerklicher, als der treue Dienst, den gute Schulmänner der Republik leisten? wer nimmt es wahr, was für ersprießliche Wirkungen ihre Arbeit nach sich zieht? Nur Törichte haben daher diesen Stand zum Sprichworte gemacht; und wol gar eine Art von Beschimpfung daher ersonnen, wovor sie doch selbst, Hochachtung und Erkenntlichkeit blicken zu lassen, schuldig wären. Armselige Spötter! ohne diese höchstnötige Art von Gliedern des gemeinen Wesens, würdet ihr selbst nur halbe Menschen seyn: ganze Länder würden in eine wüste Barbarey verfallen: ja die ganze Welt würde so roh und ungeschlacht werden, als sie in jenen rauhen und wilden Zeiten gewesen ist. Ihr spottet also ohne Ursache: denn indessen breitet sich die heilsame Frucht des so verächtlichen Schulstaubes, als ein sanfter Tau, über alle Stände aus. Vernünftige Mitbürger begreifen gar zu wol, wie viel an demselben in einem Staate gelegen sey; und wissen daher auch, solchen wolverdienten Männern, ihre gebührende Ehre zu geben“.) Von tiefer Empfindung beseelt ist die nun folgende ‚Trauerrede bey der Leiche des Herrn Pundts, der Weltweisheit und Gottesgelahrtheit rühmlichst Beflissenen, aus Bremen‘. Sie wurde 1732, am 21. May gehalten und galt einem „in der besten Blüte seiner Jahre dahin gerissenen

Jünglinge", den Gottsched besonders geliebt zu haben scheint. „Wir beklagen einen muntern und starken Jüngling, der nach der dauerhaften Beschaffenheit seines wohlgebauten Körpers, weit länger hätte leben können; einen wohlgearteten und mit vielen Gemütsgaben ausgerüsteten Jüngling; der allen, die ihn gekannt, eines längern Lebens wert zu seyn geschienen", heißt es in der Rede, mit welcher die Absicht verfolgt wird, den Willen der göttlichen Vorsehung zu rechtfertigen, und darzutun, dass der Jüngling „auch bey seinem zeitigen Tode, dennoch nicht zu früh gestorben; sondern eine völlige Dauer dieses hinfälligen Lebens erreicht habe". Diesem Zweck widmet Gottsched edle, an Mark Aurel gemahnende Worte, deren tiefste hier mitgeteilt seyen: „Denn was heißt leben, anders, als geschäftig seyn, als wirken und die große Absicht erfüllen, warum man in der Welt ist? Und was heißt wol tot seyn, anders, als untätig seyn, und alle seine Zeit müßig zubringen, ohne sich geschäftig und wirksam zu erweisen? So lebt denn ein Mensch nur in so weit, als er die Pflichten einer vernünftigen Kreatur erfüllt; und den Absichten ein Genügen tut, um welcher willen ihn die ewige Vorsehung in die Welt gesetzt hat. So lebt denn also mancher fast gar nicht, ob er gleich viel Jahre in der Welt erreicht. Ihr trägen und unwirksamen Seelen! die ihr eure Zeit vielleicht nur nach den Stunden eures Schlafes, eurer Mahlzeiten und eures Müßigganges zählt; ihr irret, wenn ihr euch unter die Zahl der Lebendigen rechnet! Ihr lebt ja weder für euch, noch für andre. Ihr bedeutet weniger, als die Ziffern in der Welt: und nach dieser eurer untätigen Dauer, die ihr fälschlich ein Leben nennt, wird man keine Spur von euch in der Welt antreffen, dass ihr da gewesen seyd. Viele hingegen werden alt an guten Taten, ob sie gleich bald sterben." Hervorgehoben zu werden verdienen auch einige andere Sätze, wie z. B.: „. . . viele Kinder verderben nur deswegen, weil sie von ihren eigenen Ältern erzogen werden" und: „Die bloße Wissenschaft der Sprachen ist nicht dasjenige, wozu uns der Schöpfer bestimmt hat. Diese sind nur die harten Schalen, darin man den Kern der wahren Weisheit suchen muss. Kinder, und die ihnen ähnlich sind, befriedigen sich damit: Verständige aber dringen auf das innere Wesen der Dinge hindurch".

Die ‚Trostschrift an Herrn Georg Friedrich Richtern bey dem frühen Ableben seiner ersten Ehegattin' (1739), eine, dem Grafen von Manteufel gewidmete, sich fast ausschließlich auf die Schilderung der Lebensumstände des Toten beschränkende Nachrufrede und zwey Lebensläufe beschließen diese Gruppe.

Die ‚Vermischten Reden' bieten zunächst 3, „in fremdem Namen" gehaltene bedeutunglose ‚Huldigungsreden' und 6 im Namen der Leipziger Universität gehaltene ebenso bedeutunglose zeremonielle ‚Bewillkommungreden'; von den andern, in die vorliegende Sammlung nicht aufgenommenen Stücke (2 Strohkranzreden, einige Bewillkommungreden u. a. m.) ist nichts zu sagen; und nur der die ‚Reden' beschließende ‚Glückwunsch an Christian Masecov', den Gottsched 1722, den 4. Oktober im Namen der Studenten Königsberg gehalten hatte, als Masecov zum ersten Male das Rektorat an der Albertina übernahm, sey hier noch kurz erwähnt, weil er davon Zeugnis ablegt, dass schon der zweyundzwanzigjährige Jüngling eine führende Vertrauensstellung bey seinen Komilitonen einnahm. Bemerkenswert ist in dieser unbedeutenden Gelegenheitsrede allenfalls das dem neuen Rektor gemachte Kompliment, dass er es „mit wenigen Hülfsmitteln in der Gelehrsamkeit weiter gebracht, als viele andre, die bey ihren häufigen Glücksgütern auch häufige Gelegenheit ihre Zeit zu misbrauchen, in Händen haben".

---

**Rede vom verderblichen Religionseifer.** (S. 1 u. ff.)

Diese Rede wurde 1725 von Gottsched in der Leipziger vertrauten Rednergesellschaft gehalten; obwol sie nur einem Übungszwecke zu dienen hatte, so war sie doch, wegen des Themas bedeutsam und kennzeichnend für die Geistesrichtung des jungen Magisters. Da Lessing sich bey Verfertigung seines dramatischen Gedichts „Nathan der Weise" vielfach, namentlich in der Erzählung von den drey Ringen, an diese Rede gehalten und sogar einige Wendungen wörtlich übernommen hat, so besitzt sie neben dem kulturgeschichtlichen auch einen litteraturgeschichtlichen Wert. Sie erschien zuerst in der ‚Ausführlichen Redekunst' (1736) unter den Beyspielen für die Redeübungen der Studierenden (S. 629/37) und 14 Jahre später, stilistisch etwas überarbeitet, in den ‚Gesammleten Reden'. Einen besonderen Wert scheint Gottsched nicht auf sie gelegt zu haben; denn während er von einigen andern Reden und verschiedenen, sie begleitenden, Umständen in der ‚Nachricht von des Verfassers eigenen Schriften', welche dem 2. Bande der 6. Auflage der ‚Weltweisheit' vorgedruckt wurde, ziemlich eingehende Mitteilungen macht, fehlen solche über die Duldungsrede vollständig. Was an der Rede so wohltuend wirkt, ist die Wärme der Empfindung, von der sie beseelt ist; der große menschenfreundliche Zug, der sie beherrscht; bemerkenswert von allem aber ist der weite geistige Gesichtskreis des Redners.

Während selbst Lessing das Evangelium der Duldung noch auf das engere Gebiet der europäischen Religionen (Christ, Jude und Muselmann) beschränkte, breitete es Gottsched (der allerdings den Juden stillschweigend ausschaltete, wenn auch keinesfalls in der Absicht, die jüdische Religion für eine der Duldung nicht würdige zu erklären) gewissermaßen über die ganze Welt aus und behauptete, daſs auch der Heide ein gutes und unantastbares Recht auf seinen Glauben habe und um seines Glaubens willen von keinem Andersgläubigen belästigt werden sollte (eine Mahnung, die unsere europäischen Frommen sich hätten gesagt seyn lassen sollen, anstatt ihr „Christentum“ den Chinesen und Japanern aufzudrängen und dadurch einen Haſs zu schüren, der schon verhängnisvolle Folgen gehabt hat und für die Zukunft noch Schlimmeres in Aussicht zu stellen scheint). In diesem Zusammhange ist namentlich auch der für jene Zeit überaus kühne Ausspruch, daſs der Glaubenszwang zwar unzählige Heuchler aber noch keinen wahrhaftigen Christen gemacht habe, bedeutsam. Über die Rede ist im übrigen nicht viel zu sagen, da sie für sich selbst spricht. Was „die grausamen Mordgeschichten“ betrifft, von denen auf S. 10/11 gesprochen wird, so handelt es sich um das Thorner Blutbad (1724, 7. Dezember), in welchem die Erstürmung des Jesuitenkollegs von Seiten der protestantischen Bevölkerung (16. Juli) von der polnischen Regierung auf das grausamste durch die Enthauptung des Bürgermeisters Rösner und einiger wohlhabender Bürger bestraft wurde.

Die stilistische Bearbeitung der Rede beschränkt sich auf Folgendes:

| | 1749 | 1736 |
|---|---|---|
| Seite 1 | „. . . über seine Geschöpfe hat“ | „. . . über seine Geschöpfe habe“ |
| | „. . . glückseliger zu machen suchet“ | „. . . glückseliger zu machen suche“ |
| | „Es kommen freylich noch viele Lehren, und mancherley äußerliche Handlungen der Menschen dazu.“ | „Es kommen freylich noch mancherley äußerliche Handlungen der Menschen dazu.“ |
| Seite 2 | „. . . daſs jene der rechte Grund . . ., diese aber . . .“ | „. . . daſs jenes der rechte Grund . . ., dieses aber . . .“ |
| | „. . . unter denen antrifft“ | „. . . unter denen antreffe“ |

| | |
|---|---|
| „daher entsteht eben die ungezählte Menge . . .“ | das „eben“ fehlt. |
| Seite 3 „von Anbeginn der Welt“ | „vom Anbeginn der Welt“ |
| „ein überfließender Brunn und ein trauriger Ursprung.“ | „ein Brunn und ein Ursprung.“ |
| „Allein die Religion, leider!“ | das „leider!“ fehlt. |
| „. . . in den Stand gesetzet worden“ | „. . . in den Stand gesetzet.“ |
| „Das allerheilsamste . . . ist bisweilen . . . das allerverderblichste geworden.“ | die Worte „bisweilen“ und „geworden“ fehlen. |
| „Was die Menschen glücklich machen sollen, das hat sie leider . . .“ | „Was die Menschen glücklich machen soll, hat sie . . .“ |
| „Ich sage noch zu wenig.“ | das „noch“ fehlt. |
| „. . . in sich getrunken hat.“ | das „hat“ fehlt. |
| „Ich sage noch mehr!“ | „Ich sage noch zu wenig.“ |
| „Die Religion allein hat . . .“ | das „allein“ fehlt. |
| Seite 4. „Eine Religion ist sehr oft . . .“ | „Eine Religion ist so oft . . .“ |
| „. . . traurige Merkmale.“ | das „traurige“ fehlt. |
| „Alle Nationen treten fast“ | das „fast“ fehlt. |
| „daß sie sich dieselben bloß um der Religion halber . . .“ | statt „dieselben“ nur „dieselbe.“ |
| „In Afrika könnten . . .“ | „In Afrika können . . .“ |
| „In Amerika aber . . .“ | das „aber“ fehlt. |
| „. . . die Anzahl so vieler Millionen Menschen zu erkaufen.“ | „. . . die Anzahl so vieler Millionen Menschen zu erreichen.“ |
| „. . . als in ganzen Jahren gebohren wurden.“ | „werden“ statt „wurden.“ |
| Seite 5. „In Spanien haben zuerst die Mohren unter | „In Spanien rauchen ja die Scheiterhaufen noch, die |

die Christen ... gewüthet. Und wie? rauchen die Scheiterhaufen nicht noch, die das Inquisitionsgericht seit so vielen Jahren anzünden lassen?“

das Inquisitionsgericht anzünden lassen.“

„In Frankreich schwimmet ja noch alles von dem Blute der Hugenotten, hat doch die Seine ...“

„In Frankreich schwimmet noch alles von dem Blute der Hugenotten; maßen die Seine ...“

„... einer grausamen Mordhochzeit.“

„... einer grausamen Hochzeit.“

„... welche alle von dem Religionseifer ...“

„welche von alle dem Religionseifer ...“

„Und o! daß ich auf dich nicht kommen dürfte, du vor andern Ländern uns so werthes Deutschland! o daß doch nur deine Gränzen von solchem unmenschlichen Blutvergießen frey geblieben wären, so daß dein Exempel allen Völkern zum Muster dienen könnte. Allein vergeblicher Wunsch! auch du, auch du selbst seufzest noch über das in einem 30 jährigen Religionskriege vergossene Bürgerblut.“

„Selbst Deutschland seufzet noch über das in einem 30jährigen Religionskriege vergossene Bürgerblut.“

„... zween Heere ...“

„... zween Armeen ...“

„... wann sie ... den Degen gezücket haben.“

„wenn sie ... den Degen gezücket.“

Seite 6. „Ich habe es hierinnen nur wie ein Maler gemacht, der die Nacht deswegen so schwarz malet ...“

„Ich habe es hierinnen wie ein Maler gemacht, der die Nacht deswegen schwarz malet ...“

„... eine Gleichförmigkeit.“

das „eine“ fehlt.

| | |
|---|---|
| „Es ist zwar gewiß . . . Allein, sind nicht die Religionskriege ordentlich die allerheftigsten?" | die ersten Sätze fehlen; dann: „Die Religionskriege sind ordentlich die allerheftigsten!" |
| Seite 7. „was für *große* Veränderungen es *schon* geben würde." | „große" und „schon" fehlen. |
| „. . . Spanien wird *lange* nicht so . . ." | das „lange" fehlt. |
| „. . . Frankreich wäre *lange* nicht so . . ." | das „lange" fehlt. |
| „Britannien selbst würde . . ." | das „selbst" fehlt. |
| „. . . als man itzo sieht." | „. . . als man *wohl* itzo siehet." |
| „. . . *wann* es, entweder aus Furcht . . ." | „. . . *wenn* es . . ." |
| „. . . den Glauben *mit Gewalt* zu schützen." | „. . . den Glauben zu schützen." |
| „. . . schaffen *würde*." | „. . . schaffen *werde*." |
| „Warum ist *doch* Deutschland so volkreich? *warum hat es* . . . . *solch einen Ueberfluß an großen und mittelmäßigen Stücken* . . ., als darum, weil . . ." | „Warum ist Deutschland so volkreich, als darum, weil . . ." |
| „Und woher ist *das kleine* Holland . . ." | „Und woher ist Holland . . ." |
| Seite 8. „Ich sehe nicht was *allhier* . . ." | „Ich sehe nicht was *allhie* . . ." |
| „. . . diejenige *glückliche* Partey . . ." | das „glückliche" fehlt. |
| „Ein *Türk*." | „Ein Türke." |
| Seite 9. „Wer wird *nun* diesen *ewigen* Streit beylegen?" | „Wer wird diesen Streit beylegen?" |
| „Wem soll ich *hier* glauben?" | das „hier" fehlt. |
| „Doch gesetzt, die römische Kirche, *oder irgend eine andere*, wäre dasjenige, *wofür* man sie ausgiebt." | „Doch gesetzt, die römische Kirche wäre dasjenige, *wovor* man sie ausgiebt." |

| | |
|---|---|
| „. . . wäre es denn deswegen vernünftig . . .“ | das „deswegen“ fehlt. |
| „Wird denn die Religion den Seelen durch Waffen und Feuerflammen eingepräget?“ | Dieser Satz fehlt. |
| „Keinesweges. Denn was ist es . . .“ | „Keinesweges. Was ist es . . .“ |
| „Lehren und Meynungen sind es.“ | „Meynungen sind es.“ |
| „Die Seele des Menschen ist ein freyes Wesen.“ | „Die Seele ist ein freyes Wesen.“ |
| „Je mehr man ihn nöthigen will etwas für wahr anzunehmen, was er für falsch hält . . .“ | „Je mehr man ihn nöthiget, etwas anzunehmen, was . . .“ |
| „. . . so bleibt doch das Herz noch immer unbesieget.“ | „. . . so bleibet doch das Herz unbesieget.“ |
| „Sagen Sie nunmehr selbst . . .“ | „Sagen Sie nunmehro selbst . . .“ |
| Seite 10. „Ich habe mir bisher Gewalt angethan.“ | für „bisher“ „bishero“. |
| „. . . die grausamen Mordgeschichten“ | „. . . die grausame Mordgeschichte“ |
| „Ich muß den Bewegungen meines innerlichen Schmerzens einigermaßen Raum geben.“ | das „einigermaßen“ fehlt. |
| „Und welche Gelegenheit . . .“ | das „Und“ fehlt. |
| „. . . lauter enthauptete Menschenkörper! Doch was, Menschenkörper? Christenkörper! Körper unserer eigenen Religionsverwandten sind es, welche . . .“ | „. . . lauter enthauptete Menschenkörper; doch was, Menschen? Christenkörper, Körper unserer eigenen Religionsverwandten, welche“ |
| „Ich sehe, wie mich dünket, daß . . .“ | „Ich sehe, daß . . .“ |

| | |
|---|---|
| Seite 11. „. . . keinen Eindruck bey euch zu machen vermögend ist?" | das „bey euch" fehlt. |
| „. . . ihr seyd kaum Menschen mehr." | „. . . ihr seyd keine Menschen mehr." |
| „Selbst wilde Thiere . . ." | das „Selbst" fehlt. |
| „. . . den allerstrengsten ZornGottes zum Lohne anwünschen möchte!" | „. . . den allerstrengsten Zorn Gottes wünschen möchte!" |
| „Doch behüte uns Gott!" | das „uns" fehlt. |
| „Die christliche Liebe . . . verdankt es uns, gegen Brüder so grausam zu seyn." | Fehlt. |
| Seite 12. „Wir hüten uns selbst vor dem wüthenden Religionseifer; der ja nichts anders, als Unheil und Verderben anzurichten geschickt ist." | „Wir hüten uns selbst vor dem Religionseifer, der nichts anders als Verderben anzurichten geschickt ist." |
| „Und wir wünschen euch, noch so lange zu leben." | das „noch" fehlt. |
| „. . . und dereinst das unschuldige Blut unserer Brüder, unserer lieben Glaubensbrüder..." | „. . . und das unschuldige Blut unserer Brüder . . ." |

---

**Akademische Rede zum Lobe der Weltweisheit.** (S. 13 u. ff.)

Ueber die am Anfang der Rede berücksichtigte „Rechtfertigung" finden wir in der ‚Nachricht von des Verfassers eigenen Schriften' folgendes mitgeteilt: „Deutsche Schriften auf der Universität heraus zu geben, hatte zwar vor mir Christian Thomas versuchet; sich aber auch bey vielen verhaßt und verächtlich gemachet. Die meisten Handwerksgelehrten glaubten damals, wie noch itzo, was nicht Latein ist, sey nicht gelehrt, und zeige* keine Geschicklichkeit zu Professionen und akademischen Aemtern. Um mich also zur

* Hier ist natürlich zu ergänzen: „und wer seine gelehrten Bücher deutsch abfasse, zeige u. s. w." Solche Sprünge finden sich bey Gottsched des öftern; und derartige auch ben andern Zeitgenossen und Vorgängern Gottscheds wahrzunehmende Fehler scheinen aus der akademischen Gewohnheit, in der toten lateinischen Sprache zu denken, herzurühren.

akademischen Beförderung vorzubereiten, machete ich auch zu denen Dissertationen Anstalt, die man hier, nach den Satzungen der philosophischen Facultät pro Loco in eadem abstinendo, halten muß. Nun hatte ich zwar, in meiner ersten Dissertation* allhier, die vorher bestimmte Harmonie zwischen Leib und Seele für eine unsträfliche Hypothese ausgegeben, die zur Erklärung der Vereinigung dieser beyden Substanzen ganz bequem wäre: allein im Herzen hatte ich sie niemals für eine festerwiesene Wahrheit gehalten. Ich glaubete also nicht unrecht zu thun, wenn ich meine Zweifel gegen dieselbe, nicht aus feindseligem Gemüthe gegen die leibnitz-wolfische Philosophie, sondern aus unparteyischer Wahrheitliebe, öffentlich vortragen möchte. Ich that solches, und machete den Entwurf zu dreyen Dissertationen von dieser Materie, deren erste die ganze Historie der Lehre von Vereinigung der Seele und des Leibes; die zweyte, Zweifel und Einwürfe gegen die cartesianische Meynung, der gelegentlichen Ursache (causarum occasionalium); die dritte aber, Einwürfe und Gegengründe wider die vorherbestimmte Harmonie, vortragen sollte.

Den Anfang machete ich vom ersten Stücke 1727, worauf im folgenden Jahre die Einwürfe gegen die cartesianische Hypothese der gelegentlichen Ursachen**, und 1730 die Einwürfe gegen die leibnitzische Lehrmeynung folgeten. Die beyden ersten mußte ich, nach hiesiger Gewohnheit, ohne einen Verfechter oder Respondenten, allein vertheidigen: die letzte aber verfocht der Herr Bucky, ein junger Danziger, itziger Rathsherr auf der Altstadt, unter mir. Durch diese Arbeit nun setzete ich mich in den Credit, daß ich kein so geschworner Leibnitzianer, oder Wolfianer wäre, der in allen Stücken seinen Anführern anhienge. Da ich aber auch die bittere Art der andern Widersacher dieser neuen Philosophie nicht blicken ließ, sondern von einem so großen Manne, als Herr von Leibnitz gewesen, allezeit glimpflich, und ohne Feindseligkeit und Verachtung redete: so konnte man mich nicht einmal recht unter seine Gegner zählen. Indessen ist es doch wahr, daß der sel. Herr Kanzler von Wolf, nach der Zeit, einige Kaltherzigkeit gegen mich blicken lassen, weil ich mich wider eine Meynung erkläret hätte, die er selbst in sein Lehrgebäude aufgenommen hatte. Doch hat sich solcher Unwillen nachmals

* Sie wurde 1724 im Weinmonat gehalten, führte den Titel „Hamartigenia, sive de fonte vitiorum humanorum, quaestio, philosophice soluta" und sollte Gottsched die Möglichkeit schaffen, sich, als ein „Magister noster", um die damals erledigte preußische Kollegiatur an der Leipziger Hochschule zu bewerben. Der Erfolg blieb nicht aus. Die Dissertation erschien später als Anhang zum 4. Bande des Baylischen Wörterbuchs.

** Diese ist es, von der im Anfang unserer Rede gesprochen wird.

wiederum verlohren, als er aus dem Erfolge in meinen andern Schriften wohl sah: daß ich kein Feind von seiner übrigen Philosophie war, sondern dieselbe allemal auszubreiten und fortzupflanzen suchete. Herr Prof. Knuzen in Königsberg aber hat meinen neuen Begriff, vom verbesserten System des natürlichen Einflusses, nachmals weitläuftiger ausgeführet."

---

**Akadem. Rede v. d. Vorzügen d. Menschen.** (S. 33 u. ff.)

Diese Rede ist die erste einer Trilogie, welche „zur Vertheidigung Gottes und des menschlichen Geschlechts" betitelt ist. Als Motto trägt diese Trilogie den Satz aus dem Hiob (Kap. 34, V. 31/32): „Ich muß für Gott reden, und kann es nicht lassen: habe ichs nicht getroffen, so lehre du michs besser". In die vorliegende Ausgabe habe ich nur die erste, weil inhaltlich bedeutendste Rede, aufgenommen, die mit einigen, von mir nicht weiter berücksichtigten, Sätzen aus Jesus Sirach (Kap. 23, V. 21/24) abgeschlossen wurde. Was die zwey andern Reden anbetrifft, so bieten sie kaum etwas, das uns heute noch fesseln könnte. Immerhin benutze ich die Gelegenheit, die bedeutsamsten Sätze aus ihnen an dieser Stelle mitzuteilen. So heißt es auf S.S. 490/91: „Es ist ein langer Streit unter den Weltweisen gewesen, was man eigentlich schön zu nennen oder für schön zu halten habe. Die allermeisten haben von dieser Eigenschaft der Dinge nur verwirrte Begriffe gehabt, und sind folglich nicht im Stande gewesen, deutliche Beschreibungen und Erklärungen davon zu geben. Gleichwohl ist Plato so weit gegangen, daß er die Schönheit auch dem allervollkommensten Wesen beygeleget; indem er Gott für das allerschönste unter allen Dingen gehalten hat. Und in der That hat dieser große Mann hierinnen nicht unrecht gehabt. Denn nachdem die heutigen Weltweisen sich einen deutlichern Begriff als vormals, von der Schönheit zu machen angefangen: so hat man befunden, daß eine klar empfundene Uebereinstimmung des Mannigfaltigen, die Vorstellung von der Schönheit in unseren Seelen hervorbringe. Nichts als die Ordnung, Verhältniß und der Zusammenhang vieler Theile, bringen einem Ganzen seine Schönheit zuwege. . .

In diesem Verstande nun, kann auch Gott selbst das allerschönste Wesen genennet werden: wenn man sich die große Uebereinstimmung unendlicher Eigenschaften, die er besitzt, auf einmal lebhaft vorstellen will. Er ist der allervollkommenste: aber der menschliche Verstand kann sich seine Vollkommenheit nicht in völliger Deutlichkeit abbilden. Daher sieht er nun

alle seine Eigenschaften zugleich an. Er erkennet von einem jeden etwas; keine aber kann er vollkommen begreifen. Die Menge und Größe der Vollkommenheiten überhäufet ihn. Es geht ihm nicht anders, als einem, der eine sehr stark besetzte musikalische Symphonie höret. Er höret zwar alles, aber der Ueberfluß so vieler Töne verwirret ihn: so, daß er ihre Schönheit zwar überhaupt empfindet, aber ihre Theile einzeln nicht zu erzählen, oder auszusprechen vermag. So sage ich, geht es demjenigen, der mit einem erhabenen Nachsinnen die Vollkommenheiten Gottes betrachten will."

Auf S. 492 findet sich, gelegentlich einer Abweisung des Glaubens, daß „unser Leib eine Aehnlichkeit mit seinem Schöpfer habe", der schöne Satz: „Der Mensch trägt das Ebenbild Gottes bloß in seiner Seele."

In der dritten Rede bekämpft Gottsched mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit die, damals von fast allen Theologen und Philosophen (auch von Leibnitz) vertretene Ansicht, daß der menschliche Wille von Grund aus böse und zu Lastern geneigt sey; dafür behauptet er, daß jeder Mensch im Grunde nur eines erstrebe: sein Glück; woraus sich ihm dann die Wahrheit ergiebt, daß alle sogenannten schlechten Taten nur daraus entspringen, daß der einzelne Mensch aus Dummheit sich oft über die wahre Natur des Glückes täusche, daß er Güter erstrebe, die gar keine Güter sind. „Wo sind die vorsetzlichen Frevler, die mit Wissen und Willen Böses thun?" ruft er auf S. 512 aus. „In Wahrheit, ich finde sie nirgends: ja ich finde so gar bey denen, die sich oft aus Verzweiflung, durch Strick, Wasser, Gift und Eisen, ihres Lebens berauben, noch allemal einen Trieb, sich, wo nicht glücklich zu machen, doch wenigstens ihres Unglücks los zu werden*; indem sie, anstatt eines großen Uebels, wenigstens ihrer Meynung nach, ein geringers erwählen." Und auf S 513 spricht er das, für jene Zeit unerhört kühne, weit in die Zukunft voranleuchtende Wort: „Ich schließe daraus, daß der Mensch nicht so wohl boshaft, als unvorsichtig sey; und daß er nicht so wohl einen gottlosen Willen, als einen schwachen Verstand, habe. In der That fehlen und sündigen die allermeisten aus Unverstand. Sie sind wie die Motten, die ins Licht fliegen und sich die Flügel verbrennen. Sie sind wie die Kinder, die in ein scharfes Messer greifen, und sich verletzen. Verdienen aber dergleichen Handlungen Bosheiten genennet zu werden? Soll man Fehler der Unvorsichtigkeit so heftig anklagen und verdammen, oder viel-

* Auch diese Verteidigung der Selbstmörder, die damals noch für wirkliche Verbrecher gehalten wurden, zeugt ebensosehr von der Milde und Großherzigkeit, wie von der Aufgeklärtheit Gottscheds.

mehr mitleidig ansehen?" Von diesem Standpunkte aus kommt er dazu, den Glauben an die göttlichen Gnadenwirkungen zu bestreiten, unter Hinweisung darauf, dass die Christenheit als solche keineswegs nur, wie sie doch eigentlich müsste, aus tugendhaften Menschen bestehe. Da sie aber, wie „das Urtheil aller geistlichen Sittenlehrer" erkennen lässt, recht viel Sünder in sich schließt; da es vielfach „mitten unter den Christen ärger, als unter den Heiden zugeht", so beweist das eben, dass auch den Christen meistenteils die Einsicht, der nötige Verstand fehlt, um sie das rechte, das ihnen zuträgliche wählen zu lassen. Von diesem Standpunkte aus stellt er die höchst ketzerische Frage: „giebt es denn keine natürliche Tugend, dazu man keines übernatürlichen Beystandes nöthig hat?" Und nun feyert er die großen Männer des Heydentums und die „unbekannte Menge anderer rechtschaffenen Seelen, die durch die Liebe gegen ihr Vaterland, das gemeine Wohl eifrigst befördert, ganze Städte glücklich gemacht, löbliche Gesetze gegeben, die Gerechtigkeit gehandhabt, den Lastern gesteuret, die Tugend aber durch Lehren und Exempel befördert haben." — Die alles das getan, ohne vom Christentum und seinen Gnadenwirkungen etwas zu wissen.

In ihren Tendenzen sind alle 3 Reden, trotz ihrer sorgfältigen, das Äußerste der Meynung des Redners verhüllenden Fassung, und trotz ihrer steten und durchaus aufrichtigen Beziehung auf den „allerweisesten Geist", der „weder sehen, noch hören, noch fühlen, noch einigen andern Sinn haben" kann, der „keine Theile hat, wie die Körper, oder wie diese ganze Welt", in hohem Grade kühn und revolutionär, wenngleich die in ihnen enthaltenen Beweisführungen uns heute kaum noch in Einzelheiten zu fesseln vermögen. Gottsched erwähnt ihrer in seiner ‚Nachricht' mit keinem Worte; er scheint also keinen großen Wert auf sie gelegt zu haben, obschon er sie nicht nur in die Sammlung seiner Reden aufnehmen, sondern auch dem 4. Bande des Baylischen Wörterbuches beyfügen ließ.

---

**Akademische Rede, Dass ein Redner ein ehrlicher Mann seyn muss.** (S. 47 u. ff.)

Auch diese Rede wurde in der Leipziger „Vertrauten Rednergesellschaft" um 1726 gehalten. Nähere Angaben fehlen.

---

**Akadem. Rede, Ein Jurist muss e. Philosoph seyn.** (S. 59 u. ff.)

Diese, ebenfalls in der „Vertrauten Rednergesellschaft" gehaltene Rede (1726) erschien zuerst 1736 in der ‚Ausführlichen Redekunst' (S. 537 u. ff.) Die erste Fassung unterscheidet sich in nichts Wesentlichem von der, welche die ‚Reden' bieten; nur dass die spätere Ausgabe hin und wieder kleine Buchstabenänderungen aufweist, die ich hier anführen will.

| 1749 | 1736 |
|---|---|
| Seite 59. „Daß nemlich dem menschlichen Geschlechte . . ." | „Daß nämlich . . ." |
| Seite 62. „. . . die goldene Praxis." | „. . . die güldene Praxis." |
| Seite 65. „Geht nur hin, ihr Rabulisten . . ." | „Geht hin, ihr Rabulisten . . ." |
| Seite 66. „. . . ob das, was er spricht, recht oder unrecht sey?" | „. . . ob das, was er spricht, Recht oder Unrecht sey?" |
| „. . . wenn er nicht die Uebereinstimmung seiner Gesetze, mit den unveränderlichen Regeln der gesunden Vernunft . . . eingesehen?" | „. . . wenn er nicht . . . einsiehet?" |
| Seite 67. „. . . und sie mit dem Zustande seiner Republik und den Regeln der gesunden Vernunft zusammen zu halten." | das „und" fehlt. |
| Seite 68. „. . . von den Gerichtsstäten." | „. . . von den Gerichtstäten." |
| Seite 69. „. . . unter deren Last." | „. . . unter derer Last." |
| „Und es ist also Zeit." | „Ja, es ist also Zeit." |

---

**Lob- und Gedächtnisrede auf Opitz.** (S. 88. u. ff.)

Über diese große Rede, die zugleich eine nationale litterarische Tat war und 1739 im Buchhandel erschien*, macht

* Ein heute noch aufzufindender Abdruck dieses ersten Druckes würde zu den kostbarsten litterarischen Seltenheiten gehören.

Gottsched in der ‚Nachricht‘ folgende bemerkenswerte Mitteilungen: „In diesem Jahre (1739) war aber ein volles Jahrhundert verflossen, daß Martin Opitz von Boberfeld zu Danzig an der Pest gestorben war. Diesem Vater der verbesserten deutschen Sprache und Poesie nun ein Denkmal zu stiften, bediente ich mich einer auf hiesiger Universität gestifteten Lectionis Prutenicae, die ich, als ein gebohrner Preuß, viele Jahre hinter einander gehalten hatte. Ich erwählte Opitzens Lobgedichte auf den pohlnischen König Vladislav; um meinen Zuhörern im philosophischen Hörsaale dessen Schönheiten zu erklären. Ihre Zahl mehrte sich täglich, und stieg auf etliche 100, als ich meldete, daß ich in der vierten und letzen Stunde dieser Vorlesungen, eine Lobrede auf diesen großen Mann halten würde.

Da sich der hochf. Cabinetsminister Graf von Manteufel, aus Berlin, damals eben hier befand, lud ich diesen großen Gönner der Musen, zu dieser Rede eben am opitzischen Todestage ein. Damit er aber nicht der einzige ansehnliche Zuhörer seyn möchte, ersuchte ich auch den damaligen Rector der Universität, Prof. Richtern, die damals hier studierenden Herren Grafen von Promnitz, und von Püchler*, und den Dechanten der philosophischen Facultät, D. Olearius, dazu ein.** Sie erschienen alle, nebst einer Menge von Studirenden, die den ganzen Hörsaal fülleten: und jenes zwar, zu meinem Glücke.

Es traf sich, daß der Todestag ein Donnerstag war, worauf Freytags das hier gewöhnliche Bußfest einfiel, dazu in den Kirchen nachmittags eine Vorbereitung gehalten wird. Da ich die Tage her von 2 bis 3 Uhr gelesen hatte, so traf auch meine Lobrede auf eben die Stunde, darinnen die Kirchenandacht gehalten ward. Und eben als diese geendiget war, kam auch der ganze Schwarm meiner Zuhörer aus dem Thore des Collegii auf den Niklaskirchhof gedrungen, wo einer unserer juristischen Professoren ihn mit großer Verwunderung erblickte.

Dieser andächtige Mann, Florens Rivinus, erkundigte sich nach der Ursache dieser starken Versammlung: und als er von einer weltlichen Lobrede hörete, dünkete es ihm eine große Entheiligung des Bußtages zu seyn, daß man dergleichen unter währender Bußvermahnung gehalten hätte. Er ermangelte nicht, mich deswegen bey meinen Obern in

* Am Schluſs der Rede wird dieser Name „Pückler“ geschrieben.

** In den ‚Reden‘ werden als Zuhörer genannt neben Manteufel und dem Grafen von Promnitz „ein Graf von Solms, und einige andere allhier damals studierende Grafen und Freyherrn“.

Dresden schriftlich anzuschwärzen, wie er denn beym sel. D. Marperger sehr wohl stund, und viel Gehör fand. Ich wußte indessen von nichts und reisete aus gewissen Ursachen selbst nach Dresden, nahm auch meine nunmehr abgedruckte Lobrede mit dahin, um sie meinen Gönnern zu überreichen. Hier erfuhr ich nun allererst, daß ein Befehl an die Universität ergangen wäre, von der dabey vorgegangenen Unordnung Bericht zu erstatten.

Wer darüber am meisten in Verwunderung gerieth, das war ich: wer sich aber auch am leichtesten zu trösten wußte, das war mein gutes Gewissen. Ich nahm Gelegenheit, meinen Obern die wahre Beschaffenheit der Sache zu erklären; wie nämlich in währenden diesen Bußvermahnungen, alle Kramläden der Stadt auf öffentlichem Markte offen stünden, alle Handwerksleute arbeiteten, alle Gassen voller Gewerbe wären, auch von andern Professoren ihre Vorlesungen ungestört fortgesetzet würden und ich übrigens nicht dafür könnte, daß Opitzens Sterbetag eben auf den Tag eingefallen wäre. Indessen kam alles auf den Bericht der Universität an, welchen zu befördern, ich wieder zurück eilete.

Mit vielem Vergnügen aber fand ich, daß sowohl die philosophische Facultät, als das Consilium Nationale, die vortheilhaftesten Berichte für mich zu erstatten entschlossen waren. Sie thaten es auch wirklich: und selbst aus dieser übelgesinnten Verläumdung entstund mir desto mehr Beyfall und Ehre."

Dieser Pietätskampf für Opitz war übrigens von langer Hand geplant. Als Gottsched 1729, anlässlich seiner Reise in die ostpreußische Heimat, Danzig besuchte, um dort die persönliche Bekanntschaft seiner späteren Gattin zu machen, stattete er auch der verfallenen, mit keinem Denkstein gezierten Grabstätte des von ihm stets in Ehren gehaltenen, von der Nachwelt aber nahezu vergessenen Schlesiers einen Besuch ab; und im Anblick dieser, sein pietätvolles Gemüt empörenden, Grabstätte legte er das Gelübde ab, nicht eher zu ruhen, bis er das Andenken des von ihm hoch verehrten Vorgängers wieder zu Ansehen vor seinem Volke gebracht haben würde. Und im Jahre 1735 rief er (in einem poetischen Schreiben an den Magister Nicolaus Kelz) dem „edlen Schlesien" zu:

„Schau, Opitz ist dein Schmuck, dein wahres Eigenthum!
Sey stolz auf diesen Held, durch den in Deutschlands Gränzen
Die freyen Künste nun mit vollem Schimmer glänzen.
Vier Jahre sind noch hin bis an sein Todesjahr:
Begeh ein Jubelfest, und mach es offenbar,
Wie sehr du ihn verehrst."

Die hundertste Wiederkehr des Todestages gab ihm dann die erwünschte und sorgfältig vorbereitete Gelegenheit, des deutschen Volkes Blicke wieder auf Opitz hinzulenken; und wie die Erneuerung des Ruhmes so manches andern verdienstvollen Dichters (ich erwähne nur die Rhoswitha, Rosenplüt und Hans Sachs), so ist auch die des opitzischen Ruhmes an die verständnisvolle Liebesarbeit Gottscheds geknüpft. Nicht lange nach der Opitzfeyer in Leipzig veröffentlichte Triller, auf Anregung Gottscheds, die vierbändige Prachtausgabe der Gedichte des Schlesiers; und seitdem ist Opitzens Name unvergessen geblieben, wenn seine Gedichte und Schriften auch für uns ungenießbar geworden sind.

---

**Gedächtnisrede auf Nicolaus Copernicus.** (S. 123 u. ff.)

Noch bedeutsamer, als die Lobrede auf Opitz, ist diese (im May 1743 auf der Leipziger Universitätbibliothek gehaltene) Gedächtnisrede, welche nicht nur den ersten wissenschaftlichen Dithyrambus auf Copernicus, sondern auch den ersten deutschen Versuch einer, die geistige Persönlichkeit scharf beleuchtenden Lebensgeschichte des großen Astronomen vorstellt*. Sie bietet zugleich das Muster für alle, in späterer Zeit so beliebt gewordenen populär-wissenschaftlichen Einzeldarstellungen. Lichtenbergs Essay „Nicolaus Copernicus", in welchem der geistvolle Humorist und Physiker „in einer, jedem gewöhnlichen Leser von Erziehung verständlichen Sprache und ohne Weitläuftigkeit" erzählte: „was der große Mann hauptsächlich leistete, was er war, und wie er es wurde", steht zweifellos unter dem Einflusse unserer Rede, dem ersten Denkmal, welches das „deutsche Volk" einem seiner größten Söhne 200 Jahre nach dessen Tode errichtete.

Die Veranlassung zu dieser Rede gab anscheinend ein Zufall: Der sächsische Kurprinz Friedrich und Prinz Xaver August besuchten im Frühjahr 1743 die Leipziger Universität mit dem ausgesprochenen Wunsche, einige Professoren lesen zu hören. Zu den Erwählten gehörte natürlich auch Gottsched; und er berichtet in der ‚Nachricht' hierüber Folgendes: „Meine Wahl war auf eine Materie gefallen, die eben der Zeit gemäß war: da Nicolaus Copernicus, der berühmte frauenburgische Domherr, vor 200 Jahren gestorben, als er kaum sein Buch de Revolutionibus Orbium Coelestium, durch Vermittelung des Cardinals von Schönberg, ans Licht

---

* Gassendi war bekanntlich der erste, der eine Lebensgeschichte des N. C. veröffentlichte (sie erschien 1654 zu Paris, kurz vor seinem Tode).

gestellet hatte. Ich ergriff also die Gelegenheit, diesem großen Manne, und Verbesserer der heutigen Astronomie, eine Lobrede zu halten, und sein Gedächtniß, in Gegenwart zweener Durchl. Königl. Prinzen, und etlicher Pohlnischen Magnaten zu erneuern. Diese geringe Arbeit nun ward sehr gnädig aufgenommen: und sonderlich bezeugte mir nach geendigter Rede der hochberühmte Kron-Großkanzler, und Bischof von Cujavien, nachmaliger Bischof zu Cracau und Herzog von Severien, Graf Zaluski, der ältere, wie Er zu sagen beliebte, als Kanzler des Reiches, und im Namen desselben, vor der ganzen Versammlung einen feyerlichen Dank, daß ich einem vormaligen Pohlnischen Gelehrten, und großen Mitbürger der Krone Pohlen, dieses feyerliche Denkmaal hätte stiften wollen. Einen so großen Lohn für meine Mühe hätte ich nicht gehoffet. Die Rede ward damals gleich abgedrucket, und Se. Königl. Hoheit unterthänigst zugeschrieben: die mich mit einer goldenen und schweren Vicariats-Münze zu beschenken geruheten."

Den Schluſs der Rede, der die unvermeidliche Lobhudeley der Königlichen Hoheiten, des abwesenden „allerteuresten Landesvaters", des „gnädigen Schutzgottes aller Musen", und der, ebenfalls abwesenden „allergnädigsten Landesmutter", enthält, habe ich natürlich gestrichen; er steht zur Rede in keiner Beziehung und läſst in uns nur die Beschämung aufkommen darüber, daſs damals ein so stolz und frey denkender Mann wie Gottsched gezwungen war, solche seiner unwürdigen und bey andern Gelegenheiten oft genug von ihm verurteilten Redensarten zu sprechen, weil der fürstliche Hochmuth dergleichen unbedingt verlangte.

---

## Lob- und Gedächtnisrede auf die Erfindung der Buchdruckerkunst. (S. 149 u. ff.)

Diese „mit allen Schönheiten der Beredsamkeit angefüllte" Rede* ist die (zeitlich) zweyte der drey großen Gedächtnisreden, durch welche Gottsched einenteils den Ruhm des deutschen Namens vor der Welt erhöhen, andernteils das deutsche Volk zu einem edleren Nationalgefühl begeistern wollte. Sie wurde 1740, am 25. Juni, gelegentlich der großen Jubelfeyer „auf der philosophischen Katheder" gehalten; und in der ‚Nachricht' finden wir eine sehr fesselnde Beschreibung der Umstände, unter denen die Feyerlichkeit vor

* So wird sie in den ‚Leipziger Zeitungen von gelehrten Sachen' auf S. 491 des Jahrganges 1740 genannt.

sich gieng: „Im 1740sten Jahre schickten sich alle Kunstverwandten der Buchdruckerkunst in Deutschland an, das dritte Jubelfest der Erfindung dieser so heilsamen Kunst zu feyern. Leipzig heget in seinen Mauern, von allen Städten unseres Vaterlandes, die größte Anzahl von Buchdruckereyen und Kunstverwandten. Es war also kein Wunder, daß diese sich anschickten, dieses Fest mit besondern Feyerlichkeiten zu begehen. Vor hundert Jahren hatte der berühmte Sethus Calvisius, damaliger Rector der hiesigen Sadtschule, die Jubelrede gehalten, die auch noch gedruckt vorliegt. Voritzo waren die Buchdruckerherren anfänglich uneins, wem sie diese Rede auftragen wollten: indem einige den sel. D. Christ. Gottl. Jöcher, andre mich, in Vorschlag brachten. Die letzte Partey siegete, und also ward mir von zweenen Abgeordneten, so wohl die Haltung der Rede, als die Verfertigung der Cantate übertragen. Mit was für einem Zulauf von Zuhörern, so wohl von den Vornehmsten der Stadt, als von Studierenden, dieselbe angehöret werden würde, war leicht vorher zu sehen. Daher gerieth man auf den Vorschlag, von der Universitat die Paulinerkirche dazu zu erbitten; darinn sonst auch weltliche Reden gehalten zu werden pflegen. Allein diese fand es, auf Antrieb gewisser Gegner, darunter der oberwähnte D. Rivinus vor nöthig, vom königl. Oberconsistorio die Erlaubniß dazu zu suchen. Hier wirkten nun die heimlichen Briefe der Widersacher eine abschlägige Antwort; ja auch das in der Ostermesse wiederholte Ansuchen an des königl. Premierministers Excell., durch dessen Frau Gemahlinn, die eben damals die Breitkopfische Buchdruckerey besuchet hatte, war ganz fruchtlos. Es hieß immer: die Kirche wäre nur für Reden, die dem Hofe zu Ehren gehalten würden, und die Buchdrucker wären von der Wichtigkeit nicht, daß man dieselbige ihrem Feste einräumen sollte. Kurz, man ward in den philosophischen Hörsaal verwiesen, den doch schon die zur Musik gehörigen Leute, nebst etlichen 100 Buchdruckereyverwandten, halb anfüllen konnten. Der Tag erschien und man besetzte aus Vorsicht alle Thore und Eingänge mit einer starken Stadtwache, um alle, die nicht dazu gehöreten, oder nicht Studierende wären, abzuhalten. Allein, auch von diesen ward die Menge so groß, daß der Platz der großen Fürstencollegii voll ward, ehe noch die Vornehmen beysammen waren. Obiger Rechtsgelehrter, der der Kirche bekanntermaßen zuwider gewesen war, erschien in Gesellschaft eines jungen Grafen, aus großem Hause, und wäre von dem Haufen fast erdrücket worden; verlohr auch im Gedränge seinen jungen Herrn, daß er in nicht geringe Besorgniß deswegen gerieth. Kurz, als die

Graduirten den Hörsaal eingenommen hatten, entstand ein solcher Druck der Studenten auf die an den Flügelthüren stehende Wache, daß sie über den Haufen geworfen, ja mit Füßen getreten wurde, und alles über Hals und Kopf in den Hörsaal stürzete; doch zu allem Glücke so, daß niemand beschädiget ward. Die Versammlung war in der That so stark, daß nicht die Hälfte der Menge im Hörsaale Platz hatten, daß viele mit Leitern an die Fenster desselben hinauf kletterten, und selbst an dem Fenster hinter der Katheder, im Stadtzwinger, ein Klump Leute stunden, welche der Musik und Rede zuhöreten. Da es um Johannis, und ein heitrer Tag eingefallen war, so kann man sich leicht die Hitze vorstellen, die, obwohl bey offenen Vorder- und Hinterfenstern, entstanden: wenigstens bin ich in meinem Leben dem Zerfließen im Schweiße so nahe nicht gewesen, als damals."

Diese Schilderung führt uns nicht nur ein bezeichnendes Stückchen aus der „guten alten Zeit" vor Augen, sondern liefert auch einen neuen Beweis für die Hemmungen und Feindseligkeiten, denen die Tätigkeit Gottscheds bey jeder Gelegenheit ausgesetzt blieb.

Die Rede erschien bald nach der Feyer mit den andern, dem Jubelfeste gewidmeten Äußerungen in Vers und Prosa, in einem, von der Stadt Leipzig herausgegebenen Prachtwerke, von welchem die Leipziger Stadtbibliothek einen Abdruck (vielleicht den einzigen noch vorhandenen) bewahrt.

Was uns heute an der Rede am überraschendsten auffällt, ist der Umstand, daſs der Mainzer Faust, und nicht Guttenberg als Held des Tages gefeyert wird. Aber die Rechte Guttenbergs wurden bekanntlich erst 2 Jahrzehnte nach dieser Jubelfeyer fest begründet durch die Entdeckung J. D. Schöpflins, der zwar schon 1745, gelegentlich des Einsturzes eines, das Stadtarchiv bewahrenden, Turmes in Straßburg, eine Urkunde gefunden, die es offenbar machte, daſs Guttenberg seit 1439, also 6 Jahre vor seinem Zusammentreffen mit Faust, mit beweglichen hölzernen Buchstaben gedruckt hatte; aber erst 1760 mit dieser Entdeckung hervortrat. Gottsched selbst entdeckte in einer 1505 von Johann Schöffer gedruckten „Römischen Historie" das unbefangene Geständnis Schöffers, welches Guttenberg die Ehre der Erfindung zuspricht. Er sagt hierüber in einer Anmerkung des 1751 erschienenen VI. Bandes der ‚Geschichte der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris' (S. 334/35): „Da Schäffer sah, daß es eine so große Ehre war, ein Erfinder dieser Kunst zu seyn: so hat er ohne Zweifel (1515) geglaubt, es würde ihm selber rühmlicher seyn, wenn sein Großvater selbst proprio ingenio, alles erfunden

hätte. Er hat sich aber nicht besonnen, daß er schon vor 10 Jahren (in der oberwähnten Vorrede zu der 1505 erschienenen Römischen Historie) die Wahrheit aufrichtiger gebeichtet hatte. Es ist zu verwundern, daß obige von mir zuerst entdeckte Stelle . . . noch von keinem der vielen Schriftsteller, die bey Gelegenheit des letzten Buchdruckerfestes davon geschrieben haben, aufgefallen oder bemerket worden." Aber Gottsched selbst lässt Faust noch 1755 in einer Abhandlung (Sammlung einiger ausgesuchten Stücke der Gesellschaft der freyen Künste, Bd. 2) als den Erfinder der beweglichen Typen gelten, der zugleich mit Schöffer „nach der Vollkommenheit in ihrer Kunst strebte, und es in allen Stücken auf das Höchste bringen wollte." Eine Vergesslichkeit kann hier von Seiten Gottscheds kaum vorliegen; es muss also angenommen werden, dass jene, von Gottsched aufgefundene Schrift Schöffers (die mir nicht zu Gesicht gekommen ist) sich noch auf ein Vorstadium der Erfindung bezogen hatte, oder dass Gottsched in jener Anmerkung aus dem Jahre 1755 an die gegossenen Typen, die Erfindung Schöffers, die sich Faust ebenfalls angemaßt hatte, dachte.

Die von Gottsched gedichtete Cantate (in der Faust, Guttenberg und Schöffer, „Dieß muntere Kleeblatt kluger Geister", wol gemeinsam genannt werden, die aber im Grunde nur der Ehre des „gepriesenen Faust" dienen sollte) hat nur eine Gelegenheitsbedeutung; immerhin will ich hier wenigstens ein paar Verse aus ihr mitteilen:

„Dem Arme, der die Himmel ausgebreitet,
Und sie mit Sonnen ausgeziert,
Um die er tausend Welten leitet,
In deren Kreisen sich der Geist verliert;
Dem Arme, der den schweren Erdball trägt,
Und mit Geschöpfen reich besetzet,
Die Luft und Land und See verpflegt,
Wird nichts zu schwer, was deinen Blick ergetzet:
Man sieht erstaunt, was noch kein Auge sah.
Er winkt; es kömmt: Du sprichst; so steht es da."

Was schließlich die auf S. 189 wie auch an andern Stellen (z. B. S. 26) erscheinende Pluralform „Geschichte" („Sie genießen so den Schutz . . . eines so gnädigen Monarchen, als sonst irgend die Geschichte aufzuweisen haben.") anbetrifft, so gehört sie zu den vielfach wiederkehrenden Eigentümlichkeiten der Sprache Gottscheds. Während er einerseits nicht

selten für die uns heute allein geläufige Singularform „Geschichte" die Pluralform „Geschichten" zu brauchen pflegt (statt: „die Geschichte der Griechen — die Geschichten der Griechen," „. . . da lehret sie eine unleugbare Begebenheit aus den Geschichten . . ." [Akademische Vorlesung vom Jahre 1751, S. 11] u. dgl. m.), liebte er es andererseits die Singularform als Pluralform zu brauchen: „Die heiligen Geschichte erzählen ꝛc." (B. T. I. 279.) — „Von deren Ruhme alle Geschichte voll sind" (Ges. Reden S. 469) — „Alle Geschichte werden von einem so erleuchteten Fürsten reden ꝛc." (Sammlung einiger Stücke der Gesellschaft d. f. Künste, II. 36) „Die Geschichte werden schwerlich einen kursächsischen Prinzen aufzuweisen haben ꝛc." (Ebenda III. 21) — „Er ist ein Redner, welcher die verschiedenen Geschichte zu seinem Vortheile drehet und wendet" (Bayles Wb. IV. 353), u. dgl. m. Im 2. Bande der ‚Weltweisheit' heißt es auf S. 384 dementsprechend: „Man lese keine Liebesgeschichte, die ein besondres Gift einzuflößen pflegen."

---

## Trauerrede auf Frau D. Reichel. (S. 190 u. ff.)

Man merkt es dieser Rede wol an, dass sie Gottsched aus dem Herzen geflossen war. Handelte sichs hier doch um die Gattin eines seiner treuesten Verehrer und Freunde, des später nach Halle (wo er als Assessor am Schöppenstift tätig war) übersiedelten Dr. Christian Reichel, der im Oktober 1730 Gottsched „auf seinen Händen von Leipzig nach Halle tragen" wollte, falls dieser die geplante Berufung an die Stelle Wolfs annähme. Bekannt sind die beyden Söhne dieses Dr. Reichel: Johann Gottfried Reichel (der eine Zeitlang in Starzedel Erzieher war und 1755 durch Gottscheds Vermittelung Professor an der neugegründeten Universität zu Moskau wurde) und Johann Nathanael Reichel (Zwickau); die gleich ihrem Vater treue Gottschedianer waren und ihrem einstigen Lehrer bis über den Tod hinaus treu blieben.

Zuerst veröffentlicht wurde die Rede in der ersten Ausgabe der ‚Ausführlichen Redekunst', wo sie in dem Kapitel von „Trauerreden und Parentationen" als eines der Beyspiele eingefügt ist (S. 468/78).

Die Abweichungen der späteren Ausgabe von der ersten in Beziehung auf Rechtschreibung u. dgl. m. (die Interpunktion ist meistenteils in der ersten Ausgabe richtiger als in der späteren) will ich ebenfalls hier mitteilen:

| 1749 | 1736 |
| --- | --- |
| Seite 191. „Der Mensch strebet natürlicher Weise nach einer gewissen Hoheit und Größe: und so überhaupt, kann man dieses an ihm nicht misbilligen." | „Der Mensch strebet natürlicher Weise nach einer gewissen Hoheit und Grösse Und überhaupt kan man dieses an ihm nicht misbilligen." |
| „So viel herrliche Vorzüge ihm, den Urheber aller Dinge, vor tausend andern Geschöpfen, ertheilet hat." | Ohne die 3 Beystriche. (In allen übrigen Fällen werde ich dort, wo nur Abteilungzeichen in Frage kommen, auf Anführung verzichten.) |
| „. . . daß derselbe allerdings, nichts verächtliches aus ihm habe machen wollen" | „. . . daß derselbe allerdings nichts schlechtes aus ihm u. s. w." |
| „. . . ein rechtes Meisterstück." | „. . . ein rechtes Meisterstücke." |
| „. . . was wir auf dem ganzen Erdboden, großes und schätzbares antreffen." | „. . . was wir auf dem ganzen Erdboden grosses und schätzbares antreffen." |
| Seite 192. „Ist nun der Mensch, wirklich zu etwas Großem geschaffen: so kann man . . ." | „Ist nun der Mensch wirklich zu etwas grossem geschaffen: So kan man . . ." |
| „Wie sehr wäre es hier zu wünschen, daß diejenige Größe, nach welcher man insgemein strebet, nur allemal eine wahrhaftige Hoheit, und Größe seyn möchte." | „Nur das Einzige wäre zu wünschen, daß diejenige Hoheit, nach welcher man insgemein strebet, eine wahrhaftige Hoheit und Größe seyn möchte." |
| „. . . daß sie sehr oft ihres rechten Zweckes verfehlet; und an statt ihre wahre Erhöhung zu befördern, unvermerkt nach ihrer tiefsten Erniedrigung strebet." | „. . . daß sie ihres rechten Zweckes verfehlet, und an statt ihre Erhöhung zu befördern . . ." |
| „. . . nach welchen die Welt, zu allen Zeiten am eifrigsten gestrebet hat." | „. . . nach welchen die Welt zu allen Zeiten gestrebet hat." |

„. . . daß jene die Macht für sich behalten." — „vor" statt „für".

„Beyde nun haben zwar in diesen Stücken, ihre ächte Hoheit gesucht." — „Beyde haben in diesen Stücken ihre rechte Hoheit gesucht."

„Nach unsäglicher Mühe, und Arbeit; nach tausend Beschwerden u. schlaflosen Nächten; nach überstandenen unzähligen Mühseligkeiten, gelangten sie zwar endlich zu einer gewissen Stuffe des Ansehens vor der Welt: allein wenn sie endlich alle Macht, und alle Gelehrsamkeit erlanget hatten, die sie sich wünschten, und nach ihren Umständen, nur erreichen konnten: so gestunden doch am Ende die Klügsten unter ihnen, daß alle ihre Größe, nur eine Scheingröße, und . . ." — „Denn wenn sie endlich alle Macht und alle Gelehrsamkeit erlanget hatten, die sie zu ihren Zeiten, und nach ihren Umständen nur erreichen konnten: So gestunden doch am Ende selbst die Klügsten unter ihnen, daß alle ihre Grösse nur eine Scheingrösse, und . . ."

Seite 193 „. . . mit aller Ehre und Tugend hochbegabten Frau, Frau Gertraud . . ." — „. . . mit aller Ehr und Tugend hochbegabten Frauen, Frauen Gertraud . . ."

„. . . einer gebohrnen Ludovicinn." — „. . . einer gebohrnen Ludovizin."

„Hält man nicht insgemein dafür, das weibliche Geschlecht sey am allerwenigsten zu großen und hohen Dingen gebohren; und könne keinen Anspruch auf die wahre Hoheit machen?" — „Und dieses um so viel mehr, da man insgemein dafür hält, das weibliche Geschlecht sey am allerwenigsten zu grossen und hohen Dingen gebohren."

| | |
|---|---|
| „. . . die in der That so viel Hoheit und Größe an sich haben blicken lassen." | „. . . die in der That eben so viel Hoheit und Grösse an sich blicken lassen." |
| „Nur dieses erinnere ich:" | „Ich erinnere nur dieses," |
| „. . . bloß daher entstanden ist." | „. . . bloß daher entstanden sey." |
| „Wir Christen wissen es besser, daß . . ." | „Wir Christen wissen, daß . . ." |
| „Und da es mir dieses zu erweisen . . ." | „Und da mir dieses zu erweisen . . ." |
| „. . . daß unsre hochselige Frau Doctorinn, der wahren Hoheit und Größe theilhaftig gewesen, die nur ein Mensch in der Sterblichkeit erlangen kann." | „. . . daß unsre hochselige Frau Doctorin, der wahren Hoheit und Größe, die ein Mensch in der Sterblichkeit erlangen kan, theilhaftig gewesen." |
| „. . . daß die wahre Hoheit eines Menschen . . ." | das „wahre" fehlt. |
| Seite 194. „. . . sind ihre Schwestern und unzertrennliche Gefährtinnen." | „. . . sind ihre unzertrennliche Eigenschaften." |
| „Und was könnte wohl mit einer solchen Furcht Gottes, besser zusammen stimmen, als die wahre Hoheit und Größe, die ein Mensch in der Welt zu erlangen fähig ist?" | „Und mit einer solchen Furcht Gottes steht nichts besser zusammen, als die wahre Hoheit . . ." |
| „. . . und also Gott selbst ähnlich wird." | das „selbst" fehlt. |
| „. . . können die Kräfte des Willens zu Besiegung der Laster, des Glückes und Unglückes, und aller Eitelkeiten der Welt, recht angewendet werden." | „. . . können die Kräfte des Willens recht angewendet werden." |

| | |
|---|---|
| Seite 195. „*Warum* sollte sie denn nicht . . .“ | das „Warum“ fehlt. |
| „Die Wissenschaft *neugieriger* Menschen . . .“ | „Die Wissenschaft *der* Menschen . . .“ |
| „Man bemühet sich *oft* . . .“ | „Man bemühet sich *ferner* . . .“ |
| „. . . und glaubet *wohl gar*, sehr groß am Verstande geworden zu seyn, *wann* man sein Gedächtniß, vor *vielen* andern damit angefüllet hat.“ | „. . . und glaubet sehr groß am Verstande geworden zu seyn, *wenn* man sein Gedächtniß vor *andern* damit angefüllet hat.“ |
| „Arme Sterbliche! Was ist doch die Beschreibung eurer Thaten, eurer Meynungen und Lehren, anders, als ein Register eurer Fehler und Vergehungen?“ | Fehlt. |
| „. . . *thun und denken* sollen. *Es ist wahr*, andre gehen . . .“ | „. . . denken und thun sollen, Andre gehen . . .“ |
| „. . . einen *weit* bessern Weg.“ | das „weit“ fehlt. |
| „Sie streben nach einem gründlichen Erkenntnisse.“ | „Sie streben *nämlich* nach einem grdl. Erk.“ |
| „. . . mit allen ihren Bemühungen . . .“ | Fehlt. |
| „. . . und sind das *nicht* allezeit die Gelehrtesten unter ihnen *gewesen*, die am besten ihre Unwissenheit erkennen gelernt *hatten*?“ | „. . . und das sind allezeit die Gelehrtesten unter ihnen, die am besten ihre Unwissenheit erkennen gelernet.“ |
| Seite 196. „. . . schwinget sich *doch* der Verstand . . .“ | „. . . schwinget sich *also* der Verstand . . .“ |
| „. . . und andrer himmlischen Dinge . . .“ | Fehlt. |
| „. . . so *ergiebt* . . .“ | „. . . so *ergiebet* . . .“ |
| „Die ganze Welt wird ihm eine Schule der Wahrheit; und jedes Geschöpf giebt einen durchdringenden Lehrer ab.“ | Fehlt. |

| | |
|---|---|
| „Hier bewundert er *nun* Gottes Größe . . .“ | das „nun“ fehlt. |
| „Was für wichtige Dinge beschäfftigen *hier* den Verstand eines *Gottesfürchtigen!* *Welch eine erhabene* Weisheit ist es, dadurch . . .“ | „*Diese* wichtige Dinge beschäfftigen den Verstand eines *Gott*fürchtigen. *Dieses ist seine* Weisheit, dadurch . . .“ |
| „Ihr selbst werdet dadurch sehr weit übertroffen, ihr alten Weisen der Vorderwelt! die ihr zwar viel gesuchet, erforschet, und erfunden; aber gleichwohl in der Lehre von Gott, nur im finstern getappet, und es oft aus Unwissenheit, selbst habt gestehen müssen.“ | Fehlt. |
| „Was soll ich *noch* von der Größe des Willens, oder von der Tugend eines Gottfürchtigen sagen; dadurch . . .“ | „Was soll ich von der Größe des Willens sagen; oder von der Tugend eines Gottfürchtigen, dadurch . . .“ |
| Seite 197. „Sie brauchen *freylich* List und Macht.“ | das „freylich“ fehlt |
| „Aber, *o eitele Furcht, die ihnen mit einer gleichen Bangigkeit versalzet wird!* Sie müssen . . .“ | „Aber sie müssen . . .“ |
| „In ihren eigenen Festungen sind sie nicht sicher.“ | „Sie sind in ihren eigenen Festungen nicht sicher.“ |
| „. . . so müssen sie sich erstlich durch ein niederträchtiges *Schmäucheln*, durch Geschenke und Will*fährigkeiten, eben den verächtlichen Seelen* unterwerfen, über welche sie sich doch erheben wollen.“ | „. . . so müssen sie sich erstlich durch ein niederträchtiges *Schmeicheln*, durch Geschenke und Willfährig*keit denen* unterwerfen, über welche sie sich doch erheben wollen.“ |

| | |
|---|---|
| „Was ist nun das für eine eitle Größe, die sich selbst erniedrigen, sich selbst in den Staub legen muß; um nur andern Unvorsichtigen, durch den leeren Schein der Hoheit, ein . . .“ | „Was ist nun das vor eine eitle Größe, die sich selbst erniedrigen muß, um nur Unvorsichtigen, durch den Schein der Hoheit ein . . .“ |
| „O wie weit größer macht nicht die Gottesfurcht, den Willen eines Menschen durch die Tugend! sonderlich alsdann, wann sie ihm das Vermögen giebt, seine Leidenschaften zu dämpfen, und so gar den stärksten unter allen Feinden, ich meyne den Tod, zu besiegen.“ | „Weit größer macht die Gottesfurcht den Willen eines Menschen durch die Tugend, wenn sie ihm das Vermögen giebt, seine Affecten zu dämpfen, und . . .“ |
| „Man hat längst den Stolz der Sieger damit niederzuschlagen gesucht, daß man ihnen zugeruffen: Derjenige wäre viel tapferer, der sich selbst, als der die stärksten Bollwerke besiegen könne. Und wer weis nicht, daß man den Tod allezeit für den schrecklichsten Feind gehalten?“ | Fehlt. |
| Seite 198. „Beydes aber lehrt sie allein besiegen! Und das thut sie . . .“ | „Beydes thut sie . . .“ |
| „Wie kann doch bey demjenigen eine Leidenschaft stark werden, der allezeit nicht anders, als in . . .“ | „Wie kann bey demjenigen eine Leidenschaft stark werden, der allezeit als in . . .“ |
| „Und also wird ja weder . . .“ | das „ja“ fehlt. |
| „. . . in einem edlen Herzen . . .“ | das „edlen“ fehlt. |

| | |
|---|---|
| „. . . wo einmal die Furcht des Höchsten *recht* beklieben ist.“ | das „recht“ fehlt. |
| „Bezwingt nun ein Gottesfürchtiger *erst* seine *Leidenschaften*: so besieget er auch *endlich* selbst den Tod.“ | „Bezwingt nun ein Gottesfürchtiger seine *Affecten*: so besieget er auch selbst den Tod.“ |
| „Dieses ist *zwar* ein Feind.“ | das „zwar“ fehlt. |
| „Ein *Gottfürchtiger* aber . . .“ | „Ein *Gottesfürchtiger* aber . . .“ |
| „. . . wenn er sich *nun endlich auch* einstellet.“ | das „nun endlich auch“ fehlt. |
| „Er geht *getrost* den *letzten* Kampf mit ihm ein.“ | „Er geht den Kampf ein.“ |
| „. . . so zieht er *doch* als . . .“ | „so ziehet er, als . . .“ |
| Seite 199. „. . . aus den Armen ihres *liebreichen Ehegatten*.“ | „. . . aus den Armen ihres *Ehemannes* . . .“ |
| „Wenn ein heftiger Wetterstral auch nur ein bekanntes, oder benachbartes Haus trifft, so ist niemand so eisern, der nicht selbst an dem Schrecken Theil nehmen, und dem beschädigten Freunde wenigstens mit Trost und Wehmuth beystehen sollte.“ | Fehlt. |
| „. . . fast in Thränen *zerfleußt*?“ | „. . . fast in Thränen *zerfliesset*?“ |
| „. . . diese so *gerechten*, diese so *billigen* Thränen.“ | „. . . diese so *gerechte*, diese so *billige* Thränen.“ |
| Seite 200. „Doch weinen sie *auch* nicht zuviel;“ | „Doch *nein*, weinen sie nicht.“ |
| „Sehen sich *nicht* viele Trauerredner genöthiget, . . .“ | „Viele Trauerredner sehen sich genöthiget . . .“ |

| | |
|---|---|
| „In solchen Gelegenheiten . . .“ | „Und in solchen Gelegenheiten . . .“ |
| „. . . in den geringsten Verdacht eines Schmäuchlers . . .“ | „. . . in den geringsten Verdacht eines Schmeichlers . . .“ |
| „. . . des stillen, sittsamen und recht jungfräulichen Wandels . . .“ | das „recht“ fehlt. |
| „Zwar leben wir in Zeiten, darinnen auch dieser Theil des menschlichen Geschlechts dem Vorwurfe der allgemeinen Verderbniß nicht entgehen kann. Man klaget auch, und leider! nicht ohne Grund, über die abnehmende Zucht und Schamhaftigkeit des jungen Frauenzimmers. Allein dem ungeachtet, fodere ich euch auf, ihr Splitterrichter! die ihr mit eurer boshaften Zunge alles beflecket: euch, denen auch die Tugend . . .“ | „Nur mit euch will ich reden, ihr Splitterrichter, die ihr mit eurer boshaften Zunge alles beflecket: Mit euch, die ihr an dem unschuldigsten was zu lästern findet. Mit euch, denen die Tugend . . .“ |
| Seite 201. „. . . vor billiger Scham.“ | das „billiger“ fehlt. |
| „. . . diese eure Schamröthe ist der stärkste Beweis ihrer jungfräulichen Jugend und wahren Gottesfurcht zu nennen.“ | „. . . diese eure Schamröthe ist der stärkeste Beweis ihrer wahren Gottesfurcht.“ |
| „. . . da die Eitelkeit und Wollust fast alles überschwemmet haben, dennoch unbefleckt bleibt.“ | „. . . da die Eitelkeit und Wollust alles überschwemmet, unbefleckt bleibet.“ |
| „Es ist was seltsames, wann . . .“ | „Es ist was seltenes, wenn . . .“ |
| „Entschuldigen . . . zu verwerfen seyn werde.“ | Fehlt. |

| | |
|---|---|
| „Allein dieses bedurfte unsre Hochselige nicht.“ | „Und das geschah bey unsrer Hochseligen.“ |
| „... in jenen schlüpfrigen Jahren ...“ | „... in denen Jahren ...“ |
| „Und daraus entstund nun ...“ | das „nun“ fehlt. |
| Seite 202. „... alle, die Gelegenheit hatten, dieses angenehme Frauenzimmer zu kennen.“ | „... alle, die dieses angenehme Frauenzimmer zu kennen Gelegenheit hatten.“ |
| „... keines mehr das Herz gefesselt ...“ | Fehlt. |
| „... ihre Gottesfurcht, ihre Tugend, ihre Sanftmuth, ihre Häuslichkeit, kurz ...“ | Fehlt. |
| „... die vielen Schönheiten ihrer Seele.“ | „... die vielen Schönheiten der Seelen.“ |
| „Das Leben eines Menschen ... auszuüben“ | Fehlt. |
| Seite 203 „... bey Verehlichten.“ | „... bey verehlichten.“ |
| „... das erste und einzige Pfand ...“ | „... das einzige und erste Pfand ...“ |
| „... alle ihre Gemüthsbewegungen und Leidenschaften ...“ | das „und Leidenschaften“ fehlt. |
| „... er mochte ihr zuschicken, was er auch immermehr wollte.“ | „... er möchte ihr zuschicken, was er wollte.“ |
| Seite 204. „... vor Augen sah ...“ | „... vor Augen sehe ...“ |
| „von allen Ihrigen ...“ | „von allen ihrigen ...“ |
| „... in ihrem zwey und zwanzigsten Jahre, welch eine zarte Jugend! denjenigen ...“ | „... im zwey und zwanzigsten Jahre, denjenigen ...“ |
| „... auch von Gott ...“ | „... von Gott auch ...“ |
| „... so rückte sie endlich, getrost dem Tode unter die Augen.“ | das „getrost“ fehlt. |

| | |
|---|---|
| „Ihr schwachen Zärtlinge, die ihr euch nur so lange für stark haltet, als keine Gefahr vorhanden ist; die ihr Helden seyd, wenn sich kein Feind sehen läßt: hernach aber zittert, wie ein Laub, das eine unruhige Luft anhauchet." | Fehlt. |
| „. . . unerschrocken, aber nicht verwegen . . ." | „. . . unerschrocken und nicht verwegen . . ." |
| „. . . der, der ist allererst . . ." | „. . . der ist allererst . . ." |
| „Unsre Hochselige erschrak . . ." | „Sie erschrak . . ." |
| „. . . und so lieferte sie ihre großmüthige Seele, in die Hände dessen, der sie nunmehr zu einer größern Hoheit erhoben hat, als noch jemand in dieser Welt hat erreichen können." | „Sie lieferte also ihre großmüthige Seele in die Hände dessen, der sie nunmehro zu einer grossen Hoheit erhoben hat, als jemand in dieser Welt erreichen kann." |
| Seite 205. Ältern und Geschwister." | „Eltern und Geschwister." |
| „O daß doch aus der himmlischen Fülle alles Trostes, ganze Ströme ihr Herz erfüllen, und ihre gebeugte Brust wiederum erquicken möchten." | Fehlt. |
| „. . . so sie erfüllet . . ." | „. . . so sie besitzen . . ." |
| „. . . alle ungestüme Leidenschaften." | „. . . alle Leidenschaften." |
| „. . . künftig an statt seiner Eheliebsten." | das „künftig" fehlt. |
| „. . . die bekümmerten Großältern." | „. . . die bekümmerten Großeltern." |
| „. . . anstatt ihrer leiblichen Frau Tochter werden küssen können." | ,. . . an statt ihrer leiblichen Frau Tochter küssen können." |

| | |
|---|---|
| „. . . da sie *auch in jungen Jahren* diejenige Größe und Hoheit erlangt hat, welche . . .“ | „. . . da sie diejenige Größe und Hoheit erlangt hat, welche . . .“ |
| „Warum hätte sie *also* . . .“ | das „also“ fehlt. |
| Seite 206. „Und wie selig ist sie itzo nicht; da sie diejenige Vollkommenheit bereits erlanget hat, nach welcher wir alle, und wer weis noch wie lange? *sehr mühsam* werden ringen . . . müssen!“ | „Und wie selig ist sie itzo; da sie diejenige Vollkommenheit erlanget hat, nach welcher wir alle, und wer weis noch wie lange werden ringen . . . müssen.“ |

## Aufmunterungsrede. (S. 207 u. ff.)

Die ‚Gesellschaft der freyen Künste‘, an deren erstem Versammlungstage diese bedeutsame Rede gehalten wurde, war 1752 am 5. September gegründet worden; sie sollte, gleich der parisischen Académie des Inscriptions und der arkadischen Akademie zu Rom, Forschungen auf dem Gebiete der alten Sprachen, auf dem Gebiete der deutschen Sprache und Litteratur betreiben, aber auch geschichtlichen, archäologischen und kunstkritischen Bestrebungen dienen. Der sächsische Kurprinz hatte das Protektorat übernommen; und eine Reihe geistig und gesellschaftlich hervorragender Männer trat sofort der Gesellschaft bey; selbst einige Franzosen von Rang bewarben sich schnell um die Ehre, Mitglieder der Gesellschaft zu werden. Eine Zeit lang konnte es scheinen, als ob es dem allerorten und von allen Seiten angegriffenen, ja vielfach verhöhnten Manne gelingen würde, mit dieser neuesten Schöpfung den Deutschen so etwas wie eine maßgebende höchste Autorität in geistigen litterarischen Angelegenheiten zu stiften. Aber der Ansturm der zahlreichen Gegner wurde größer und hartnäckiger; trotz aller Anstrengungen Gottscheds führte die Gesellschaft (die das werden sollte, was die ‚Deutsche Gesellschaft‘ zweifellos geworden wäre, wenn man ihr nicht die geistige und staatsmännische Kraft des mächtigen Seniors entfremdet hätte) nur wenige Jahre ein bedeutsames Daseyn; bis zu Gottscheds Tode stand sie zwar aufrecht; dann aber ging sie schnell ein. Drey Bände mit Abhandlungen der verschiedensten Art wurden veröffentlicht — sie standen nicht immer auf der Höhe der „Beyträge“; aber sie sind trotzdem von hohem Werte

und lassen es bedauern, dass die feindselige Mitwelt auch in diesem Falle Sieger über den mehr und mehr vereinsamenden Riesen wurde. Näheres, wenn auch nur Dürftiges, in Wanieks ‚Gottsched' S.S. 611 u. ff.

---

### Rede auf Otto von Schönaich. (S. 222 u. ff.)

Über Schönaichs Krönung soll an dieser Stelle nichts gesagt werden. Waniek berichtet über „Die Komödie" auf S.S. 580/1, der Überlieferung entsprechend. Im 3. Bande des Jahrbuchs der Gottsched-Gesellschaft (Kleine Gottsched-Halle III, 1 u. ff.) findet man eine ausführliche Darstellung des von Gottscheds Gegnern so einsichtslos und roh verhöhnten Ereignisses.

---

### Rede über die Schauspiele. (S. 251 u. ff.)

Auch diese, theatergeschichtlich bedeutsame, Rede wurde (1729) in der „vertrauten Rednergesellschaft" gehalten; auch sie erschien zuerst in der ‚Ausführlichen Redekunst' und dann in den ‚Reden', ohne nennenswerte Abänderungen. Was eingangs für eine Rede gemeynt ist und von wem sie gehalten wurde, habe ich nicht erkunden können.

---

### Akademische Vorlesung. (S. 265 u. ff.)

Sie erschien zuerst (1751) im ‚Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit' und dann (in demselben Jahre) unverändert als Einzeldruck. Der Standpunkt, den Gottsched in ihr vertritt, ist allgemach, so zu reden, Gemeingut geworden; um 1751 zeugte es immerhin von einem weiten Blick und von klarer Einsicht in das Wesen der Kunst des tragischen Dichters, des Dramatikers überhaupt, für eine solche Weltbild-Dramatik einzutreten. Es hätte auch in Beziehung auf diesen Traktat keinen Sinn, darauf hinzuweisen, dass ähnliche Ansichten schon weit früher von römischen und französischen Kunstdenkern ausgesprochen worden; denn Gottsched ist nie Nachsprecher; er bedient sich der Gedanken seiner Vorgänger nur, um das aus eigener Einsicht Gewonnene (und alle derartige Weisheit lässt sich nur selbstdenkend erringen) mit ihnen zu stützen. Alles Gescheite ist immer schon gedacht und ausgesprochen worden; aber es wird stets wieder neu lebendig in dem Kopfe, der es neu und aus persönlichem Zwange heraus neu denkt und den Mut findet, es abermals auszusprechen. Gottsched hat der, damals für Deutschland ganz neuen Wahr-

heit, überdies eine so feste philosophisch-ästhetische Vertiefung gegeben, dass der Traktat schon aus diesem Grunde für eine kunstgeschichtliche Tat gelten muss.

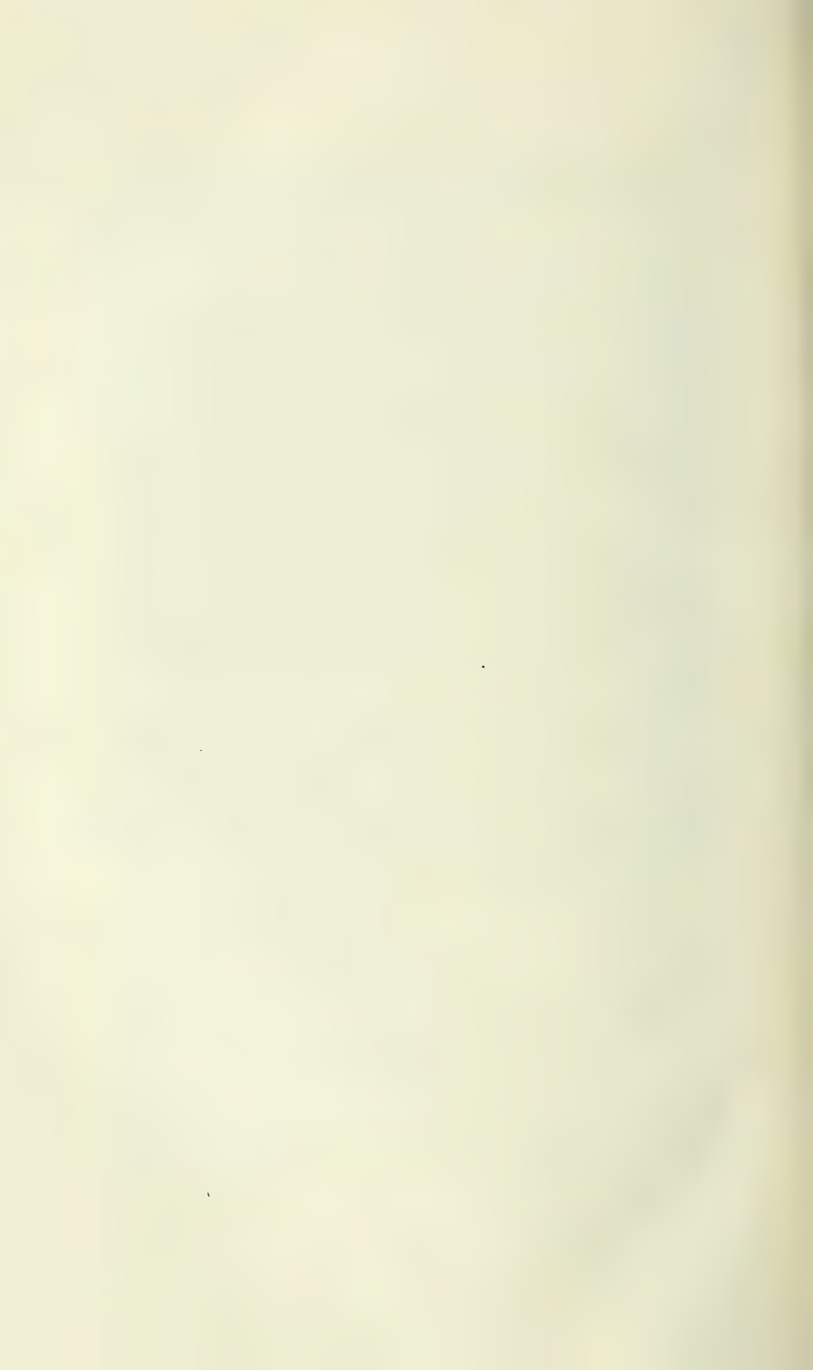
* * *

Was schließlich die Rechtschreibung anbetrifft, so habe ich natürlich auch in diesem Bande überall dort, wo eine besondere Eigentümlichkeit Gottscheds vorliegt, die ursprüngliche Schreibung beybehalten. In allen andern Fällen ist die veraltete Schreibung beseitigt zu gunsten einer Rechtschreibung, die sich zwar nicht ganz mit der kürzlich im Reiche eingeführten deckt, aber vor dieser eine unbedingte logische und etymologische Richtigkeit voraus hat. Das ß ist überall, wo es den scharfen Klang hat (d. h. nach einem kurzen Selbstlaut), entweder in ein ss oder ein ſs, das Schluſs-ß in Worten wie: Erkenntniß, Gefängniß u. dgl. in das einfache s, das ſs bezw. ss in Worten wie bloſs, Grösse u. dgl. in ß, das th in ein schlichtes t verwandelt worden: die Doppelmitlaute in Wörtern wie: Beschützerinn, Gefährtinn, Krafft, Beschäfftigung, Ruff, Republick, Todt u. dgl. m. sind eben so beseitigt worden wie die Doppelselbstlaute in Worten wie: Merkmaal, Grabmaal, Quaal, Heerd, seelig u. dgl. Wo Gottsched (zumal in seinen jüngeren Jahren) Mine für Miene, Blühte für Blüte, denen für den, derer für der, Namen für Name, erwegen für erwägen, Ahndung für Ahnung, Wapen für Wappen, reizt für reizest, weitläuftig für weitläufig, Erzt für Erz, bedauren für bedauern, wiederfahren für widerfahren, vor statt für, Sal statt Saal, dieß für dies, gebohren für geboren, verlohren für verloren, erkohren für erkoren u. dgl. schreibt, da ist natürlich ohne weiteres die neue Rechtschreibung, die Gottsched in seiner ‚Deutschen Sprachkunst' zum größten Teil noch selbst eingeführt hat, gewählt worden. Ebenso sind die Formen: schmäucheln und Schmäuchler in schmeicheln und Schmeichler, gesetzet, gestürzet, ersuchet, verzehret, gehet, schallet u. dgl. in gesetzt, gestürzt, ersucht, verzehrt, geht, schallt u. dgl. umgewandelt. Von besonderen Abweichungen seyen hier noch die folgenden erwähnt: Seite 9, 108, 113 u. a. a. O.: unzähliche, für: unzählige; Seite 11: Erwürgeten für: Erwürgten; Seite 16, 103 u. a. a. O.: gescheidten für gescheiten; Seite 18: Gottesgelahrheit für: Gottesgelahrtheit (dieses ist aber hier wol ein Druckfehler, da eine Seite vorher auch das Original die Form Gottesgelahrtheit zeigt, wenn auch die Gelahrheit beym jüngeren Gottsched nicht selten ist). Auf derselben Seite ist „Schar" nur ein Druckfehler; bey Gottsched steht „Schaar". (Seite 113

weist denselben, allerdings der neuen „Rechtschreibung" entsprechenden, Druckfehler auf.) Das „weiß" von wissen aber schreibt Gottsched bis ins hohe Alter hinein vorzugsweise „weis". Seite 20: vieleicht, für: vielleicht (Nur der junge Gottsched schreibt vorwiegend vielleicht; in reiferen Jahren schreibt er ausschließlich vieleicht). Seite 24: die ersten Saamkörner, für: die ersten Samkörner. Seite 29 u. a. O.: sammlet, für: sammelt. Seite 30: Hindansetzung, für: Hintansetzung. Auf derselben Seite: Schumacher, für: Schuhmacher. Auf Seite 31: Handthirung, für: Hantirung. Seite 82: Madrit für: Madrid. Seite 84: Menkens, für: Menckens. Seite 91: Westmünster, für: Westminster. Seite 100: einem jungen dänischen, für: einem jungen Dänischen. Seite 102: gescheidesten, für: gescheitesten. Seite 104: Seulen, für: Säulen. Seite 110: satyrischen, für: satirischen. Seite 111: Dantes, für: Dante. Seite 111; hollsteinisch, für: holsteinisch. Seite 118 und 266: adlich, für: adlig. Seite 125: Augenlieder, für: Augenlider. Seite 136: die Bahne, für: die Bahn (Gottsched bevorzugt die Form „Bahne", aber er schreibt auch „Bahn", wie auf Seite 148=120). Seite 142: von einem Domherren, für: von einem Domherrn. Seite 143: diese Meynung, von Bewegung der Erdkugel, für: diese Meynung, von der Bewegung der Erdkugel (Gottsched liebt es, in solchen Fällen den Artikel wegzulassen). Seite 152 ist: Seulenordnung, statt: Säulenordnung stehen geblieben.

Natürlich ist auch überall das c in Worten wie: Doctor, Secte, Sclave, Classe, Cörper, Occident, Scribent, Confect, Facultät, Macedonien, Sicilien u. dgl. m. entsprechend in k oder in z umgewandelt worden. Bey den geschichtlichen Namen habe ich die feststehende Schreibung nicht verändert; nur Coppernicus macht eine Ausnahme, weil die Schreibung dieses Namens erst seit Prowes Untersuchungen festgestellt ist.

E. R.



# Inhalt des sechsten Bandes.

